



universität
wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

Literatur und Politik – Moderne jiddische Literatur und
"Jiddischismus" in Wien (1904 bis 1938)

Verfasser

Mag. phil. Thomas Soxberger

angestrebter akademischer Grad

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 092 379

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt: Judaistik

Betreuerin / Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Davidowicz

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
0.1 Moderne jiddische Kultur	7
0.2 Zum Forschungsstand	11
0.3 Erkenntnisinteresse und methodischer Zugang	13
Kapitel Eins: Jiddisch und Jiddischismus in Galizien und Wien (1904-1914)	18
1.1 Entstehung eines österreichischen Jiddischismus	18
1.1.1 Die jiddische Sprache in Wien um 1904	18
1.1.2 Nathan Birnbaum und der Verein „Jüdische Kultur“	20
1.2. Die jiddische Sprache als Politikum: Die jüdisch-nationale Bewegung	25
1.2.1 Sprachpolitik und Politik in Cisleithanien	25
1.2.2 Die österreichischen Volkszählungen und das Jiddische	27
1.2.3 Der „Jüdische Klub“ im Reichsrat	30
1.3. Jüdische Arbeiterbewegung in Österreich und das Jiddische	32
1.3.1 Die Poale Zion in Wien	35
1.3.2 Kaffeehaus-Bohème und jüdische Exil-Politik	37
1.3.3 Russische und galizische Bundisten in Wien	38
1.4. Eine literarische Jugendbewegung: „Jung –Galizien“	39
1.4.1 S. J. Imber	40
1.4.2 Mejlech Chmielnitzky	41
1.5. Jiddische Literatur in Wien vor dem Ersten Weltkrieg	42
1.5.1 Jiddische Journalisten in Wien	43
1.5.2 Das „Nathan-Birnbaum-Komitee“	45
Kapitel Zwei: Der Erste Weltkrieg und die Entstehung der Ersten Republik (1914-1919)	47
2.1 Der Krieg und das jiddische Kulturleben	47
2.2 Jiddische Presse in Wien: Die Jüdisch-Nationalen	50
2.2.1 Zur Geschichte der jiddischen Presse in Wien	50
2.2.2 Der Verleger Max Hickl	52
2.2.3 Die jiddische Tageszeitung „Viner morgentsaytung/Wiener Morgen-Zeitung“	53
2.2.4 Die „Vokhentsaytung far folk, land un shprakh“	58
2.3 Jiddische sozialistische Presse und jiddische Literatur in Wien	64
2.3.1 „Der Yudisher Arbeyter“	64

2.3.2 „Der Veker“	65
2.3.3 „Avangard“	66

2.4 Jiddisch als „Kultursprache“ in Wien	67
2.4.1 Die Anerkennung der jiddischen Sprache	67
2.4.2 S. J. Imber, seine Zeitschrift und der Verlag „Nailand“	69
2.4.3 Jiddische und hebräische Schriftsteller in Wien nach dem Ersten Weltkrieg	72
2.4.4 Jiddisches Theater in Wien als „nationale Kulturaufgabe“	74
2.4.5 „Ost und West“: Jiddischer Film in Wien	82

Kapitel Drei: Jiddisch und die radikale jüdische Arbeiterbewegung Wiens

86

3.1. Die jiddische Linke in Wien, 1917-1922	86
3.1.1 Poale Zionisten und Bundisten in Wien: Eine kurze Geschichte der Parteispaltungen ..	87
3.1.2 Jüdischer Kommunismus in Wien: 1919/20	94
3.1.3 Jüdischer Kommunismus in Wien: 1921/22	97
3.1.4 Der Danziger Parteitag der „Linken Poale Zion“ 1922	99
3.2. Die Linke Poale Zion und das Jiddische	104
3.2.1 Jiddisch im Parteileben der Linken Poale Zion	104
3.2.2 Jiddische Hilfsstelle in Wien und die Linke Poale Zion	106

Kapitel Vier: Schreibtischrevolutionäre? Die jiddischen Schriftsteller Wiens und die Rätebewegung der Ersten Republik

109

4.1. Jiddische Schriftsteller aus der jiddischen Linken	109
4.1.1 Der Kreis um Moses Silburg	109
4.1.2 Alexander Chaschin	112
4.1.3 Moses Liwschitz	114
4.2 Der Verlag DER KWALL	116
4.2.1 Politische Hintergründe der Verlagsgründung	117
4.2.2 Ökonomischer Hintergrund der Verlagsgründung	118
4.3. Die „Kooperative Abteilung Kritik beim Verlag Der Kwall“	123
4.3.1 Die Zeitschrift „Kritik“	124
4.3.2 „Was ich euch zu sagen habe“: Moses Silburgs Auffassungen von jüdischer Kultur ..	128

Kapitel Fünf: Die „Krise“ der modernen jiddischen Kultur Wiens (1922-1938)

135

5.1 Das Jiddische im Wien der zwanziger Jahre	135
5.1.1 Jiddische und hebräische Schriftsteller in Wien zu Mitte der zwanziger Jahre	136
5.1.2 Die Haltung der Poale Zion in der Sprachenfrage zu Ende der zwanziger Jahre	138

5.2 Die Schriftstellergruppe um Max (Mendel) Neugröschel	143
5.2.1 Ein gescheiterter Neubeginn: Die Zeitschrift „UNHOIB“	143
5.2.2 „Jüdischer Kulturkreis“ und die Zeitschrift „Yidish“	147
5.2.3 Der kommunistische Journalist Sigmund Löw	152
5.3 Die „Vereinigung der hebräischen und jiddischen Presseberichterstatter“	155
5.4 Die Krisensituation des letzten Jahrzehnts (1928-1938)	158
5.4.1 „Tsushtayer“, Lemberg-Wien	160
5.4.2 Jiddische Verlagstätigkeit in Wien	165
5.4.3 Das Ende im Jahr 1938	166
Kapitel Sechs: Jiddische Philologie als eine Wissenschaft des „Nation Building“	168
6.1 Jiddisch und jüdische Nation	168
6.1.1 Matthias Mises	170
6.1.2 Ber Borocho und der „Borochoismus“	172
6.2 Jiddische Sprachwissenschaft in Wien	176
6.2.1 Alfred Landau und Bernhard Wachstein	176
6.2.2 Die „Gesellschaft der Freunde des Jüdischen Wissenschaftlichen Instituts“	177
Resümee: Literatur und Politik	179
Literaturverzeichnis	192
Anhang: Literaturbeispiele	199
Kurzfassung	223
Abstract	225
Lebenslauf	227

Einleitung

0.1 Moderne jiddische Kultur

In dieser Arbeit versuche ich, die jiddische Literaturszene in Wien von ihren erste Anfängen – die ich um das Jahr 1904 ansetze – bis zur ihrer Zerstörung im Gefolge des Jahres 1938 in ihrem politischen Kontext zu rekonstruieren.

Die Entstehung eines jiddischen Literaturlebens in Wien ist nur ein kleiner Teil einer umfassenden politischen und kulturellen Entwicklung im jüdischen Leben zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Am Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts machte die Kultur des osteuropäischen Judentums eine dynamische Entwicklung durch, die eng mit der Umgangssprache der Mehrheit der jüdischen Bevölkerung Osteuropas verbunden war. Eine Sprache, die bisher in abwertender Weise als „Jargon“ oder als „jüdisch-deutscher Dialekt“ und ähnliches bezeichnet und in der Tradition der Haskalah nicht nur als Zeichen, sondern geradezu als die Ursache für kulturelle Rückständigkeit betrachtet worden war, entwickelte sich zu einem Medium moderner Kommunikation. Innerhalb eines kurzen Zeitraums entstanden in dieser Sprache eine moderne Literatur, ein ausdifferenziertes Pressewesen und ein populäres Theater.¹

Um 1900 begann man die Sprache, die auch für die Generation ihrer ersten Klassiker dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend noch „*der yidisher zhargon*“² (der jüdische Jargon) gewesen war, schlichtweg als „*di yidishe shprakh*“, also als „die jüdische Sprache“ zu bezeichnen. Dieser Sprachname wurde zu dieser Zeit als „Jiddisch“ über das englische „*Yiddish*“ ins Deutsche übernommen.³ Zunehmend beanspruchten jüdische Intellektuelle für die jüdische „Volkssprache“ den Rang einer „Kultursprache“, die als solche auch höhere Bildungsaufgaben übernehmen sollte.⁴ Als „Volkssprache“ trat Jiddisch, der verachtete „jüdisch-deutsche Dialekt“, sogar in direkte Konkurrenz mit der hebräischen Sprache, die zur selben Zeit ebenfalls eine Modernisierung durchmachte. Wo aber Hebräisch eine Sprache intellektueller Eliten war, konnte Jiddisch beanspruchen, die Massen des Volkes hinter sich zu haben. Als Medium einer populären

¹ Für einen Überblick siehe etwa Emanuel Goldsmith: *Modern Yiddish Culture*, New York 1997; David E. Fishman: *The Rise of Modern Yiddish Culture*, Pittsburgh 2005.

² Hans Peter Althaus: *Ansichten vom Jiddischen in Literatur und Presse*, Trier 1993. Für die Transkription jiddischer Begriffe verwende ich die YIVO-Umschrift.

³ Hans Peter Althaus: *Zocker, Zoff und Zores*. München 2002, 118.

⁴ Joshua A. Fishman: *Attracting a following to high culture functions for a language of everyday life*, in: [ders.], *Yiddish: Turning to Life*, Amsterdam/Philadelphia 1991, 255-283.

Massenkultur wurde es zwar nicht unbedingt im Prestige dem Hebräischen gleichgestellt, war aber zunehmend ein Faktor, mit dem auch seine Verächter rechnen mussten, vor allem, nachdem das Jiddische zur Sprache einer bedeutenden jüdischen Arbeiterbewegung wurde.

Die jüdische Gemeinde Wiens war zu Ende des 19. Jahrhunderts zu einer der größten Europas geworden. Ihre Führungselite wurde von einem deutschsprachigen Bürgertum dominiert, das den „jüdischen Jargon“ mit osteuropäischer, insbesondere galizischer, „Kulturlosigkeit“ und mit der Sprache des glücklich überwundenen „mittelalterlichen Ghettos“ gleichsetzte. Aber auch hier, im „assimilierten Wien“, etablierten sich nach 1900 jiddisches Theater, jiddische Presse und Literatur. Die Forderung nach einer offiziellen Anerkennung des Jiddischen durch den Staat fand ihre Anhänger in Galizien und der Bukowina, was auch auf Wien zurückwirkte.

Zu Beginn der 1920er Jahre erlebte die Wiener jiddische Kultur ihren Höhepunkt. Mehrere Verlage gaben jiddische Bücher und Zeitschriften heraus. Erstmals (und einmalig) wurde 1915 eine jiddische Tageszeitung ins Leben gerufen, die nach einer kriegsbedingten Unterbrechung Anfang 1918 wieder erscheinen konnte. Jüdische Parteiorganisationen – Bundisten und Poale-Zionisten – führten einen wesentlichen Teil ihrer Parteiarbeit in der Leopoldstadt und der Brigittenau in jiddischer Sprache. Mehrere jiddische Theatertruppen, ob es sich nun um Ensembles lokaler Wiener Bühnen handelte oder ob sie sich auf Gastspielen in Wien aufhielten, brachten gut besuchte Aufführungen jiddischer Theaterstücke.

Wie ich bereits erwähnte, war die Entwicklung einer jiddischen Kultur, die man in Wien in diesen Jahren beobachten konnte, selbstverständlich nur ein kleiner Teil einer großen politischen und kulturellen Entwicklung. Entscheidende Veränderungen vollzogen sich in den Jahren zwischen den russischen Revolutionen 1905 und 1917 vor allem im russischen Judentum des so genannten „Ansiedlungsrayons“, jenem westlichen Randgebiet des zaristischen Russland, das seit dem 19. Jahrhundert der jüdischen Bevölkerung zugewiesen war, und wirkten auch auf Galizien ein.

Das Ostjudentum, das von den Krisen des Russischen Reichs besonders betroffen war, rückte durch Auswanderungswellen, bedingt durch die ökonomische Krise sowie direkte und indirekte Verfolgungen ins Zentrum des Interesses jüdischer Intellektueller, die sich mit der „jüdischen Frage“ beschäftigten. Dabei waren es nicht nur die sozialen Fragen der verarmten Flüchtlinge und Arbeitsmigranten, mit denen sich die westjüdischen Intellektuellen zu befassen begannen. Die ostjüdische, jiddisch-hebräische Kultur bot ihnen auch das Bild eines jüdischen

Volkslebens, von dem sie sich Antworten auf ihre eigenen Identitätsfragen erhofften.

Besonders durch den Ersten Weltkrieg kamen die assimilierten jüdischen Intellektuellen plötzlich in nahen Kontakt mit Ostjuden, die oft nicht ihren vorgefassten Meinungen entsprachen. Deutsch-jüdische Intellektuelle projizierten in die ostjüdischen Massen ihre Ängste und Hoffnungen. In den politischen Umwälzungen, die Kriege und Revolutionen ausgelöst hatten, stand für sie nichts weniger als die Zukunft des ganzen jüdischen Volkes zur Disposition. Bisherige Organisationsformen der jüdischen Politik wurden als nicht mehr zufriedenstellend erachtet. Die Lösung der „jüdischen Frage“ suchte man entweder in der Errichtung der „jüdischen Heimstätte“ in Palästina oder einer „Kulturautonomie“ in Osteuropa, die von manchen auch eine politisch-ökonomische Grundlage, eventuell durch eigene jüdische Autonomiegebiete, einschloss. Andernfalls befürchtete man die beschleunigte Assimilation, sogar die Auflösung der jüdischen Identität, den Untergang des Judentums.

Die Krise der Assimilation bewirkte auch in Wien seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eine veränderte Wahrnehmung der jiddischen Kultur. Wien hatte sich ja über mehr als ein Jahrhundert lang unter den „Ostjuden“ einen zwiespältigen Ruf erworben. Einerseits war Wien, beginnend mit der Aufklärung bzw. ihrem jüdischen Pendant, der Haskalah, mit den Toleranzedikten Kaiser Joseph II. und besonders der bürgerlichen Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs eine Stadt geworden, die völlig neue soziale Aufstiegsmöglichkeiten bot. Jüdische Talente wurden – wenn auch oft nicht ohne Schwierigkeiten – hier letztlich anerkannt. Der soziale Aufstieg war aber gleichzeitig auch nur um den Preis der Assimilation an die deutschsprachige Kultur zu haben und führte oft bis zu dem, was man im traditionellen Judentum verächtlich „*shmad*“ nannte – Austritt aus der jüdischen Religion und Taufe.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde aber der optimistische Fortschrittsglaube des Wiener liberalen Bürgertums in Frage gestellt. Die modernen politischen Bewegungen brachten den Judenhass, den man schon im Verschwinden begriffen glaubte, in Form des politischen Antisemitismus in den Alltag zurück. Der Weg des Judentums in die Moderne war mit krisenhaften Erscheinungen verbunden. Die moderne jiddische Literaturbewegung, die sich zu dieser Zeit in Russland entwickelte, war zu einem beträchtlichen Maß ein Phänomen der Rückwendung von bereits russifizierten, aber von der zaristischen Politik enttäuschten, jüdischen Intellektuellen zu ihrem Volk. Die Widerstände und Probleme, denen sich das jüdische

Kleinbürgertum und ein entstehendes jüdisches Proletariat auf ihrem Weg in die moderne Welt ausgesetzt sahen, finden sich in den Werken der ersten jiddischen Klassiker zu Ende des 19.

Jahrhunderts wieder. Die von ihnen geschaffene Literatur sollte

den Leser bilden, belehren, erziehen, seine Aufgeschlossenheit gegenüber der "Welt" fördern, sie sollte realitätsnah sein, um dem jüdischen Leser eine Identifikationsbasis zu geben, und sie sollte ethisches Handeln und jüdische Weltanschauung vermitteln.⁵

Als Antwort auf die Probleme des jüdischen Lebens im Übergang zur Moderne entstand eine Reihe von Ideologien, die alle auf eine „nationale jüdische Renaissance“ abzielten. Das besondere der jüdischen Situation war, dass dabei zwei sich oft erbittert bekämpfende jüdische Sprachnationalismen entstanden. „Hebraismus“ und „Jiddischismus“ standen einander gegenüber. Im Allgemeinen gilt, dass „Diasporanationalismus“ und jüdische Arbeiterbewegung mit dem Jiddischen verbunden waren, die zionistische Bewegung mit dem Hebräischen. Komplex wurde die Situation dadurch, dass die jüdische Arbeiterbewegung in sehr unterschiedlicher Weise den Sprachnationalismus in ihre ideologischen Konzepte integrierte.

Diese Arbeit befasst sich mit einer relativ kleinen und überschaubaren Gruppe jüdischer Intellektueller, die sich als Vertreter einer modernen, säkularen jüdischen Kultur in jiddischer Sprache in Wien betrachteten. Trotz einer beträchtlichen Fluktuation lässt sich eine Kontinuität von der Zeit der ausgehenden Monarchie bis 1938 verfolgen. Ich versuche, zu zeigen, dass diese Kontinuität nicht nur an einzelne Personen gebunden ist, sondern dass auch eine Kontinuität in der Rezeption ideologischer Vorgaben bestand.

Diese ideologischen Vorgaben, die besonders durch Ber Borochow geprägt wurden, bildeten eine Art impliziter Messlatte, an der Erfolge und Scheitern der jiddischen Kultur in Wien gemessen wurden. Um diese angesprochene „Messlatte“ verständlich zu machen, muss man sich zuerst dem ihr zugrunde liegenden jiddischen Sprachnationalismus zuwenden. Deshalb wird zuerst die Entstehung der auf Nathan Birnbaum und Ber Borochow zurückgehenden Varianten des Jiddischismus referiert. Es wird versucht, diese vor dem Referenzrahmen der Nationalismen der späten Habsburgermonarchie zu sehen.

Die Jahre unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg waren eine Zeit, in der die Dynamik der politischen Umwälzungen Hoffnungen auf die Umsetzung weitreichender Konzepte des

⁵ Angelika Glau: *Jüdisches Selbstverständnis im Wandel. Jiddische Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts*. Wiesbaden 1999, 12.

jiddischen Diasporanationalismus erweckte, aber vor allem – auf die revolutionäre Umgestaltung der europäischen Verhältnisse. In der Zeit zwischen den russischen Revolutionen von 1917 und der Gründung der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken 1922 fühlten sich die jüdischen Arbeiterparteien, und insbesondere die „Linke Poale Zion“, als Avantgarde der jüdischen Massen. Die Zeit war daher durch eine klare Präferenz für avantgardistische Kunst und durch eine Rhetorik der Abwendung vom Alten, durch eine Rhetorik der Dynamik, des Aufbaus und des Fortschritts gekennzeichnet. Das hatte auch Auswirkungen auf die literarischen Strömungen, insbesondere des Expressionismus und Futurismus, die in der jiddischen Literatur ebenfalls rezipiert und diskutiert wurden.

Obwohl sich der Diskurs der Modernisierung in der jiddischen Literatur mit marxistischer Rhetorik – vor allem in Form der Boroehowschen Vorgaben – verbinden ließ, waren revolutionärer Marxismus und proletarischer Internationalismus nicht unbedingt die wichtigsten Bezugspunkte für die moderne jiddische Literatur Wiens. In der Zeitschrift „*Kritik*“ finden sich Hinweise darauf, dass ebenso Konzepte der Lebensphilosophie (Henri Bergson) wie utopische Sozialkonzepte (Popper-Lynkeus) rezipiert wurden. Melech Rawitsch fand Halt in der Philosophie Baruch Spinozas, und im Werk von Mejlech Chmielnitzky sind Auseinandersetzungen mit den Konzepten der Psychoanalyse erkennbar. Der literarische Impressionismus der Jahrhundertwende wurde vom Expressionismus abgelöst, doch findet sich auch eine Rezeption klassischer literarischer Formen und Sprache bei David Königsberg und Mendl Neugröschel.

0.2 Zum Forschungsstand

Im Zuge des Interesses am Wien der Jahrhundertwende kam die Forschung über das Judentum in der Habsburgermonarchie und vor allem über die große jüdische Gemeinschaft in englischer und dann auch in deutscher Sprache in Gang. Der Begriff des *Fin de Siècle* ist unterdessen zu einem der Markenzeichen Wiens geworden, mit dem man auf eine Vergangenheit als eine der Welthauptstädte der modernen Kultur hinweisen will, und die Entwicklungen der Ersten Republik sind meist als das Nachleben dieser Zeit gesehen worden. Das Thema „Jiddisch in Wien“ wird in diesem Kontext allerdings weitgehend ausgespart, oder man räumt ihm höchstens den Rang einer Fußnote ein.⁶

⁶ Vgl. etwa Steven Beller: *Vienna and the Jews, 1867-1938*, Cambridge 1989, 145.

So ging beispielsweise der Historiker Robert Wistrich geht in seinem Standardwerk zur Wiener jüdischen Gemeinde des Fin de Siècle auf jiddische Kultur nur im Zusammenhang mit Nathan Birnbaums „Diasporanationalismus“ ein.⁷ Er erwähnte dabei zwar die „jiddischen Abende“ und den Verein „Jiddische Kultur“ (tatsächlich hießen sie, damaligem Sprachgebrauch entsprechend: „jüdische Abende“ und „Jüdische Kultur“), die er in Wien organisierte. Er merkte zu Birnbaums Jiddischismus aber nur an: „In der multinationalen Umgebung von Czernowitz entdeckte Birnbaum eine jiddischsprachige Kultur, die sich lebendig erhalten hatte.“⁸

Diese Formulierung erweckt den Eindruck, als wäre zu Beginn des 20. Jahrhunderts „lebendiges Jiddisch“ erst weit „im Osten“ zu finden gewesen – und nicht vielleicht etwa schon entlang des Wiener Donaukanals zu hören gewesen. Die Darstellung kehrt darüber hinaus auch die biographischen Tatsachen um, denn nicht die Tatsache, dass er sich in Czernowitz niedergelassen hatte, führte Birnbaum dazu, die Existenz eines lebendigen Jiddisch zu entdecken. Vielmehr war es seine in Wien erfolgte Hinwendung zum Ostjudentum und dem Jiddischen, die Birnbaum veranlassten, sich in Czernowitz niederzulassen, um dort der „echten jüdischen Volkskultur“ des Ostens näher zu sein.

Jiddischsprachige Kulturschaffende der Monarchie und Wiens kamen in den Darstellungen des österreichischen Judentums lange Zeit nicht vor. Erst die kleine „Jiddisch-Renaissance“ im akademischen Bereich hat seit den 1970er Jahren dazu geführt, dass Jiddisch als Fach an verschiedenen Universitäten im deutschsprachigen Raum gelehrt wurde. Ab dem Beginn der 1990er Jahre begannen dann Arbeiten zu erscheinen, die jiddische Kultur in Wien als eine eigenständige Größe in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen.⁹ Von nun an wurden auch zunehmend jiddische Quellen zur jiddischen Kultur in Galizien und Wien, wie jiddische Zeitungen und Zeitschriften, aber auch Memoiren und literaturgeschichtlichen Abhandlungen, rezipiert.

Ein Impuls für das Interesse am Jiddischen in Wien kam aus der Erforschung der jüdischen Wanderungsbewegung aus Galizien nach Wien und nach Übersee.¹⁰ Damit wurde auch die

⁷ Robert S. Wistrich: Die Wiener Juden im Zeitalter Kaiser Franz Josefs, Wien 1999, 337 ff.

⁸ Vgl. ebd., 339.

⁹ Ein erster Überblick über das bislang vernachlässigte Forschungsfeld jiddischer Autoren in Wien wurde von Armin Eidherr unternommen, vgl.: Auf stillem Pfad ... Jiddische Schriftsteller in Wien. Dossier, in: Literatur und Kritik, Nr. 273/274, Salzburg, April 1993, 47-55.

¹⁰ Klaus Hödl: Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien. Wien, 1994, 167-179.

„jiddische Subkultur“¹¹ dieser Galizianer in Wien thematisiert.¹²

Im letzten Jahrzehnt sind auch einige wichtige Texte der Wiener jiddischen Literatur in Übersetzung vorgelegt worden.¹³ Ein eigener Forschungsschwerpunkt ist das jüdische Theaterleben in Wien geworden.¹⁴ Die jiddische Literatur aus Österreich findet zunehmend das Interesse der Germanistik und wird hier auch als ein Teil der österreichischen Exilliteratur wahrgenommen.¹⁵

0.3 Erkenntnisinteresse und methodischer Zugang

In dieser Arbeit habe ich versucht, meine Forschungen zur jiddischen Literaturszene Wiens, die ich mit einer Diplomarbeit begonnen habe, zu vertiefen und zu ergänzen.¹⁶ Es ging mir zunächst um eine Bestandsaufnahme der jiddischen Literatur in Wien. Ich gehe dabei von der Prämisse aus, dass jiddische Literatur in Wien eine eigenständige Größe war und an eigenen Maßstäben zu

¹¹ Gabriele Kohlbauer-Fritz: Jiddische Subkultur in Wien, in: Peter Bettelheim/Michael Ley (Hg.): Ist das jetzt die wahre Heimat? Wien 1993, 89-116. Eidherr, Armin: Die Thematisierung von Diaspora und Exil in der jiddischen Literatur aus Österreich. In: Armin Eidherr, Gerhard Langer und Karl Müller (Hrsg.): Diaspora – Exil als Krisenerfahrung: Jüdische Bilanzen und Perspektiven. Klagenfurt 2006. (Ders.): Die jiddische Kultur im Wien der Zwischenkriegszeit und ihre Positionierung in Bezug auf Akkulturation, Diasporanationalismus und Zionismus. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.): Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. Akkulturation-Antisemitismus-Zionismus. Wien etc. 2009, 175-195.

¹² Gabriele Kohlbauer Fritz (Hg. und Übers.): In a Shtodt woss scharbt. In einer Stadt, die stirbt. Jiddische Lyrik aus Wien. Wien 1995. Thomas Soxberger: Jiddische Literatur und Publizistik in Wien. Diplomarbeit, Universität Wien 1994. Eidherr, Armin: Die Thematisierung von Diaspora und Exil in der jiddischen Literatur aus Österreich. In: Armin Eidherr, Gerhard Langer und Karl Müller (Hrsg.): Diaspora – Exil als Krisenerfahrung: Jüdische Bilanzen und Perspektiven. Klagenfurt 2006. (Ders.): Die jiddische Kultur im Wien der Zwischenkriegszeit und ihre Positionierung in Bezug auf Akkulturation, Diasporanationalismus und Zionismus. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.): Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. Akkulturation-Antisemitismus-Zionismus. Wien etc. 2009, 175-195.

¹³ Im Verlag Otto Müller, Salzburg erschienen in der Reihe „Jiddische Literatur“ (in Übersetzung von Armin Eidherr) von jiddischen Autoren aus Wien: Melech Rawitsch: Das Geschichtenbuch meines Lebens, 1996, und Abraham Mosche Fuchs: Unter der Brücke, 1997.

¹⁴ Zahlreiche Publikationen liegen dazu von Brigitte Dalinger vor. Neben zahlreichen Beiträgen in Fachzeitschriften publizierte sie: Verloshene Sterne. Geschichte des jüdischen Theaters in Wien, Wien [dies.]: Quellensammlung zum jüdischen Theater in Wien, Tübingen 2003; und [dies.] „Trauerspiele mit Tanz und Gesang“. Zur Ästhetik und Dramaturgie jüdischer Theatertexte. Wien 2010.

¹⁵ Siehe dazu den Tagungsband von Eidherr, Armin, Müller, Karl (Hrsg.): Jiddische Kultur in Österreich. Wien 2003.

¹⁶ Thomas Soxberger: Jiddische Literatur und Publizistik in Wien. Diplomarbeit, Universität Wien 1994.

messen ist. In weiterer Folge habe ich versucht, dieses Kulturleben in seinen politischen Kontexten zu verstehen und die Querverbindungen zu den „Sprachkämpfen“ im letzten Jahrzehnt der Monarchie und zu den revolutionären Veränderungen, die mit dem Ende des Ersten Weltkrieges das jüdische Leben umgestalteten, aufzuzeigen.

Diese Veränderungen waren mit schweren sozialen Krisen verbunden, und sie wirkten sich insbesondere als Identitätskrise aus. Der Monarchie gelang es in einer Zeit, in der die „Nation“ zum neuen politischen Bezugsrahmen wurde, zunehmend weniger, eine allgemein verbindliche Identitätsstiftung zu schaffen. Als neuer Bezugsrahmen wurde, wie Benedict Anderson feststellt, die „imaginierte Gemeinschaft“ der Nation gedacht. Die Nation mit dem Nationalstaat war das politische Denkmodell, das sich im 19. Jahrhundert zunehmend durchsetzte. Wie er festgehalten hat, spielten dabei die Entwicklung der Presse und das Konzept einer nationalen Literatur in der jeweiligen Sprache, welche die Rolle der Nationalsprache erhielt, eine zentrale Rolle.¹⁷

Dieser Ansatz lässt sich mit Modifikationen auf die jiddische Sprache übertragen. Seit Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Entstehung einer jiddischen Presse und des jiddischen Theaters dazu beigetragen, dass man das Jiddische nicht mehr als ein „Relikt des mittelalterlichen Ghettos“, sondern eine weitere „moderne Sprache“ neben anderen europäischen Sprachen wahrnahm. In Wien, wo die jiddische Sprache marginalisiert war und oft stereotyp und abwertend als „Mauscheln“ wahrgenommen wurde, führte der Anspruch jiddischer Kulturschaffenden, in einer der beiden „nationalen Sprachen des jüdischen Volkes“ zu schreiben, zu einer kreativen Spannung, die interessante Ergebnisse hervorbrachte.

Der zeitliche und räumliche Rahmen dieser Arbeit wird durch die Beschränkung auf die jiddische Literaturszene Wiens zwischen 1904 und 1938 vorgegeben. Die Jahreszahl 1938 steht für das Jahr des Anschlusses Österreichs an Deutschland, der das Ende der Tätigkeit jüdischer Organisationen bedeutete. Mit dem Jahr 1904 wurde deshalb begonnen, weil sich für dieses Jahr erste Hinweise auf ein Interesse an jiddischer Literatur in Wien finden. Im Winter 1904 begann Nathan Birnbaum mit der Organisierung von Leseabenden, die als „Jüdische Abende“ dem Wiener Publikum moderne jiddische Literatur nahebringen sollten. Der aus Warschau angereiste Schriftsteller Abraham Reisen erlebte in diesem Jahr am Rande der zionistischen Bewegung eine vor allem studentische Subkultur in Wien, in der man sich für moderne jiddische Literatur

¹⁷ Ich beziehe mich auf Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/New York ²1996.

interessierte, und hielt erstmals eine Dichterlesung vor diesem Publikum ab. Ich sehe solche literarischen Abende als eine Manifestation eines klaren Wunsches nach einer „jiddischen Literaturszene“ in Wien.

Dieses Bedürfnis erklärt sich für mich aus der Übernahme des Modells des modernen Nationalismus für die jüdische Identität. Dabei war die identitätsstiftende Funktion der in einer „nationalen Sprache“ geschriebenen Literatur ein zentrales Element. Damit erhielt die jiddische Literatur auch eine politische Rolle, und das ist der Gesichtspunkt, unter dem ich die jiddische Literaturszene Wiens in erster Linie betrachten möchte, wobei das zweifellos nur einer der möglichen Ansatzpunkte ist.

Mit diesem Zugang kommen wir sofort zur so genannten „Sprachenfrage“, die als ein Leitmotiv bei allen Anstrengungen, in Wien ein jüdisches Literaturleben zu etablieren, wiederkehrt. Denn tatsächlich war ja Jiddisch nicht die erste Wahl für die nationale jüdische Literatur. Es gab auch Dichter in deutscher Sprache, die sich trotzdem als „Nationaljuden“ begriffen. Die junge Dichtergeneration Galiziens um 1900 gab ihre ersten literarischen Talentproben in Polnisch ab. Und ohnehin gab es eine schon etablierte Tradition einer weltlichen hebräischen Literatur, die bis auf die Haskalah des 18. Jahrhunderts zurückzuführen war. Die modernhebräische Literaturbewegung erhielt durch den Zionismus und die Entstehung neuer jüdischer Siedlungen in Palästina einen neuen Bezugsrahmen. Was bisher utopisch gewesen war, die Umwandlung des Hebräischen der Gelehrten in eine Umgangssprache des „ganzen Volkes“, schien nun durchführbar. Damit wurde aber zugleich ein neuer Grund für die Verachtung des „Jargon“ geschaffen, denn die Präsenz einer Sprache, die für einen bedeutenden Teil des jüdischen Volkes tatsächlich eine Lingua Franca war, wurde als konkrete Bedrohung dieses Sprachexperiments in Palästina erlebt.

Mein Zugang ist also weniger auf die Feststellung ästhetischer Strömungen oder die Interpretation von Werken gerichtet. Ich frage danach, unter welchen historischen Rahmenbedingungen sich eine jiddische literarische Szene Wiens in einem bestimmten Zeitraum etabliert, und wer ihre hauptsächlichen Protagonisten waren. Ich gehe schließlich davon aus, dass die Wiener jiddische Literatur nicht einfach nur ein durch den Ersten Weltkrieg nach Wien verschlagener Teil der galizisch-jiddischen Literatur war, sondern dass sie bestimmte lokale Wurzeln hatte und spezifisch Wiener Bedingungen zum Ausdruck brachte.

Mein Ansatz bei der Betrachtung der jiddischen Kultur und insbesondere Literatur Wiens

ist, dass der Kampf um die Anerkennung des Jiddischen zuerst einmal ein Kampf um Vorstellungen vom Jiddischen war, die ihrerseits im weiteren Kontext einer Revision der Vorstellungen von den „Ostjuden“ insgesamt gesehen werden muss. Die „Sprachfrage“ setzte bei der grundsätzlichen Frage an, ob es sich hier überhaupt um eine selbständige Sprache handle. Von den „Jiddischisten“ wurde daher Wert auf die wissenschaftliche Darstellung jener Fakten gelegt, welche gegen die „unbegründeten Vorurteile“ der ideologischen Gegner ins Treffen geführt werden konnten. Deshalb waren die Schaffung einer jiddischen Sprachwissenschaft, der Wunsch nach seriöser Literaturkritik mit wissenschaftlichem Anspruch sowie die Bemühungen um eine Reform des jiddischen Theaters nur jeweils ein Aspekt der Anstrengungen, Jiddisch zur „Kultursprache“ zu erheben. Diese Entwicklungen fanden innerhalb eines stark ideologisierten Umfeldes statt. Gerade Literatur- und Theaterkritik wurden, nicht zuletzt unter dem Einfluss der zeitgenössischen russischen Literaturkritik, mit einem deutlichen kulturpolitischen Anspruch betrieben. Man versuchte, künstlerische Produktion als Teil eines größeren gesellschaftlichen und nationalen Zusammenhangs zu sehen und zu deuten.¹⁸

Gegen die Meinung, dass es sich beim Jiddischen um einen bloßen „deutschen Dialekt“, oder gar um einen „deformierten Jargon“ des Deutschen handle, formulierte eine Bewegung von „Jiddischisten“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts konsequente Gegenpositionen. Die Publikationen von Nathan Birnbaum, Matthias Miseses und Ber Borochow, die alle drei in Wien zusammentrafen, lieferten einen wichtigen Beitrag zum Diskurs über die Stellung der jiddischen Sprache. Im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zur „jüdischen Nation“ und ihrer Bestimmung entwickelte Borochow auch ein Programm für eine „Jiddische Philologie“ als einer Sprachwissenschaft, die sich einer kulturpolitischen Aufgabe für die Entwicklung der jiddischen Sprache zur modernen Umgangssprache des jüdischen Volkes zu verschreiben habe.¹⁹

In analoger Weise postulierte einige Jahre später der Publizist Moses Silburg eine solche kulturpolitische Aufgabe für die jiddische Literatur. Die von Silburg getroffene Feststellung, dass aller jiddischen Kulturtätigkeit eine ungeheuer große Bedeutung zukäme, da damit die Zukunft dieser Sprache und damit letztlich die Zukunft des jüdischen Volkes entscheidend mitbestimmt würde, war im Grunde eine Fortführung von Postulaten Nathan Birnbaums. Dieser Jiddischismus war in der Zwischenkriegszeit in mehr oder weniger radikaler Ausformulierung bei vielen

¹⁸ Vgl. Glau, Jüdisches Selbstverständnis, 83.

¹⁹ Ber Borokhov: Di oyfgabn fun der yidisher filolye, in:[ders.], Sprachforschung un literaturgeschikhte, Tel Aviv 1966, 53-75.

jüdischen Intellektuellen zu finden. Differenzen bestanden eher über das „Wie“ dieser Tätigkeit und welche politisch-soziale Gesamtentwicklung die besten Rahmenbedingungen bieten würde. Nicht alle waren so absolut in ihrem Anspruch wie etwa Moses Silburg.²⁰ Doch war es eine weithin verbreitete Ansicht jiddischer Intellektueller, dass der Jiddischismus mit den „fortschrittlichen Kräften“ der Gesellschaft marschieren müsse, um erfolgreich zu sein.

Die Ideen dieses linken Jiddischismus hatten auch ihre Anhänger in Wien. Diese Arbeit versucht, das Milieu dieses Jiddischismus, der sich mit der „proletarischen Kultur“ identifizierte und damit eine Subkultur des „roten Wien“ darstellte, nachzuzeichnen und seine wichtigsten Protagonisten darzustellen. Es sei deshalb gleich angemerkt, dass aufgrund dieser Schwerpunktsetzung jiddische Kulturschaffende, die eher einer bürgerlichen oder religiösen Richtung zuzurechnen waren, wie etwa D. J. Silberbusch oder Jonah Kreppel, nicht die volle Würdigung erfahren haben. Diese Arbeit kann deshalb keine umfassende Literaturgeschichte der jiddischen Literatur in Wien sein. Sie versucht vielmehr, die in den literaturgeschichtlichen Darstellungen und den Memoiren der Beteiligten oft ausgeblendeten politischen Bezüge der literarischen und publizistischen Tätigkeit zu rekonstruieren und in den Vordergrund zu rücken. Autoren wie Nathan Birnbaum, Moses Silburg, Melech Rawitsch, Max Neugröschel und andere werden daher nicht so sehr in ihrer Rolle als Verfasser literarischer und journalistischer Texte erwähnt, sondern als Protagonisten einer jiddischistischen Kulturpolitik.

Eine jiddischsprachige Nation, deren jiddische Kultur im Rahmen einer „Kulturautonomie“ sich in einem sozial und politisch tiefgreifend veränderten Europa neben anderen Kulturen behaupten und entwickeln könnte – das stand im Zentrum dessen, was ich als „utopische Kulturpolitik“ der Jiddischisten bezeichnen möchte. Die Verwirklichung ihrer Vorstellungen erhofften sie von Allianzen mit der Realpolitik, die aber ganz andere Ziele verfolgte, wie sich schnell herausstellen sollte. Diese Arbeit will einen Beitrag dazu leisten, die Trägerinnen und Träger von letztlich gescheiterten Hoffnungen und ihre Rolle in einem kleinen Kapitel jüdischer Kulturgeschichte, das in Wien geschrieben wurde, dem Vergessen zu entreißen.

Anmerkungen zur Behandlung jiddischer Worte:

Die Transkription jiddischer Worte erfolgte nach der YIVO-Umschrift. Diese Worte oder Satzteile sind außerdem *kursiv* gesetzt.

²⁰ Siehe dazu den Abschnitt 4.4.: „Was ich euch zu sagen habe.“

Kapitel Eins

Jiddisch und Jiddischismus in Galizien und Wien (1904-1914)

1.1 Die Entstehung eines österreichischen Jiddischismus

1.1.1 Die jiddische Sprache in Wien um 1904

Im Sommer 1904 kam der jiddische Schriftsteller Abraham Reisen aus Warschau am Wiener Nordbahnhof an. Er wollte in Wien eigentlich nur den Anschlusszug in die Schweiz abwarten, entschloss sich aber spontan, sich die Stadt anzusehen und den Aufenthalt ein wenig auszudehnen. Seine einzige Kontaktadresse war die Redaktion der zionistischen Parteizeitung „Die Welt“, wo ein junger Mitarbeiter der Zeitschrift mehrere Erzählungen Reisens in Übersetzung publiziert hatte.²¹ Dieser Student an der juristischen Fakultät war der aus Russland stammende Abraham Coralnik.²² Er machte Reisen, der sich zuerst sehr fremd unter den „verdeutschen“ Juden Wiens fühlte, mit der studentischen Subkultur nationalistischer junger Juden aus Galizien und Russland bekannt. Im bescheidenen Lokal des Studentenvereins der russisch-jüdischen Studenten hielt Reisen nach eigener Darstellung die erste Dichterlesung seines Lebens ab.²³ Unter den Studenten eines "deutschen Vereines" traf er auch Enthusiasten der jiddischen Literatur:

Hugo Zuckermann²⁴ gab mit dem jüdisch-deutschen Studenten Freud²⁵ eine Monatsschrift auf Deutsch – für die jüdische Jugend in Österreich – mit dem Namen „Unsere Hoffnung“ heraus.²⁶ Der belletristische Teil wurde mit Erzählungen und Gedichten ausgefüllt, welche aus dem Jiddischen übersetzt waren. Jiddisch wurde den damaligen westeuropäischen jüdischen Studenten

²¹ Abraham Reisen (jidd: *Avrom Reyzen*) wurde 1867 in Weißrussland geboren. Seine literarische Karriere begann in Warschau, wo er zum Kreis um Y. L. Perets gehörte. Sommer 1904 verließ er Russland, um dem Militär zu entgehen und blieb ein halbes Jahr in Wien. Ende 1904 ging er nach Krakau, lebte dann in Berlin, Paris und London und ab 1908 in den USA. Gestorben 1953 in New York. Siehe Lexikoneintrag: *Reyzen, Avrom*, in: *LNYL*, Bd. VIII/458-478.

²² Vgl. Lexikoneintrag: *Koralnik, Avrom*“, in: *LNYL*, Bd. VIII/128-130.

²³ Vgl. *Avrom Reyzen: Epizodn fun mayn lebn*, Bd. II, Wilna 1929, 241f.

²⁴ Vgl. Hugo Zuckermann (geb. 15. Mai 1881, Eger) war später Rechtsanwalt in Meran. Er schrieb jüdisch-nationalromantische Gedichte auf Deutsch und fiel zu Beginn des Ersten Weltkriegs, siehe: Otto Abeles: *Zum Geleit*, in: Hugo Zuckerman. *Gedichte*. R. Löwit Verlag, Wien und Berlin 1922, 7-12.

²⁵ Freud: Nicht identifiziert.

²⁶ „Unsere Hoffnung. Zeitschrift für die reifere jüdische Jugend“ erschien in Wien in den Jahren 1905-1909.

beinahe so heilig wie Hebräisch ... Indem sie die Gesellschaft russischer Studenten suchten, welche zu dieser Zeit allmählich unter sich auch schon Jiddisch redeten, wurde ihnen das Jiddischlernen noch leichter.

Es war geradezu rührend, einen jüdisch-deutschen Studenten einen Band von Scholem Aleichem mit einem ernsten, beinahe fromm ergriffenen Ausdruck im Gesicht, herumtragen zu sehen als ob er unter dem Arm ein „*Eyn Jankev*“²⁷ oder eine Mischna tragen würde und nicht ein Buch des größten jiddischen Humoristen.²⁸

Reisen stellt das Sprechen von Jiddisch unter deutschsprachigen jüdischen Studenten der Tatsache gegenüber, dass die jüdische Bevölkerung Wiens seiner Wahrnehmung nach durchwegs nur Deutsch, allenfalls gemischt mit ein paar jiddischen Ausdrücken, sprach.²⁹ Es waren offenbar keine alltäglichen Sprechsituationen, in denen von den jüdischen Studenten das Jiddische in Wien gebraucht wurde. Seine Verwendung war Zeichen einer bewussten Hinwendung zu einer Sprache, mit deren Sprechern man Kontakt suchte. Das Interesse für die moderne jiddische Literatur, das Studium der Werke Scholem Aleichems stellte eine ideologisch motivierte Entscheidung für die Sprache der jüdischen Massen dar.

Was Reisen hier mit der für ihn typischen Ironie beschreibt, waren offenbar die Auswirkungen der Bemühungen des Publizisten Nathan Birnbaum (1864-1937) um eine Aufwertung der jiddischen Sprache unter den jüdischen Intellektuellen. Nach seiner Distanzierung vom politischen Zionismus Theodor Herzls hatte Birnbaum begonnen, sich publizistisch für alternative Konzeptionen jüdischer Politik einzusetzen: den Diasporanationalismus mit der Forderung einer jüdischen Kulturautonomie. Er fand damit Anhänger unter der studierenden jüdischen Jugend.³⁰

Nathan Birnbaums kulturpolitische Vorstellungen (die er im Laufe seines Lebens mehrmals radikal änderte) fanden Eingang in die Programme verschiedener jüdischer politischer Richtungen. Im Gegensatz zum Zionismus Herzlscher Prägung, der die Errichtung einer jüdischen Heimstätte – vorzugsweise in Palästina als der historischen Heimat des jüdischen Volkes – auf dem Wege internationaler Abkommen zum Ziel hatte, setzte der

²⁷ *Eyn Yankev*: Traditioneller Thorakommentar.

²⁸ *Reyzen: Epizodn II*, 243-244.

²⁹ Vgl. ebd., 283.

³⁰ Vgl. Robert S. Wistrich: *The Clash of Ideologies in Jewish Vienna*, in: *LBI Year Book 1988*, 201-230. Den nachdrücklichsten Erfolg hatte er bei seinem Sohn Salomo (Solomon Birnbaum, geb. 1891 Wien – gest. 1989 Toronto), der offenbar einen entscheidenden Anteil daran hatte, dass sein Vater begann, seine eigenen Prinzipien ernst zu nehmen und seine Vorträge auf Jiddisch zu halten. Vgl. Jess Olson: *A Tale of Two Photographs*, in: *Kalman Weiser/Joshua A. Fogel: Czernowitz at 100*, Lanham etc. 2010, 37.

Diasporanationalismus auf die Zuerkennung von nationalen Minderheitenrechten an das jüdische Volk, insbesondere in Osteuropa. Während der auf Palästina ausgerichtete Zionismus die damit einhergehende Wiederbelebung der hebräischen Sprache betonte, setzte die Kulturautonomie auf die damals meistgesprochene Sprache des osteuropäischen Judentums, auf die Volkssprache, das Jiddische.³¹ In seinen Publikationen sprach Nathan Birnbaum von Jiddisch dabei als „Jüdisch“ bzw. als der „jüdischen Sprache“. Etwa um 1900 begann auch die Rückentlehnung des englischen „Yiddish“, sich im Deutschen einzubürgern, in den 1920er Jahren war sie bereits allgemein üblich geworden.³²

1.1.2 Nathan Birnbaum und der Verein „Jüdische Kultur“

In den Jahren 1904-05 begann ein auf Birnbaums Initiative gegründeter Studentenverein „Jüdische Kultur“ seine Vorstellungen über die jiddische Sprache und die Kulturautonomie in dieser Sprache unter der jüdischen Jugend zu propagieren.³³ Der erste Schritt dazu war die Aufwertung des Jiddischen zur Volkssprache. Im deutlich Birnbaums Rhetorik verpflichteten Programm des Vereines „Jüdische Kultur“ ist in diesem Zusammenhang zu lesen:

Acht Millionen Juden denken und sprechen in dieser Sprache; Künstler wie Mendele, Perets, Rosenfeld, Reisen, Pinski und noch viele andere schreiben in dieser Sprache - und doch wagen es Menschen, deren eigene Muttersprache sie ist, sie „Jargon“ zu nennen, d.h. ein Mischmasch von Wörtern, welches sich Diebe oder Bettler ausdenken, damit sie niemand verstehen soll; die Sprache des Volkes, welche das Gefäß ist, in welches die duftenden Wasser fließen, die der Volksseele entspringen, das einzige Organ, um das Volk zu bilden und seine Lage zu verbessern, sehen wir als eine Sache an, für die man sich nicht zu schämen braucht.³⁴

Die Forderungen des Vereins „Jüdische Kultur“ nach Anerkennung der jiddischen Sprache sind vor dem Hintergrund einer seit 1899 geführten Kampagne jüdisch-nationaler Studenten zu sehen. Die Wiener Universität bildete, wie andere Universitäten der österreichischen

³¹ Vgl. Solomon A. Birnbaum: Nathan Birnbaum and national autonomy, in: K. Frenkel (ed.), *The Jews of Austria*, London 1970, 132-146.

³² Vgl. Althaus: Zocker, Zoff und Zores, 118.

³³ Im Wiener Stadt- und Landesarchiv und anderen Archiven war zum Verein „Jüdische Kultur“ nichts zu finden.

³⁴ Dieser Text wird in jiddischer Übersetzung zitiert bei *Naygreshl: Di moderne yidishe literatur*, 372. Der deutschsprachige Text ist auf einem Flugblatt des Vereins „Jüdische Kultur“ (o. J.) zu finden. Dank an Frau Angelika Hausenbichl für die Überlassung einer Kopie des Flugblatts aus „The Nathan & Solomon Birnbaum Archives“ (David Birnbaum, Toronto).

Reichshälfte der Monarchie, einen Brennpunkt in den nationalpolitischen Kämpfen.³⁵ Die Agitation für die Anerkennung der jüdischen Nation wurde an der Wiener Universität, mit ihrem hohen Prozentsatz jüdischer Studenten, mit großer Vehemenz geführt. Jüdisch-nationale Studenten versuchten (ergebnislos) durchzusetzen, sich bei der Immatrikulation an österreichischen Universitäten durch die Angabe „jüdisch“ in der Rubrik „Muttersprache“ zur „jüdischen Nationalität“ bekennen zu dürfen, bzw. forderten sie überhaupt, dass eine Rubrik „Nationalität“ eingeführt werde.³⁶ Ein *Exekutivkomitee zur Anerkennung der jüdischen Nationalität an den österreichischen Universitäten* erließ regelmäßig vor Semesterbeginn diesbezügliche Aufrufe, in denen etwa zu lesen war:

Jeder selbstbewusste jüdische Student fülle die Rubrik: Muttersprache in seinem Nationale mit „Jüdisch“ aus. Es ist nationale Pflicht und jeder, der es unterlässt, begeht ein Verbrechen an seinem Volk.³⁷

In diesem Aufruf wurde auch noch angekündigt, dass man für den Fall eventuell dadurch auftretender Schwierigkeiten ein Rechtshilfekomitee eingerichtet habe. Damit folgte man dem Beispiel anderer nationalistischer Studenteninitiativen: Ähnlich gingen etwa die ukrainischen Studenten an der Lemberger Universität vor, wenn sie Rechte für das Ukrainische einforderten.

Die Forderungen der jüdischen Studenten zielten dabei zusehends auf eine „nationale Autonomie“ in allen Bereichen ab. So wurde in Galizien 1912 unter anderem die Forderung nach Einrichtung eines Lehrstuhls für hebräische und jüdische [sic!] Sprachwissenschaft an der Lemberger Universität laut.³⁸ Gemäß dem damaligen Sprachgebrauch muss unter „jüdischer Sprache“ jedenfalls „Jiddisch“ verstanden werden.

Marsha Rozenblit, die die studentischen Äußerungen des nationalen Selbstbewusstseins anhand der Matrikel der Universität Wien untersuchte, kam zu dem Schluss, die Angabe der Muttersprache „Jüdisch“ müsse nicht unbedingt bedeuten, dass die Studenten das Jiddische tatsächlich zur Muttersprache gehabt hätten. Es handelte sich ihrer Interpretation nach in erster Linie um eine politische Willensäußerung, aus der man nicht auf den Stellenwert des Jiddischen als gesprochene Sprache unter den Studenten schließen könne. Es ging in dieser Frage vielmehr

³⁵ Vgl. Adolf Gaisbauer: Davidstern und Doppeladler, 500.

³⁶ Vgl. Rozenblit: The Assertion of Identity, 171-186, Gaisbauer: Davidstern und Doppeladler, 500-505.

³⁷ Jüdische Zeitung (6. 3. 1908), 7.

³⁸ Vgl. Gaisbauer: Davidstern und Doppeladler, 504.

um die symbolische Anerkennung einer jüdischen Nation durch die Universität.³⁹ Aber zweifellos gab es tatsächlich vor allem unter den osteuropäischen Studenten an der Universität Wien eine gewisse Anzahl von Jiddischsprechern. Einige davon waren an der medizinischen und der rechtswissenschaftlichen Fakultät zu finden und machten sich später auch im jiddischen Kulturleben einen Namen, wie der bereits erwähnte Abraham Coralnik (Absolvent der juristischen Fakultät), der Mediziner und Lyriker Mejlech Chmielnitzky oder der Mediziner und Politiker Josef Tennenbaum.

Reisens Darstellung der Tätigkeit des Vereins „Jüdische Kultur“ gibt uns Hinweise darauf, dass es auch Studenten gab, welche Jiddisch zwar nicht zur Muttersprache hatten, aber durch ihren Kontakt mit der ostjüdischen Literatur ein Interesse daran entwickelten. Der Einfluss Birnbaums war dabei keineswegs auf Wien beschränkt. Einer seiner konsequentesten „Jünger“ war Fritz Mordechai Kaufmann (?-1920), der dem Beispiel seines Meisters folgend die jiddische Sprache auch zur Familiensprache machte.⁴⁰ Neben dem erwähnten Hugo Zuckermann war außerdem Siegmund Schmitz als Übersetzer aus dem Jiddischen aktiv.⁴¹

Nathan Birnbaum war nicht der einzige, der forderte, dass die politische Konstituierung einer jüdischen Nation mit der Renaissance der jüdischen Nationalkultur einhergehen müsse. Die Besonderheit seines Ansatzes war aber, dass er diese nationale Renaissance nicht von den assimilierten Westjuden erwartete, sondern die Grundlagen dafür bereits in der ostjüdischen, jiddischen Kultur verwirklicht sah. Dem jüdischen Theater kam dabei die Rolle einer zentralen Kulturinstitution zu. Birnbaum begann dementsprechend, sich auch mit Fragen des jiddischen Theaters auseinanderzusetzen. In einem Artikel im zionistischen Parteiorgan „Die Welt“ entwickelte er unter dem Titel „Die Förderung jüdischer Dramatik“ ein Programm zur „Hebung“ des Niveaus insbesondere der jiddischen Dramatik. Er forderte, jüdisches Theater müsse Thema einer bewusst betriebenen „Kunstpolitik“ sein. Dieser widmete er sich in den folgenden Jahren.⁴²

Unter dem Einfluss der Ideen Birnbaums nahm sich der Verein „Jüdische Kultur“ auch der Frage der Reform des jiddischen Theaters an. Man versuchte zuerst, in Wien Theatervorstellungen in deutscher Sprache zu geben, die den künstlerischen Ansprüchen genügen sollten, die man an

³⁹ Vgl. Rozenblit: *The Assertion of Identity*, 180.

⁴⁰ Vgl. Berl Locker: Fritz Mordechai Kaufmann, in: *Kritik*, Nr.9, (25. März 1921), 29-30.

⁴¹ Vgl. Dalinger: *Quellenedition*, 200; Adunka: *Exil*, 157.

⁴² Vgl. Nathan Birnbaum: *Die Förderung jüdischer Dramatik*. In: *Die Welt*, Jg. V, Nr. 43 (25. 10. 1901), 8-9; Angelika M. Hausenbichl: *Nathan Birnbaum – Seine Bemühungen um das jüdische Theater und die jüdische Kultur*. Diplomarbeit, Wien 2001, 26-31.

ein nationales jüdisches Theater stellte. Damit sollte das Interesse an jiddischer Kultur geweckt werden sowie ein Gegenentwurf zum „Schundtheater“ geschaffen werden. Die Initiative hatte nur geringen praktischen Erfolg, aber doch symbolische Bedeutung.⁴³ Die Frage von „Schund“ versus „echter Kunst“ im jiddischen Theater blieb noch auf Jahrzehnte hinaus aktuell. Zu den Beteiligten der jiddischen Theaterinitiative gehörte auch der bereits erwähnte Sigfried Schmitz, der spätere Redakteur der deutschsprachigen zionistischen „Wiener Morgenzeitung“.⁴⁴

Moses Silburg griff nach dem Ersten Weltkrieg gerade an der Person von Sigmund Schmitz die ambivalente, herablassende Haltung der deutsch-jüdischen Intellektuellen gegenüber dem Jiddischen, wie sie insbesondere in Wien und Galizien verbreitet war, heftig an.⁴⁵ Zu dieser Zeit war Nathan Birnbaum allerdings schon zur strengen Orthodoxie übergegangen, und die politischen Rahmenbedingungen des Jiddischismus hatten sich völlig geändert.

Die kulturpolitischen Forderungen, die Nathan Birnbaums Jiddischismus enthielt, müssen vor den politischen Rahmenbedingungen der Monarchie, vor allem in Hinblick auf die Fragen der Nationalitätenpolitik, gesehen werden. Die Definition der Nationalität war in der Monarchie an die Vorstellung einer nationalen Kultur gebunden, und insbesondere an den Begriff der Hochkultur. Da der Anspruch einer vorherrschenden Stellung der deutschen Sprache in der österreichischen Reichshälfte rein demographisch nicht untermauert werden konnte, war die Vorstellung von einer den anderen Kulturen überlegenen deutschen Hochkultur ein wichtiges propagandistisches Element im politischen Kampf. Das stereotyp wiederkehrende Bild von kulturlosen Zuständen in den östlichen Kronländern lässt sich auch als Teil einer Legitimationsstrategie lesen, mit der die Dominanz des Zentrums gegenüber der Peripherie gerechtfertigt wurde. Diese allgemeine Differenzierung von Zentrum und Peripherie wiederholte sich auf den Ebenen der verschiedenen Verwaltungseinheiten.

In Galizien versuchte wiederum die polnische Oberschicht, ihre politische Dominanz über die Ruthenen mit ihrer primitiven bäuerlichen Kultur abzusichern, und das Bild der deutschsprachigen städtischen Sprachinsel inmitten des slawischen Meers prägte die Vorstellung von Prag, Brünn, Marburg und Czernowitz. Der Wiener Deutschnationalismus wiederum wandte sich neben der angeblichen „Verjudung“ dieses „südöstlichen Vorpostens der deutschen Kultur“ auch gegen eine „Slawisierung“, die man durch die Zuwanderung aus Böhmen, Mähren und dem

⁴³ Vgl. *Naygreshl: Di moderne yidische literatur*, 375.

⁴⁴ Vgl. Dalinger: *Quellenedition*, 200.

⁴⁵ Vgl. Silburg: Was ich euch zu sagen habe. In: *Nackte Lieder*, 104-124.

ungarischen Oberland (heutige Slowakei) befürchtete.

Erst vor diesem Hintergrund wird deutlich, welche politische Brisanz dem jiddischistischen Aktionismus rund um die Anerkennung des Jiddischen zukam. Anlässlich der Einberufung der „Czernowitzer Sprachkonferenz“ durch Nathan Birnbaum, David Pinsky und Chaim Schitlowsky für den August 1908 gab es in der jüdischen Presse eine breite Palette von Reaktionen, die von Zustimmung über Skepsis bis zu ironischer Abwertung und Ablehnung reichte. Die Sprachkonferenz soll hier nicht im Detail dargestellt, sondern nur auf die vor allem symbolische Bedeutung, die sie als Referenzpunkt für die spätere jiddischistische Bewegung angenommen hat, hingewiesen werden.⁴⁶ Sowohl über die politischen Forderungen, die sich an eine staatliche Anerkennung des Jiddischen knüpften, als auch über die Strategie zur Erreichung dieses Ziels waren die Teilnehmer und Teilnehmerinnen bei weitem nicht einig.

Die Zeitgenossen rezipierten die Czernowitzer Sprachkonferenz vor allem unter dem Aspekt der Konfrontation ihrer sprachpolitischen Forderungen mit den tagespolitischen Realitäten. Jüdisch-nationale Kreise hatten ein großes Interesse an der Konferenz, sie wurde von ihnen im Hinblick auf die sogenannte „Landesarbeit“ beurteilt, womit jede politische Arbeit gemeint war, die sich auf die jüdischen Lebensverhältnisse in der Diaspora bezog und nicht auf die Errichtung der jüdischen nationalen Heimstätte in Palästina. Die Sozialisten wiederum lehnten bürgerliche nationalistische Konzeptionen ab. Sie forderten die Anerkennung des Jiddischen als Sprache des jüdischen Proletariats, auf der eine moderne, weltliche jüdische Kultur aufbauen sollte.

Nach der Sprachkonferenz entschied Nathan Birnbaum, sich dauerhaft in Czernowitz niederzulassen. Er gab eine Zeitschrift heraus und gründete eine Buchhandlung. Finanziell war diese Übersiedelung für Birnbaum letztlich desaströs, und die jiddischistische Bewegung in Wien verlor dadurch ihre zentrale Figur und stagnierte. Birnbaum war außerdem kein Pragmatiker, er verstand es nicht, seine prinzipiellen Forderungen in Realpolitik umzusetzen. Czernowitz war außerdem die Domäne des jüdisch-nationalen Politikers Benjamin Straucher, der schon 1907 als jüdisch-nationaler Abgeordneter für die Bukowina in den Reichsrat eingezogen war und dem es auch bei den Wahlen 1911 nochmals gelang, für die Jüdische Nationalpartei ein Mandat zu

⁴⁶ Zur Frage der Bedeutung der „Czernowitzer Sprachkonferenz“ wurden zahllose Artikel publiziert. Die Konferenz war insgesamt ein Fehlschlag, gemessen an den Zielen, die sich die Veranstalter gesteckt hatten. Durch die ständig erhobene Frage nach der „Bedeutung“ wurde sie aber zu einem wichtigen symbolischen Bezugspunkt des Jiddischismus, vgl. Joshua A. Fishman: *Attracting a following*, 255-283.

erringen.⁴⁷

In Galizien und Wien war der Jiddischismus vor dem Ersten Weltkrieg nur schwerlich eine Massenbewegung zu nennen, auch wenn die periodisch wiederkehrenden Forderungen nach Anerkennung der Sprache vor allem bei den Volkszählungen immer wieder für Aufregung zu sorgen imstande waren. Jiddisch trug aber das Stigma einer Sprache der unteren sozialen Schichten und galt als Hindernis für den sozialen Aufstieg. Diesem Stigma der jiddischen Sprache wollte der Jiddischismus entgegentreten.

Ein solcher Versuch der Aufwertung einer als „niedrig“ eingestuften Sprache war an sich nicht neu oder ungewöhnlich. Jiddische Sprachwissenschaftler wie Matthias Mieses oder Ber Borocho, von denen noch die Rede sein wird, wiesen gerne darauf hin, dass alle westeuropäischen Hochsprachen einmal als Volkssprachen mit niedrigem Prestige betrachtet worden waren. Viele europäische Sprachen befanden sich in einer ähnlichen Situation, wie etwa das Serbokroatische, Ukrainische oder Weißrussische. Erst im 19. Jahrhundert erreichten die Ideen des Nationalismus viele kleinere europäische Nationen in Ost- und Südosteuropa und stimulierten dort politische Sprachbewegungen. Die Verfechter der „jiddischen Renaissance“ waren sich auch durchaus bewusst, dass sie eine nationalistische Sprachbewegung vertraten.

Ber Borocho kritisierte aber, dass das jüdische Volk, was die Beziehung zu seiner eigenen Volkssprache angehe, eine „Anomalie“ aufweise. Er führte die Beispiele der Finnen, Letten und Katalanen an, die sich um die Entwicklung ihrer Volkssprache in wissenschaftlich-literarischen Gesellschaften bemühten, sowie die Volksschulbewegungen unter Tschechen, Slowaken, Flamen, Kroaten usw.⁴⁸ Damit formulierte er Vorgaben, die teilweise erst unter den geänderten politischen Bedingungen nach der russischen Revolution in Form von Kulturorganisationen wie der „*Kultur-lige*“ oder des Verbandes „*Tsentrale Yidische Shul-Organizatsye*“ Gestalt annehmen konnten.

1.2 Die jiddische Sprache als Politikum: Die jüdisch-nationale Bewegung

1.2.1 Sprache und Politik in Cisleithanien

⁴⁷ Vgl. Gaisbauer: Davidstern und Doppeladler, 491f.

⁴⁸ Vgl. Borocho: *Di oyfgabn fun der yidisher filologye*, 55, Fn. 2.

Sprachfragen waren in der Donaumonarchie mit ihren verschiedenen Nationalitäten kontinuierlich Anlass zu heftigen politischen Auseinandersetzungen. Ein wichtiges Element jeder Nationalbewegung in der Monarchie war die Förderung der jeweils eigenen nationalen Sprache. Für die Deutschnationalen war es wichtig, die Positionen der deutschen Sprache zu erhalten und möglichst noch auszubauen, während die anderen Sprachgruppen versuchten, gegenüber der kulturell dominierenden deutschen Sprache an Boden zu gewinnen.

In der österreichischen Reichshälfte wurden immer wieder Versuche unternommen, zu einer allseits befriedigenden Lösung zu kommen, die letztlich aber alle scheiterten. Der cisleithanische Ministerpräsidenten Kasimir Felix Badeni (1846-1909) erließ 1897 eine Sprachenverordnung, die radikalen Deutschnationalen Anlass zur Entfesselung wütender Demonstrationen gab ("Badeni-Krawalle"). Die im Gefolge dieser Badeni-Krise entstandene lange Staatskrise kann rückblickend als eines der ersten Anzeichen für die Auflösung des Staates Österreich-Ungarn betrachtet werden. Da es in der nationalistisch aufgeheizten Atmosphäre kaum möglich war, Nationalitäten- und Sprachfragen auf dem Wege der parlamentarischen Gesetzgebung zu regeln, wurde bis zum Ende des Ersten Weltkrieges hauptsächlich der Weg einer pragmatischen Verwaltung durch ministerielle Verordnungen und des Aufbaus eines komplizierten, von Verfassungsbestimmungen abgeleiteten Regelwerkes beschritten. Damit kam in Nationalitätenfragen der österreichischen Verfassungsgesetzgebung und ihrer Interpretation eine wichtige Rolle zu.

Besonders mehrsprachige Kronländer wurden natürlich zu Konfliktregionen. Prominent waren vor allem die Auseinandersetzungen zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen und Mähren. Auch in Galizien bestand ein sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend verschärfender Sprachkonflikt, hier zwischen Polen und Ruthenen. Galizien, und in analoger Weise auch die Bukowina, sind im Zusammenhang mit dem in dieser Arbeit behandelten Thema besonders interessant, da auch die jüdische Minderheit dieses Kronlandes mehr und mehr in die dort bestehenden Nationalitätenkonflikte einbezogen wurde.⁴⁹

Sprach- und Kulturpolitik wurden in den nationalistischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts generell als wichtige Instrumente für die politische Konsolidierung von Nationen betrachtet. Vor diesem Hintergrund war die Anerkennung des Jiddischen als „Umgangssprache“

⁴⁹ Vgl. Emil Brix: Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Wien 1982, 355-357.

zumindest in Galizien und der Bukowina eine konsequente Forderung im Rahmen der Sprachkämpfe der Monarchie. Die bereits erwähnte politische Agitation für das Jiddische an den Hochschulen folgte ebenfalls nur dem Muster der Agitation, die von nationalistischen Bewegungen der Monarchie anhand von Sprachfragen betrieben wurde.

1.2.2 Die österreichischen Volkszählungen und das Jiddische

Die Forderung, die jiddische Sprache als jüdische Nationalsprache anzuerkennen, machte linguistische Fragen zum Politikum. Im 19. Jahrhundert wurde das Jiddische als Dialekt oder „Jargon“ angesehen, mit dem sich auch ein geringes soziales Prestige verband. Um die Jahrhundertwende interessierten sich jedoch zunehmend jüdische Intellektuelle und nationalistische Politiker für das Jiddische. Ein wesentlicher Faktor dafür war die politische Situation in Galizien. Da das vom Nationalismus erzeugte Konfliktpotenzial den zeitgeschichtlichen Hintergrund der "jung-jiddischen" Literatur Galiziens vor dem Ersten Weltkrieg darstellt, ist es nötig, darauf ein wenig ausführlicher einzugehen.

Die sprachliche Mehrheit eines Kronlandes definierte die Landessprache und damit die bevorzugte Sprache der Verwaltung. In Galizien wurde daher eine polnischsprachige Verwaltung errichtet, nationalistische Forderungen der Ruthenen (Ukrainer) hingegen ignoriert oder bekämpft. So drängte gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Polnische im Bildungssystem und der Verwaltung Galiziens die deutsche Sprache zurück.⁵⁰ Einer der Faktoren, der half, die polnische Mehrheit in Galizien zu sichern, war die Tatsache, dass die zahlenmäßig bedeutende jüdische Minderheit dieses Kronlandes per Volkszählung auf dem Papier zuerst germanisiert und polonisiert wurde. Dies deshalb, weil die Volkszählungen der Monarchie, die laut Gesetz alle zehn Jahre durchzuführen waren, die jüdische Bevölkerung nur in der Konfessions-, nicht aber in der Nationalitätenstatistik anführten. Die Nationalitätenstatistik wurde auf Basis einer Sprachenerhebung erstellt, die prinzipiell nach der „Umgangssprache“ fragte. Diese Umgangssprache konnte allerdings nur aus einer festgelegten Liste von offiziell anerkannten „landesüblichen Sprachen“ gewählt werden. Jiddisch galt nicht als eine solche landesübliche Sprache, und somit war die Angabe der jiddischen Sprache bei Volkszählungen nicht zulässig.

Die jüdisch-nationale Bewegung thematisierte um die Jahrhundertwende diese auf

⁵⁰ Vgl ebd., 354.

administrativem Weg durchgeführte „Abschaffung“ einer jüdischen Nationalität in Österreich. Die jüdischen Nationalisten kritisierten daran vor allem, dass die geübte Praxis der Sprachzählung die jüdische Bevölkerung Galiziens zur Befestigung der polnischen Vormachtstellung benützte, wodurch sie aber zunehmend in die Reibereien zwischen Polen und Ruthenen hineingezogen wurde. Als Ausweg aus dieser Lage sah man eine eigene jüdische Politik und die Anerkennung einer jüdischen Nationalität an. Viele Zionisten unterstützten deshalb aus taktischen Gründen, nicht aus „Jiddischismus“, die Kampagnen, die erstmals vor der Volkszählung 1890 für eine Anerkennung des „Landesüblichkeit“ des Jiddischen geführt wurden.⁵¹

Initiator der Kampagne war der zionistische Publizist Löbel Taubes (1863 - 1933). Er verfasste 1890 einen Aufruf, dass die Juden bei der kommenden Volkszählung „Jüdisch“ als ihre Umgangssprache angeben sollten. Der Grundgedanke des Aufrufes war, dass eine Zählung einer eigenen jüdischen Sprache eine gleichzeitige Anerkennung der Juden als „Nationalität“ bedeutet hätte. Damit stellte Löbel Taubes eine bisher geübte Praxis der galizischen Verwaltung in Frage. Ein Erfolg der Forderung nach Anerkennung des Jiddischen hätte die Nationalitätenstatistik Galiziens deutlich verändert und vor allem die Stellung der Ruthenen gestärkt, und somit enthielt dieser Aufruf einiges an politischer Sprengkraft.⁵²

Wegen des geringen sozialen Prestiges der „ruthenischen Bauernsprache“ gab es kaum eine pro-ukrainische Tendenz in der jüdischen Bevölkerung Galiziens.⁵³ Es kam aber sehr wohl zu Kontakten zwischen Vertretern der jüdischen und der ruthenischen Nationalbewegungen in Galizien, da man im Kampf gegen die polnische Dominanz teilweise gemeinsame Ziele verfolgte. Ein interessantes Detail am Rande ist in diesem Zusammenhang, dass die Eröffnung der Czernowitzer Sprachkonferenz 1908 im „Ukrainischen Haus“, dem Sitz des Kulturvereins der ukrainischen Nationalisten in der Stadt, stattfand. Das eigentlich vorgesehene „Jüdische Haus“ der jüdischen Kulturvereine der Stadt stand den Delegierten zur Konferenz entgegen zuerst gegebener Versprechen für die Auftaktveranstaltung nicht zur Verfügung, da die Czernowitzer jüdischen Lokalpolitiker sich scheuten, einem solchen pro-jiddischen Statement ein Forum zu bieten.⁵⁴

⁵¹ Vgl. ebd., 355.

⁵² Vgl. ebd., 360.

⁵³ Wenn der Dichter Ber Horowitz eine ukrainische Volksschule besuchte, und auch später sehr pro-ukrainisch war, so stellte er damit eine bemerkenswerte Ausnahme dar. Siehe dazu Y. H. Levy: Ber Horovits, in: ders., Gezamlte shriftn, bukh 2, London 1958, 38f.

⁵⁴ Vgl. Jess Olson: A Tale of Two Photographs, in: Kalman Weiser/Joshua A. Fogel: Czernowitz at 100, Lanham etc. 2010, 34.

Die einzelnen jiddischistischen Kampagnen, die vor allem zu Inskriptionsbeginn an den Universitäten, vor Volkszählungen, Landtags- und Reichratswahlen initiiert wurden, verfolgten anscheinend stets die gleiche Strategie, um das angestrebte Ziel der Anerkennung des Jiddischen zu erreichen. Es ging immer darum, die „Landesüblichkeit“ einer eigenen „jüdischen Sprache“ zumindest für Galizien und die Bukowina zu dokumentieren. Die Anerkennung der Sprache hätte auch die Anerkennung der Nationalität zur Folge gehabt, mit den in der Verfassung dafür garantierten Rechten.

Explizit wurde die Strategie, sich auf die in der Verfassung garantierten Sprachrechte zu berufen und diese auch für das Jiddische einzufordern, von dem Juristen Dr. Max Diamant in Czernowitz verfolgt. Er reichte 1909 die Vereinsstatuten eines neu gegründeten jiddischen Theatervereins in Czernowitz ganz bewusst auf Jiddisch ein. Erwartungsgemäß wurden sie von der Vereinsbehörde als nicht in einer „landesüblichen Sprache“ abgefasst zurückgewiesen. Das bot nun den gewünschten Anlass, eine Klage wegen Missachtung der durch die Verfassung den Nationalitäten Cisleithaniens garantierten Sprachrechte beim Reichsgericht, dem obersten Verfassungsgericht der Monarchie, anzustrengen.⁵⁵

Max Diamant argumentierte vor dem Reichsgericht, das Jiddische sei mehr als ein regionaler Dialekt. Ein zentrales Argument war, dass es sich beim Jiddischen um eine entwickelte Kultursprache handle, deren Literatur und Presse in Russland, den USA und auch in Galizien bereits hoch entwickelt sei. Das Jiddische könne einem Vergleich mit anderen europäischen Sprachen durchaus standhalten, argumentierte Diamant in seinem Vortrag, in dem das Echo der Czernowitzer Sprachkonferenz deutlich nachklang. Die Verfassungsrichter wollten sich diesen Argumenten aber nicht anschließen. Die Klage wurde mit der unterdessen schon stereotypen Begründung, es handle sich bei der jüdischen Sprache nur um einen ortsüblichen „Dialekt“, abgewiesen. Edmund Bernatzik war als einziges Mitglied des Reichsgerichts geneigt gewesen, der Beschwerde stattzugeben. Allerdings müsse durch einen Sachverständigen nachgewiesen werden, dass die "jüdische Sprache" tatsächlich eine Sprache sei – eine sehr bemerkenswerte Argumentation, denn sie verweist auf die politische Bedeutung, die einer jiddischen Sprachwissenschaft zukommen konnte. Von den zwölf Mitgliedern des Gremiums schloss nur

⁵⁵ Vgl. Stourzh, Gerald: Galten die Juden als Nationalität im alten Österreich? In: *Studia Judaica Austriaca*, Eisenstadt 1984, Bd. 10, 80f.

eines, Karl von Feistmantel, sich Bernatziks Antrag an, der Antrag blieb in der Minderheit.⁵⁶ Zweifellos erkannten die Verfassungsrichter die politische Brisanz der Schaffung eines Präzedenzfalles für die Anerkennung der „Landesüblichkeit“ des Jiddischen in Galizien und der Bukowina und damit der Existenz einer jüdischen Nationalität.

Der Name von Max Diamant taucht noch einmal im Zusammenhang mit der Kampagne für die Zulassung des Jiddischen in der Bukowina bei der Volkszählung im Jahr 1910 auf.⁵⁷ Wieder wurde dazu aufgerufen, sich nicht von der Androhung von Verwaltungsstrafen abschrecken zu lassen und „Jiddisch“ in der Rubrik „Umgangssprache“ einzutragen. Dieser Aufruf wurde vor allem in Galizien befolgt, obwohl vor Beginn der Volkszählung von den Behörden deutlich darauf hingewiesen wurde, dass diese Eintragung nicht zulässig sei.⁵⁸ Die Aktion löste eine starke Beunruhigung bei den politischen Verantwortlichen in Galizien aus. Es wurde von lokalen Behördenvertretern sogar empfohlen, eine entsprechende Änderung herbeizuführen und bei der nächsten Zählung die Angabe „Jiddisch“ zu erlauben.⁵⁹

1.2.3 Der „Jüdische Klub“ im Wiener Reichsrat

Auch bei den Reichsratswahlen 1907 war das Jiddische ein Thema. Vier jüdisch-nationale Abgeordnete zogen in den Reichsrat ein, drei für Galizien (Adolf Stand, Heinrich Gabel, Arthur Mahler), einer für die Bukowina (Benno Straucher aus Czernowitz). Sie gründeten erstmals einen „Jüdischen Klub“ im Reichsrat.⁶⁰ Die vier Abgeordneten unterstützten die Forderung nach Anerkennung der „jüdischen Sprache“. Es sind auch einige ihrer Initiativen dokumentiert, mit dem sie zu diesem Zweck Präzedenzfälle zu schaffen hofften. Der erste dieser Versuche wurde vom galizischen Abgeordneten Adolf Stand (1870-1919) unternommen. Er wollte seinen Eid als Abgeordneter auf Jiddisch ablegen. In einem Kommentar der Wiener *Arbeiter-Zeitung* hieß es daraufhin, Stand habe die Sprache der *Budapester Orpheumgesellschaft* (einer „Jargonbühne“, bekannt für ihren anzüglichen Humor) verwenden wollen, was eine (wohl bewusste) Abwertung und eine Verzerrung des

⁵⁶ Ebd., 86.

⁵⁷ Vgl. Brix: Die Umgangssprachen, 1982, 396 ff.

⁵⁸ Ebd., 383.

⁵⁹ Ebd., 388.

⁶⁰ Vgl. Matthias Falter/Saskia Stachowitsch: ‚Denn für uns Juden erhebt sich keine Stimme‘, in: *Chilufim*, 07/2009, 43-66.

Vorstoßes von Adolf Stand darstellt.⁶¹

Dieser hatte offenbar nichts anderes versucht, als sich auf bestehende Rechte für nicht-deutschsprachige Abgeordnete des Reichsrats zu berufen. Vor allem aufgrund des Widerstands slawischer Abgeordneter war in der Geschäftsordnung des Reichsrats eine explizite Festschreibung von Deutsch als Geschäftssprache unterblieben, auch wenn die Verhandlungen im Allgemeinen aus praktischen Erwägungen auf Deutsch geführt wurden.⁶² Abgeordnete nichtdeutscher Muttersprache konnten daher ohne weiteres im Reichsrat auch eine andere „landesübliche Sprache“ verwenden – in bestimmten Fällen, wie etwa bei der Angelobung, wurde dieses Recht auch sehr oft wahrgenommen. Allerdings gab es eine Einschränkung, da die Regelung galt, dass „Angelobungen auch in allen anderen Sprachen entgegengenommen, in welchen das Reichsgesetzblatt erscheint und ebenso Reden in allen diesen Sprachen als zulässig angesehen [werden]“.⁶³

Der einschränkende Verweis auf das Reichsgesetzblatt erklärt wohl auch, warum Adolf Stand das Recht, auf Jiddisch zu sprechen, nicht zugestanden wurde. Verfechtern des Jiddischen war es deshalb ein Anliegen, nachzuweisen, dass Bekanntmachungen lokaler Behörden in Galizien und der Bukowina sehr wohl aus praktischen Erwägungen immer wieder auch in Jiddisch erfolgten und man diese Sprache daher sehr wohl als „landesüblich“ im Sinne einer offiziellen Verwendung ansehen müsse.

Zwei weitere jüdisch-nationale Mitglieder des „Jüdischen Parlamentsklubs“, die Abgeordneten Heinrich Gabel (1874-1910) und Arthur Mahler (1872-1918) werden auch in Zusammenhang mit einer weiteren Initiative zur Durchsetzung eines Rechtes der Studenten auf Bekenntnis zur „jüdischen Sprache“ und damit zur Zugehörigkeit zur jüdischen Nation erwähnt. Am 29. November 1907 führte Mahler eine Studentendelegation zu Unterrichtsminister Marchet, die diese Forderung vorbrachte,⁶⁴ und im Februar 1908 sprach eine Delegation beim Rektor der Universität Wien vor.⁶⁵ Als 1910 der Verfassungsrechtler Edmund Bernatzik Rektor der Universität Wien wurde, brachte eine studentische Delegation

⁶¹ Referiert wird dies, wie auch die Attacke der Arbeiter-Zeitung auf Adolf Stand, bei Max Weinreich in seiner jiddischen Sprachgeschichte. Siehe Max Weinreich: Geshikhte fun der yidisher shprakh, Bd. III, 317.

⁶² Siehe dazu den Abschnitt „Sprachenfrage“ in Alt: Hundert Jahre, 97-108.

⁶³ Eduard Bernatzik: Das österreichische Nationalitätenrecht, 973.

⁶⁴ Vgl. Neue Nationalzeitung, (6. Dezember 1907). 8.

⁶⁵ Vgl. Jüdische Zeitung, (6. März 1908), 8.

ihre Forderung nach Anerkennung der jüdischen Nation durch die Universitätsbehörden erneut vor.

Edmund Bernatzik zeigte sich in dieser Angelegenheit durchaus aufgeschlossen, reagierte aber ebenfalls nur mit vagen Versprechungen. Er war ein liberaler Deutschnationaler, dem jeder radikale Nationalismus zuwider war. Aus der Überzeugung, dass „das Fortfallen der polyglotten Staaten, den österreichischen nicht ausgenommen, Greuel hervorrufen würde, wie sie eben ein Rassen- und Nationalitätenkrieg nach sich zu ziehen pflegt“⁶⁶, sprach er sich für den Ausbau eines Systems der nationalen Autonomien im Verband der Monarchie aus.

Edmund Bernatzik war ein Kritiker des bürokratischen Konstrukts „Umgangssprache“, das seiner Ansicht nach mehr Probleme schuf, als löste. Die nationale Frage war für ihn mehr als eine reine Sprachenfrage, auch wenn er konzedierte: „Es ist allerdings richtig, daß die wichtigste Emanation des nationalen Geistes die Sprache ist.“⁶⁷ Für ihn war auch „Nationalität [...] heute keine bloße Abstammungsgemeinschaft mehr“, sondern „eine Kulturgemeinschaft, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das nur im eigenen Willen bestehen kann“.⁶⁸ Daraus ergab sich für Edmund Bernatzik ein Recht auf nationales Selbstbekenntnis, analog zu Glaubensgemeinschaften. Eine Lösung der vielen damit verbundenen Probleme, vor allem in national gemischten Gebieten, versprach er sich durch die Einführung „nationaler Matriken“, einem auf freiem Bekenntnis beruhendem Nationalitätenregister.⁶⁹

1.3 Jüdische Arbeiterbewegung in Österreich und das Jiddische

Nathan Birnbaum war selbst nie Sozialist, er war in der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg ein „Diaspora-Nationalist“, und sein Interesse an der Arbeiterbewegung war vor allem taktischer Natur. Er suchte aber Kontakte zur jüdischen Arbeiterbewegung, insbesondere zur Poale Zion, die versuchte, Sozialismus und jüdisch-nationale Forderungen in Einklang zu bringen.

Allerdings war die jüdische Arbeiterbewegung der Monarchie noch recht schwach. Die österreichische Sozialdemokratie war aus prinzipiellen Gründen gegen eine eigene jüdische

⁶⁶ Bernatzik: Die Ausgestaltung des Nationalgefühls, 44.

⁶⁷ Ebd., 27.

⁶⁸ Ebd., 32.

⁶⁹ Siehe dazu Bernatzik: Über nationale Matriken, Wien 1910.

Arbeiterbewegung, sie sah das Judentum nicht als Ethnie, die nationale Minderheitenrechte beanspruchen konnte. Die österreichische Sozialdemokratie reorganisierte sich als Reaktion auf die auch innerhalb der Sozialdemokratie thematisierten Nationalitätenkonflikte auf dem Wimberger Parteitag von 1897 nach Sprachkriterien in mehrere Teilorganisationen. Auf dem Brünner Parteitag 1899 wurde dann ein Programm verabschiedet, das die Umgestaltung der Monarchie nach Prinzipien der „Kulturautonomie“ enthielt.⁷⁰

Die im Gefolge der Debatte um Organisation der Sozialdemokratie vor allem für Galizien erhobene Forderung nach einer eigenen jüdischen Parteiorganisation wurde aber prinzipiell abgelehnt. Otto Bauer publizierte 1907 eine umfangreiche Theorie der nationalen Autonomie, sprach sich darin aber explizit gegen eine jüdische Autonomie aus.⁷¹ Die Theoretiker des Austro-Marxismus, zu denen auch Otto Bauer zählte, waren Vertreter einer aufgeklärten, zukunftsorientierten Geisteshaltung, welche die Existenz einer jüdischen Nation bestritt. Dementsprechend sahen sie im Jiddischen nur ein Überbleibsel des ehemaligen Ghettos, das durch die Arbeiterbewegung auch unter den Juden bald überwunden sein würde.⁷² Die österreichische Sozialdemokratie trat daher stets gegen den jüdischen Nationalismus auf. Die jüdische Minderheit wurde als konfessionelle Gruppe aufgefasst, die sich nach dem Verschwinden des „religiösen Vorurteils“ mehr oder weniger problemlos in die Mehrheitsbevölkerung integrieren werde. Die Entstehung einer eigenen jüdischen Arbeiterbewegung, welche die jüdischen Arbeiter in ihrer eigenen Sprache erreichen wollte, wurde daher von den marxistisch orientierten Arbeiterführern im Allgemeinen abgelehnt und bekämpft.

Letztlich bildeten sich daher am Rande der Sozialdemokratie eigene jüdisch-sozialistische Parteien, deren Verhältnis zu den großen sozialdemokratischen Parteien stets problematisch war. Eine wichtige Rolle spielte die Gründung einer eigenständigen jüdischen sozialistischen Partei in Russland, die sich „Jüdischer Arbeiterbund für Russland, Weißrussland und Polen“ oder kurz „Bund“ nannte. Diese jüdische Arbeiterbewegung der Bundisten wurde eine relevante politische Kraft. Sie brachte ihre eigene Denkschule hervor, die marxistische Ideologie auf die spezifischen Probleme der jüdischen Arbeiterschaft anzuwenden versuchte. Der Bund war strikt internationalistisch, stellte sich aber hinter Forderungen nach einer jüdischen kulturellen

⁷⁰ Hans Mommsen: Die nationale Spaltung der Sozialdemokratie in Cisleithanien. In: Erich Fröschl, Maria Mesner, Helge Zoitl (Hg.): Die Bewegung. Wien 1990. 186-192.

⁷¹ Vgl. Wistrich: Die Juden Wiens, 395.

⁷² Vgl. Wistrich: Social Democracy and the Problem of Galician Jewry 1890-1914, in: LBI Year Book 1981, 89-124.

Autonomie.

Eine Schwesterorganisation des russischen Bund entstand in Österreich erst 1905. Sie hatte Schwierigkeiten, Anerkennung innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung in Österreich zu finden. Im Artikel „Galizische Parteitage“ setzte sich der Parteitheoretiker Otto Bauer 1912 mit der Tatsache auseinander, dass sich eine jüdische Sozialdemokratie in Galizien eigenständig organisiert hatte und sie sich in ihrer Agitation, Presse und Literatur des „jüdischen Jargons“ bediente. Doch stand für Otto Bauer fest, dass dies nur eine vorübergehende Erscheinung sein könne, da „das vollständige Aufgehen des Judentums in den Wirtsvölkern“, also die Assimilation, „das unvermeidliche Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung“ sei.⁷³ Otto Bauer schlussfolgerte:

Heute aber steht Galizien erst am Anfang dieser Entwicklung. Die galizischen Juden bilden noch [sic! T.S.] eine Nation mit eigener Sprache und Gesittung. Die galizische Sozialdemokratie muß mit dieser Tatsache rechnen, wenn sie die jüdischen Arbeiter organisieren will. [...] Jeder Versuch, die Assimilation künstlich zu behindern und eine der Assimilation feindliche Ideologie in der Judenschaft zu züchten, ist entwicklungsfeindlich, reaktionär.⁷⁴

Die Spitze gegen die „künstliche Behinderung der Assimilation“ war sicher gegen den Zionismus gerichtet, traf aber auch den Jiddischismus. Die offizielle Linie der SDAP und der Austromarxisten war also eine strikt assimilatorische, wobei Assimilation als ein positiv besetzter Begriff verstanden wurde – ganz im Gegensatz zu dem, wie er unter den Jüdischnationalen gebraucht wurde.

Von Seiten der jüdisch-nationalen Bewegung griff man immer wieder mit scharfen und auch verletzenden Ausdrücken Sozialisten jüdischer Abstammung an, die man beschuldigte, ihre jüdische Herkunft zugunsten einer Parteikarriere verleugnet oder gar „verraten“ zu haben. Der so genannte „galizische Bund“ war eine jüdische sozialdemokratische Partei, die sich am Programm des Bund in Russisch-Polen orientierte. Sie wurde als „Jüdische Sozialdemokratische Partei“ Galiziens (nach der Abkürzung des polnischen Namens *Żydowska Partia Socjalno-Demokratyczna* bekannt unter dem Kürzel *ŻPS*) 1905 gegründet. Die Partei entstand aus einer Abspaltung von der galizischen polnischsprachigen Sozialdemokratischen Partei, der *Polska Partia Socjalno-Demokratyczna* (*PPSD*). Die Spaltung hatte sich über längere Zeit abgezeichnet, wobei zum Kristallisationspunkt der Parteigründung wieder einmal die Sprachenfrage wurde. Die

⁷³ Otto Bauer: Galizische Parteitage, in: Otto Bauer. Werkausgabe, Band 8, Wien 1980, 590.

⁷⁴ Ebd., 589.

PPSD nahm eine zögerliche bis negative Haltung gegenüber politischer Agitation unter der jüdischen Arbeiterschaft in jiddischer Sprache ein. Am 1. Mai 1905 erfolgte deshalb in Lemberg die offizielle Gründung der *ŽPS*. Sie orientiert sich an der Politik des Bund in Russland, war aber in ihrer Politik weitgehend selbständig. Erst auf dem siebten Parteitag im April 1920 wurde die Vereinigung mit dem Bund im unabhängigen Polen beschlossen.⁷⁵

Festgehalten werden soll in unserem Zusammenhang vor allem, dass sich der „galizische Bund“ in der Sprachenfrage klar gegen die Linie der österreichischen Sozialdemokratie stellte und für die offizielle Anerkennung des Jiddischen eintrat. Die Entwicklung einer eigenständigen jiddischen Arbeiterkultur wurde als ein zentrales Erfordernis angesehen, um die jiddischsprachige Arbeiterschaft für sozialistische Ideen zu gewinnen. Dementsprechend verabschiedete der zweite Parteitag der *ŽPS* 1906 eine Resolution, welche die Kulturautonomie für die Nationalitäten Österreichs forderte. Obwohl diese Forderung aus taktischen Gründen später abgeschwächt wurde, wurde sie nie gänzlich fallengelassen.⁷⁶

Die *ŽPS* schenkte in ihrer Parteipresse jiddischistischen Bestrebungen um Anerkennung des Jiddischen stets Aufmerksamkeit. Vertreter der Partei beteiligten sich auch an der Czernowitzer Sprachkonferenz im August 1908. Die Parteipresse verteidigte außerdem die Klage des Czernowitzer Anwalts Max Diamant um die Anerkennung des Jiddischen im Amtsgebrauch, die dieser 1909 vor das Wiener Reichsgericht brachte, gegen herabsetzende Bemerkungen, die dazu in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ zu lesen waren.⁷⁷

1.3.1 Die Poale Zion in Wien

Um die Jahrhundertwende entstand in Russland eine zionistische Arbeiterbewegung, die „Poale Zion“, die bald auch in Galizien Fuß fasste. Der zionistische Publizist Saul Raphael Landau, einer der ersten Weggefährten von Theodor Herzl, veröffentlichte 1898 das Reisebuch „Unter jüdischen Proletariern. Reiseschilderung aus Ostgalizien und Rußland“.⁷⁸ Wegen der darin enthaltenen

⁷⁵ Shanes, Joshua: „Żydowska Partia Socjalno-Demokratyczna.“ In: YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe 2 June 2010.
<http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Zydowska_Partia_Socjalno-Demokratyczna>. (13 September 2010)

⁷⁶ Vgl. Kuhn: *The Jewish Social Democratic Party*, 141f. u. 145.

⁷⁷ Vgl. ebd., 146 f.

⁷⁸ Saul Raphael Landau: *Unter jüdischen Proletariern. Reiseschilderung aus Ostgalizien und Rußland*,

Details zur jüdischen Arbeiterschaft Galiziens gilt S. R. Landau als einer der theoretischen Vorläufer des sozialistischen Zionismus in Österreich, auch wenn er später in dieser Bewegung keine zentrale Rolle spielte.

Als Abraham Reisen im Sommer 1904 nach Wien kam, fand er hier bereits die Anfänge einer Poale-Zion-Organisation, welche zumindest ansatzweise eine jiddische Publizistik besaß. Diese Gruppe sammelte sich um den linken Zionisten Samuel Inslicht, dessen Buchhandlung in der Unteren Augartenstraße 9 auch als Vereinslokal diente. Samuel Inslichts Buchhandlung war laut Reisen auch Treffpunkt für jiddischsprachige Intellektuelle aus Osteuropa, die sich zu dieser Zeit in Wien aufhielten.⁷⁹ Der Redakteur Inslicht betrieb auch einen kleinen Verlag und gab darin eine kleine Sammlung von Reisens „Arbeiterliedern“ heraus, die wegen ihres kritischen Inhaltes in Russland nicht hatten erscheinen können.⁸⁰

Ab 1903 gab Inslicht eine Zeitschrift in jiddischer Sprache heraus, „*Der yudisher arbeyter*“. Im Sommer 1904 erschien diese laut Reisen aber noch in sehr unregelmäßigen Intervallen. Anfang 1905 erfolgte dann die offizielle Konstituierung einer Parteigruppe der Poale Zion in Wien mit der Einreichung der Statuten eines „Jüdischen Arbeitervereins Poale Zion“ durch Samuel Inslicht und Nathan Gross.⁸¹ Die Poale-Zion-Bewegung in Osteuropa befand sich zu dieser Zeit in einer Phase der Neuorientierung. Nach mehreren Anläufen der Parteigründung in Russland gelang es Ber Borochow, verbindliche programmatische Grundlagen des Arbeiterzionismus zu schaffen, sodass er oft als der eigentliche Begründer des Poale-Zionismus gesehen wird.

Ber Borochow trat auch für die Verwendung des Jiddischen und eine positive Einschätzung als Volkssprache in der Partei ein. Er sprach sich dafür aus, dass in der Diaspora die Poale Zionisten sich auch für die zweite „nationale Sprache“, das Jiddische, einsetzen sollten. Hebräisch sollte hingegen in Palästina die vorrangige Stellung einnehmen. Nachdem er Russland

Wien 1898; siehe auch *Naygreshl: Di moderne yidische literatur*, 370.

⁷⁹ Vgl. *Reyzen: Epizodn II*, 233.

⁸⁰ Vgl. ebd., 234. Laut Anzeigen in „Jüdisches Volksblatt“ erschien das Buch „*Yudische motiven*“ von Avrom Reyzen als Teil einer Serie „Yudische folksbibliotk“, deren Nr. 1-2 eine Herzl-Biographie war. Jüdisches Volksblatt, VI. Jg., Nr. 53, (30.12.1904), 8. Das Buch wird in der Bibliographie des LNYL nicht erwähnt! Reisen betont in seiner Autobiographie, er sei schon 1904 kritisch gegenüber dem Zionismus eingestellt gewesen.

⁸¹ Vgl. den Kurzartikel "Einreichung der Statuten der österreichischen Poale Zion, 2. Februar 1905". In: Klaus Lohrmann (Hrsg.): *Ausstellungskatalog 2000 Jahre österreichisches Judentum*, Eisenstadt 1982, 160.

aus politischen Gründen verlassen musste, hielt sich Ber Borochow bereits im Jahr 1910 einige Zeit in Wien auf, um hier das Parteiblatt „*Dos fraye vort*“ zu redigieren. Nach einem längeren Aufenthalt in Liège (Belgien) lebte er wieder ab Herbst 1912 mit seiner Familie in Wien und blieb hier bis Sommer 1914.⁸² In seiner Wiener Zeit war er intensiv mit linguistischen Fragen einer planmäßigen Entwicklung der jiddischen Sprache befasst, wovon noch die Rede sein wird.

1.3.2 Kaffeehaus-Bohème und jüdische Exil-Politik

Ber Borochow war einer von mehreren jüdischen Politikern aus Russland, die in Wien einen durchaus angenehmen Ort des politischen Exils fanden. Die Memoiren des jiddischen Schriftstellers Daniel Charney, der in Wien seine Knochentuberkulose behandeln lassen wollte, erlauben einen interessanten Einblick in die russisch-jüdische Emigrantenszene Wiens im Jahre 1910. Die Sprache dieser Emigrantenzirkel war zwar offenbar in erster Linie Russisch, aber man war auch in der jiddischsprachigen Parteipublizistik tätig.

Daniel Charney gibt an, Ber Borochow 1910 im Cafe Arkaden in der Reichsratsstraße gesehen zu haben, wie auch die Vertreter mehrerer jüdisch-sozialistischer Parteien aus Russland, die dort regelmäßig ihre Stammtische abhielten. Neben den Poale-Zionisten trafen sich dort auch Vertreter zweier weiterer jüdischer sozialistischer Parteien. Die erste waren die „Sejmisten“, die von Chaim Schitlowsky gegründet worden waren. In Wien hielten sich zu diesem Zeitpunkt die Parteiführung mit Mark Borisowitsch Ratner, Mischa Raskin und Michl Levitan auf. Sekretärin der Gruppe war Musje Efroykin, eine Schwester des Publizisten Yisroel Efroykin. Grund für den Aufenthalt der Parteispitze in Wien war, dass die „Sejmisten“ mit den „Sozialisten-Zionisten“ über eine Vereinigung der beiden Parteien verhandelten.⁸³ Deshalb befand sich auch das Zentralkomitee der russischen „Zionisten-Sozialisten“ 1910 in Wien. Die Zionisten-Sozialisten waren einer „territorialistische“ Gruppierung, d. h. sie strebten eine jüdische politische Autonomie auf einem eigenen Territorium (jedoch nicht in Palästina) mit jiddischer Sprache an. Parteiführer war Wilhelm Latzky-Bertoldi. Er, seine Frau Berta und einige Genossen und Genossinnen bildeten eine kleine „Kommune“, die auch eine ökonomische Gemeinschaft war – man teilte die Unterstützungsgelder, die einige wohlhabende Parteisymphisanten aus Russland schickten,

⁸² Vgl. Lexikoneintrag: *Borokhov, Ber*, in: *LNYL*, Bd. I/235-238.

⁸³ Vgl. *Doniel Tsharni* (Daniel Charney): *Di velt iz kaylekhdik*, Tel Aviv 1963, 162.

miteinander. Dieser „Hungerkommune“, wie Daniel Charney sie nennt, gehörten auch „Dave“ d. i. Lwowitsch-Davidowitsch, „Danieli“ (Josef Tschernichow), „Mäxel“ (Maxim Schatz-Anin) und Lisa Berlin an.⁸⁴

Zum Zeitpunkt des Eintreffens von Daniel Charney in Wien trug sich die Parteiführung mit dem Projekt der Herausgabe einer für Russland bestimmten territorialistischen Zeitschrift in jiddischer Sprache mit dem Titel „*Frayland*“.⁸⁵ Dem Kommunen-Geist der Gruppe entsprechend wurden auch die Unterstützungszahlungen für Daniel Charney, die von seinen Brüdern aus Amerika eintrafen, von Wilhelm Latzky-Bertoldi ohne große Umstände für den Druck der ersten Nummer von „*Frayland*“ umgewidmet.⁸⁶

1.3.3 Russische und galizische Bundisten in Wien

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde Wien auch Treffpunkt der bundistischen Emigration aus Russland. Der bundistische Genosse „Slavek“ (Bonislav Groser) war 1912 Quartiergeber für einige prominente Politiker und Publizisten des "Bund". Diese waren der Parteiführer Vladimir Medem, Rafail Abramovich Rein und der Publizist A. Litvak (Chaim Yankev Helfand). Man versuchte, in Wien die jiddische Arbeiterzeitung „*Lebensfragen*“, die zur Verbreitung in Russland bestimmt war, herauszugeben. Die Zeitschrift wurde jedoch nach Erscheinen der ersten Nummer von der zaristischen Zensur verboten.⁸⁷ Im Juni 1912 hielt der Bund seine 9. Parteikonferenz in Wien ab, zu der zwar nur eine Gruppe von 17 Delegierten als stimmberechtigt zugelassen war, die aber von sehr prominenten bundistischen Genossen und Genossinnen gestellt wurde. Neben den bereits Erwähnten waren auch Mark Liber und Ester Frumkin in Wien.⁸⁸ Es fanden auch Treffen mit prominenten Poale Zionisten (Ber Borocho) und der österreichischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), unter anderem Wilhelm Ellenbogen, Rudolf Hilferding und Otto Bauer an den Stammtischen im Café Central statt.⁸⁹ Der Bund hatte auch in den weiteren Jahren einen Vertreter in Wien, 1913 wurde in dieser Funktion Slavek durch den bedeutenden bundistische

⁸⁴ Vgl. ebd., 152 bzw. 161.

⁸⁵ Vgl. ebd., 141.

⁸⁶ Vgl. ebd., 159.

⁸⁷ Vgl. Jack Jacobs: *Written Out of History*, 116f.

⁸⁸ Vgl. ebd., 117.

⁸⁹ Vgl. ebd., 118.

Parteijournalist Moses Olgin ersetzt.⁹⁰

Die Tätigkeit „Jüdische Sozialdemokratische Partei“ Galiziens (*Żydowska Partia Socjalno-Demokratyczna – ŻPS*) erreichte bereits vor dem Ersten Weltkrieg Wien. So wurde etwa der jüdische Arbeiterverein „Lasalle“ in der Leopoldstadt den Bundisten zugeordnet.⁹¹ Allerdings blieb die Poale Zion die stärkere Gruppierung innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung Wiens. Erst in der revolutionären Anfangsphase der Ersten Republik trat eine linksbundistische Gruppe in Wien als revolutionäre marxistische Organisation mit einer eigenen Parteizeitung hervor. Davon wird in Kapitel Drei noch die Rede sein.

1.4 Eine literarische Jugendbewegung: „Jung-Galizien“

Die jiddische Schriftstellergruppe Wiens in den 1920er Jahren wurde zu einem großen Teil von Autoren gebildet, deren literarische Karrieren vor dem politisch-gesellschaftlichen Hintergrund Galiziens verstanden werden müssen, den ich bereits kurz zu umreißen versucht habe.

Der jiddische Literaturkritiker Max Neugröschel meinte dazu, die Entstehung einer modernen jiddischen Literatur in Galizien, die ab 1904 einsetzte, sei darauf zurückzuführen gewesen, dass eine der Volkssprache bereits entfremdete Generation junger jüdischer Intellektueller mittels der jiddischen Literatur eine „nationale Sehnsucht“ befriedigen habe wollen. Als besonders bezeichnend für die galizische Situation führt er an, dass diese jungen Schriftsteller ihre ersten Kenntnisse über die Existenz der modernen jiddischen Literatur nicht aus erster Hand erhalten hätte, sondern es der vermittelnden Funktion einer anerkannten Kultursprache, des Polnischen, bedurfte.⁹²

Der Begriff der „nationale Sehnsucht“ verweist auf ein wichtiges Element dieser modernen jiddischen Literatur Galiziens, nämlich darauf, dass sie als eine neoromantische nationalistische Bewegung begann. Das jüdische Galizien galt in vielerlei Hinsicht, und so auch in literarischen Belangen, als sehr konservativ. Das Nachwirken der Haskalah, die in Galizien eine starke Tradition ausbilden hatte können, und die proto-zionistische „*Ahavat Tsion*“-Bewegung bildeten den geistigen Horizont für die Weltsicht von D. J. Silberbusch, Michl Wirth, Gerschom Bader und anderer galizischer Autoren, einer Generation, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in die

⁹⁰ Vgl. ebd., 117.

⁹¹ Vgl. ebd., 118.

⁹² Vgl. *Naygreshl: Di moderne yidishe literatur*, 360.

jiddische Literatur kam. Sie war eher konventionellen Mustern verhaftet. Neugröschel charakterisiert sie als „*balebatish*“ (jüdisch-kleinbürgerlich) und nennt D. J. Silberbusch als ihren typischen Vertreter. Die Erzählungen eines Silberbusch, deren didaktisch-moralisierender Ton die Haskalah-Tradition erkennen lässt, sind aber durch ihre vielen folkloristischen Details zum Leben der galizischen Juden heute für uns wieder interessant.

Von dieser älteren Generation setzte sich nach 1900 eine Gruppe jüngerer Autoren ab. Sie versuchten, in jiddischer Sprache Anschluss an die literarische Moderne zu finden. Diese Gruppe trat erst um 1904 mit ersten Publikationen in Erscheinung. Man orientierte sich an der klassischen und an der zeitgenössischen polnischen und deutschsprachigen Literatur. Die Bezeichnung „*Yung-Galitsye*“, unter der sie bekannt geworden ist, wurde wohl auch in Anlehnung an die Gruppe „Jung-Wien“ gewählt, nach jenen anerkannten Wiener Autoren, die auch das Vorbild der jungen Schriftsteller Galiziens waren.

1.4.1 Samuel Jakob Imber

Die zentrale Figur dieser nationalromantischen Bewegung von Jung-Galizien, dieser, wenn man so will, literarischen Sektion innerhalb der zionistisch-jüdischnationalen Jugendbewegung Galiziens, war Samuel Jakob Imber. Er brachte für diese Rolle, die er mit großem Selbstbewusstsein einnahm, auch günstige Voraussetzungen mit. Imber entstammte einer Familie mit literarischen Ambitionen. Sein Vater Samarjahu Imber war hebräischer Sprachlehrer, versuchte sich selber als hebräischer Schriftsteller und förderte entscheidend die literarischen Interessen seines Sohnes. Sein Onkel Herz Imber war ein seinerzeit bekannter hebräischer Dichter. In Erinnerung geblieben ist sein hebräisches Gedicht „*Hatikva*“ (Die Hoffnung), das zur Hymne der zionistischen Bewegung und des Staates Israel geworden ist.

Samuel Jakob Imber begann als Gymnasiast auf Polnisch zu schreiben. In der Schulzeit sprach er im polnischen Gymnasium mit Freunden bewusst Hebräisch und zeigte sich damit als „nationalbewusster“ Jude.⁹³ Bald ging er aber zum Jiddischen über und übte einen starken Einfluss auf einige Freunde und „Schüler“ aus, zu denen etwa Zacharias Chone Bergner (der seine Lyrik unter dem Pseudonym „Melech Rawitsch“ publizierte), Josef Hillel Levy, David Königsberg, Abraham Moses Fuchs und Jakob Mestel zählten.

⁹³ Vgl. Y. Tenenboym: *Galitsye, mayn alte heym*, Buenos Aires 1952, 131.

Imbers Tendenz, auf seinen Freundeskreis sowohl inspirierend und ermutigend zu wirken, gelegentlich aber auch übermäßig dominant und belehrend zu sein, wird in Erinnerungen an ihn immer wieder erwähnt. Er bestand darauf, dass er die literarischen Versuche seiner Freunde gezeigt bekam, um sie dann gnadenlos zu kritisieren und gelegentlich sogar radikal nach seinen Vorstellungen umzuschreiben. Die Jugendfreunde Melech Rawitsch und Josef Hillel Levy berichten in Memoiren übereinstimmend von solchen Erfahrungen mit Imber als ihrem ersten Mentor und Lehrer.⁹⁴

1.4.2 Mejlech Chmielnitzky

Einer der ersten und wichtigsten Autoren der galizischen jiddischen Neoromantik war Mejlech Chmielnitzky, der kein geborener „Galizianer“ war. Chmielnitzky (5. Mai 1885 – 28. März 1946 New York) wurde in Konstantinovka in der Ukraine geboren. Die Familie verließ 1897 Russland und übersiedelte nach Galizien. Chmielnitzky besuchte das Gymnasium in Lemberg und studierte danach bis 1912 Medizin in Wien. Während des Weltkrieges arbeitete er als Militärarzt, praktizierte bis 1919 in Wien und widmete sich dann nur mehr der schriftstellerischen Tätigkeit. Sein Werk umfasste vor allem Lyrik, bekannt wurde er aber als Verfasser populärmedizinischer Artikel für den New Yorker „*Forverts*“, durch die er hauptsächlich sein Einkommen bestritt. Er emigrierte 1939 mit seiner Familie nach New York.

Mejlech Chmielnitzky debütierte 1902 mit Gedichten in Polnisch und 1904 in Jiddisch. Ab 1908 ging er gänzlich zum Jiddischen über. Chmielnitzky war einer der wichtigsten Autoren für die moderne jiddische Literatur in Galizien Anfang des Jahrhunderts und besonders maßgeblich im kleinen Kreis jiddischer Schriftsteller in Wien in den zwanziger und dreißiger Jahren.⁹⁵ Der Atmosphäre der Zeit entsprechend, war die literarische Tätigkeit auf Jiddisch Ausdruck einer zionistisch geprägten Nationalromantik. Eine wichtige Voraussetzung für das Debüt junger Autoren war die Gründung der ersten jiddischen Tageszeitung, dem „*Lemberger tageblat*“, im Jahr 1904. In ihrem Feuilleton fanden junge Autoren erste Veröffentlichungsmöglichkeiten, insbesondere als Mejlech Chmielnitzky die Redaktion des literarischen Feuilletons übernahm. Mit den ersten Veröffentlichungen von S. J. Imber und seinem „Schüler“ Melech Rawitsch hatte sich

⁹⁴ Vgl. Y. H. Levy: *Gezamelte shriftn, bukh 2*, 18.

⁹⁵ Vgl. Sol Liptzin: *Yiddish Literature*, 241f.; vgl. Lexikoneintrag: *Khmielnitski, Meylekh*, in: *LNYL*, Bd IV/397- 399.

die galizische jiddische Neoromantik als literarische Bewegung etabliert.⁹⁶ Der scharfzüngige Moses Groß nannte in der Zeitschrift „*Kritik*“ diese Gruppe später ironisch die „Nachtigallen des *Lemberger tageblatt*“.⁹⁷

1.5 Jiddische Literatur in Wien vor dem Ersten Weltkrieg

Moderne jiddische Literatur wurde in Wien vor allem in Übersetzungen rezipiert, die sich in deutschsprachigen jüdischen Publikationen immer häufiger fanden. Gelegentlich gab es auch Dichterlesungen. Die ersten, auf die sich Hinweise fanden, waren die Lesungen 1904 vor Studenten, von denen Abraham Reisen berichtet.

Ein besonders prominent besetzter Abend fand am 21. Februar 1913 im Festsaal des Hotel „Continental“, Taborstraße 4 statt, eine Dichterlesung des bereits als „Klassiker“ gefeierten J. L. Peretz aus Warschau. Mitwirkende dieser „Perez-Abend“⁹⁸ genannten Veranstaltung waren Mathias Acher (Nathan Birnbaum) und der Schauspieler Ferdinand Gregori. Organisiert wurde der Abend vom allgemeinen jüdischen Arbeiterverein „Poale Zion“ und vom Hochschülerverein „Cheruth“.⁹⁹ Über die literarische Leistung des Schriftstellers und Dichters Peretz herrschte bei den Vertretern links-zionistischer wie auch bürgerlicher, jüdisch-nationaler Gruppierungen Einigkeit. Unterschiedlich fiel die Bewertung des politischen Gehalts von Peretz' Rede aus. Vom Berichtersteller der „Jüdischen Zeitung“ wurde sie recht negativ beurteilt. Peretz sei zwar unumstritten ein bedeutender Künstler, aber ein „schwacher Politiker“, meinte der Journalist der „Jüdischen Zeitung“, und referierte den Inhalt seiner Rede in folgenden Worten:

In seiner Rede bekannte sich Perez zu einem national-jüdischen Chauvinismus, den wir Zionisten, an deren Nationalbewußtsein man wohl nicht zweifeln kann, ablehnen müssen. Auch die am Schlusse seiner Rede von Perez vertretene Ansicht, daß wir berufen sind, der Welt weiterhin verschiedene Ideale, wie Gerechtigkeit usw. zu vermitteln, erinnert uns zu sehr an die Ausführungen liberaler Reformrabbiner, als daß wir uns damit beschäftigen müßten.¹⁰⁰

Bemerkenswerterweise gründete die Ablehnung der politischen Ansichten von Peretz auf dem

⁹⁶ Vgl. Liptzin: *Yiddish Literature*, 237.

⁹⁷ Vgl. *M. Gros: Der galitsyaner dikhter* [Der galizische Dichter], in: *Kritik*, Nr. 7 (25. Jänner 1921), 27.

⁹⁸ Anzeige in *Jüdische Zeitung*, Wien, Nr. 8/1913 (21. Februar 1913), 6.

⁹⁹ Vgl. *Jüdische Zeitung*, Nr. 9/1913 (28. Februar 1913), 1.

¹⁰⁰ Ebd., 2.

Argument, diese seien einerseits zu „chauvinistisch“, andererseits zu diffus humanistisch. Der eigentliche Grund für dieses Urteil dürfte jedoch in der jiddischistischen Tendenz von Peretz' Rede zu suchen sein. Der „jiddische Klassiker“ Peretz war mit seinen kulturpolitischen Vorstellungen offenbar leichter in die Ideologie der jüdischen Arbeiterbewegung, vor allem der Poale Zion, zu integrieren, als in die der Jüdisch-Nationalen, denen die „Jüdische Zeitung“ zuzuordnen ist.¹⁰¹

Für die jiddischsprachige Arbeiterbewegung wurde Peretz zur Galionsfigur der weltlichen jiddischen Kulturbewegung. Er bot ein Muster dafür, wie die Spannung zwischen der jüdischen Tradition und dem Anspruch, das jüdische Proletariat zu einer universalistisch-humanistischen Kultur zu erziehen, kreativ gelöst werden konnte. Die Rezeption von Peretz als jenem Künstler, der die jiddische Literatur in die europäische Moderne geführt hatte, setzte sich in den kulturpolitischen Konzeptionen des Parteiideologen Ber Borochow fort und wirkte in der Zwischenkriegszeit unter anderem in der jiddischistischen Tradition der „Linken Poale Zion“ weiter.¹⁰² So ist es wenig überraschend, wenn in den 1920er Jahren die Wiener jiddischen Literaturzeitschriften „*Kritik*“ und „*Yidish*“, die dem Umfeld eines linken Jiddischismus zuzurechnen sind, explizit auf den Klassiker Peretz Bezug nahmen und den Anspruch erhoben, sein geistiges Vermächtnis (wie auch das von Ber Borochow) fortzuführen.¹⁰³

1.5.1 Jiddische Journalisten in Wien

Die Entstehung einer jiddischen Literaturszene in Wien ist ohne die Kontakte, die in den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg zwischen jiddischen Schriftsteller und Journalisten in Galizien und später in Wien entstanden, nicht zu verstehen. Allmählich nahmen in den Jahren bis 1914 einige Schriftsteller und Journalisten ihren Wohnsitz in Wien. Die jüdisch-nationale Bewegung hatte hier vor dem Ersten Weltkrieg einige ihrer aktivsten Journalisten, wie D. J. Silberbusch, der damals bereits als „Veteran“ der jiddischen und hebräischen Presse Galiziens galt. Journalistisch tätig war auch der Kantor J. A. Lubetzky. Der zionistische Aktivist Salomo Picker war ebenfalls schon vor dem Ersten Weltkrieg in Wien

¹⁰¹ Vgl. Dieter Hecht: Die Jüdische Zeitung (Wien 1907-1920): Ein nationaljüdisches Organ. In: Lappin/Nagel (Hg.): Deutsch-jüdische Presse und jüdische Geschichte. Bremen 2008, Bd. 2, 57-68.

¹⁰² Vgl. Shmuel Kassow: The Left Poale Zion, 110-113.

¹⁰³ Siehe dazu das Kapitel Y. L. Peretz, in: Goldsmith: Modern Yiddish Culture, 121-138.

ansässig. Der Kantor Josef Grob trat neben seiner journalistischen Tätigkeit auch als Schriftsteller hervor. Von dieser Journalistengruppe wird in Zusammenhang mit der jiddischen Tageszeitung „Wiener Morgenzeitung“ noch ausführlich die Rede sein.

Zwar lässt sich daraus nicht die Tätigkeit einer gemeinsamen literarischen Szene Wiens ableiten, es bildeten sich aber erste Kontakte auf freundschaftlicher Basis, und einige dieser Freundschaften führten später zu gemeinsamen literarischen Projekten. Darunter befanden sich wieder Schüler der galizischen Neoromantik, die von Samuel Jakob Imber geprägt worden war: Zacharias Ch. Bergner (M. Rawitsch) übersiedelte als Angestellter der Union-Bank im Sommer 1912 nach Wien. 1913 stieß Abraham Moses Fuchs zu ihm, der mit seiner Frau aus Amerika zurückkehrte. Rawitsch und Fuchs standen noch unter dem Einfluss Imbers und in den Anfängen ihrer literarischen Entwicklung. An die Herausgabe jiddischer Werke in Wien war zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu denken.

Der Dichter Moses Lifschitz (Anfang der 1920er Jahre nahm er die Schreibung „Liwischitz“ an) tauchte im Sommer 1913 überraschend in Wien auf und nahm Kontakt zu Melech Rawitsch auf. Lifschitz war, ähnlich wie Reisen ein Jahrzehnt vor ihm, vor der Einberufung in die Armee der ihm verhassten zaristischen Macht Russlands geflüchtet und hatte eine Zeitlang in Lemberg verbracht. Er initiierte den Druck eines Gedichtbandes von Melech Rawitsch in Lemberg. Das Projekt verzögerte sich, bis der Beginn des Krieges die Fertigstellung unmöglich machte. Trotzdem führte Rawitsch den Gedichtband stets in seinen bibliographischen Verzeichnissen an.¹⁰⁴

Einen entscheidenden Impuls für die jiddische Kultur der Stadt wird man in der Anwesenheit von Ber Borocho in Wien sehen müssen, der hier, wie bereits erwähnt, von Herbst 1912 bis Sommer 1914 lebte.¹⁰⁵ Borocho war nicht nur ein Ideologe der Poale Zion, sondern auch ein Sprachwissenschaftler. In seiner Zeit im Exil, welche er nützte, um in den Bibliotheken Wiens, Münchens und anderer Städte zu forschen, schuf er ein erstes Standardwerk der jiddischen Philologie, „*Di biblyotek funem yidishn filolog*“ – eine umfassende Bibliographie, welche den Stand der wissenschaftlichen Forschung zum Jiddischen bis zu diesem Zeitpunkt resümierte und

¹⁰⁴ Vgl. *Ravitsh: Maysebukh II*, 487 bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 172.

¹⁰⁵ Laut seinen Briefen an der Adresse Dempschergasse 9/13, Wien XVIII, was auch durch eine Meldeanfrage bestätigt wurde: Boris Borocho, Journalist, gemeldet 6.10.1912- 4.8.1914, Demscherhofgasse [sic!] 9/2/13, (MA 8-MEP-2017/2009).

von Borochow als Handbuch für die Etablierung dieser neuen Wissenschaft intendiert war.¹⁰⁶ Im August 1914, nach der Kriegserklärung Russlands an Österreich-Ungarn, verließ Ber Borochow, der als russischer Staatsbürger bei Kriegsbeginn eine Internierung zu befürchten hatte, Wien und reiste über Italien in die USA.¹⁰⁷

1.5.2 Das „Nathan-Birnbaum-Komitee“

Für Nathan Birnbaum, die zentrale Gestalt des Jiddischismus in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg, hatte die Czernowitz-Episode mit dem finanziellen Ruin geendet. Birnbaum verließ 1911, nachdem er im Jahr davor erfolglos für den Landtag der Bukowina kandidiert hatte, mit seiner Familie Czernowitz. Die darauffolgenden Jahre verbrachte er in größter Armut in Berlin. Im Frühjahr 1913 wurde in Hinblick auf den im Mai des darauffolgenden Jahres zu feiernden 50. Geburtstag Birnbaums in Wien ein „Nathan Birnbaum Komitee“ gegründet. Der Plan war, von Unterstützern Nathan Birnbaums 50.000 Gulden zur Einrichtung einer Stiftung zu sammeln, aus deren Zinsen der Familie Birnbaum ein kontinuierliches Einkommen gesichert werden sollte.

Der junge Bankangestellte und Schriftsteller Melech Rawitsch wurde Sekretär dieses Komitees. Er erinnerte sich später in seinen Memoiren, in dieser Funktion in der Zeit von Frühling 1913 bis Sommer 1914 an einigen schwach besuchten Sitzungen teilgenommen zu haben. Das Komitee bestand laut Rawitsch hauptsächlich aus „jiddischistischen Studenten“. Vermutlich ist damit der von Birnbaum gegründete Studentenverein „Jüdische Kultur“ gemeint. Den Vorsitz übernahm der Poale-Zion-Politiker Ber Borochow.¹⁰⁸

Die Arbeit des Komitees wurde hauptsächlich von Ber Borochow, Abraham Seinfeld, Rawitsch und von dem mit ihm in ständiger Verbindung stehenden Birnbaum selbst geleistet und bestand vor allem darin, bei bekannten Persönlichkeiten der jüdischen Öffentlichkeit anzufragen, ob sie bereit wären, einen Aufruf zur Gründung des Fonds zu unterstützen. Zu den vorbehaltlosen Befürwortern zählten laut Rawitsch die Schriftsteller David Einhorn und Max Brod. Mit Vorbehalten erklärten die Warschauer jiddischen Schriftsteller J. L. Peretz und Jakob Dinesohn ihre Unterstützung. Als kennzeichnend für Nathan Birnbaums Charakter beschreibt Rawitsch, dass er darauf bestand, Einsicht in die Liste der Personen zu erhalten, an die der

¹⁰⁶ Vgl. Lexikoneintrag: *Borokhov, Ber*, in: *LNYL*, Bd.I/235-238.

¹⁰⁷ Vgl. *Matisyohu Mintz: Naye tsaytn – naye lider*, Tel Aviv 1993, 29.

¹⁰⁸ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh II*, 211.

Unterstützungsauftrag ergehen sollte. Er weigerte sich prinzipiell, Geld von Personen anzunehmen, die er als seine politischen Feinde betrachtete.¹⁰⁹ Den Erinnerungen von Rawitsch zufolge wurde aber aus der geplanten Dotierung nichts, da die spärlich eintreffenden Geldspenden sofort wieder für die Unterstützung der notleidenden Familie Birnbaums verbraucht wurden. Aufgrund des Ersten Weltkriegs kam die Arbeit des 1914 nach Berlin übersiedelten Komitees gänzlich zum Erliegen. Der geplante „Aufruf“ zur Sammelaktion erschien letztlich nicht.¹¹⁰

Der Erste Weltkrieg zerstörte die bisher bestehenden Milieus der jüdischen Literaten, Journalisten und politischen Emigranten, die sich in Wiener Kaffeehäusern zu Stammtischen eingefunden hatten. Korrespondenten ausländischer Zeitungen, vor allem jüdische Journalisten mit russischer Staatsbürgerschaft, mussten Wien verlassen, österreichische Staatsbürger wurden einberufen. Andererseits kamen nun aus Galizien zahlreiche Flüchtlinge, darunter Vertreter der galizisch-jiddischen Presse, jiddische Schauspieler und Schriftsteller. Es kamen auch mehrere chassidische Rebbes mit ihren „Höfen“ und brachten damit eine sichtbare Präsenz des orthodoxen chassidischen Judentums nach Wien.¹¹¹

¹⁰⁹ Vgl. ebd., 212.

¹¹⁰ Vgl. ebd., 212-213.

¹¹¹ Vgl. Meir Henisch: Galician Jews in Vienna, in: Fraenkel, The Jews of Austria, 370.

Kapitel Zwei: Der Erste Weltkrieg und die Entstehung der Ersten Republik (1914-1919)

2.1 Der Krieg und das jiddische Kulturleben

Der Weltkrieg bedeute für das osteuropäische Judentum und damit auch für die jiddische Literatur in erster Linie eine große Katastrophe. Eine enorme Flüchtlingsbewegung wurde ausgelöst. Das Kulturleben Galiziens kam durch die russischen Vorstöße zeitweise völlig zum Erliegen. Zeitungen mussten ihr Erscheinen einstellen, die Buchproduktion war unmöglich, Theater mussten schließen. Selbstverständlich wurden auch viele jiddische Schriftsteller zum Militär eingezogen. Je länger der Krieg andauerte, umso mehr verschärfte sich die ökonomische Krise Osteuropas. Vertreibungen der jüdischen Bevölkerung aus dem Frontgebiet, Kriegszerstörungen, weiters Papierknappheit und verschärfte Zensur setzten auch dem jiddischen Pressewesen zu.

Neben dem menschlichen Leid der vielen Einzelnen wurden die Ereignisse auch als kollektives Trauma und schwere Krise des ganzen jüdischen Volkes erlebt. Die jüdische Publizistik war, wie die gesamte Presse Österreich-Ungarns der Zensur unterworfen und auf Patriotismus verpflichtet worden. Mit zunehmender Kriegsdauer wurde aber das Elend, das der Krieg gebracht hatte, in jüdischen Publikationen immer mehr thematisiert. War dieses Kriegselend anfänglich, vor allem im Fall der russischen Kriegsführung in Galizien, zu Propagandazwecken benützt wurden, um den Patriotismus der jüdischen Bevölkerung der Monarchie zu steigern, so wurde nun zunehmend die Frage aufgeworfen, wie auf die Bedürfnisse der Flüchtlinge zu reagieren sei.

Mit zunehmender Kriegsdauer wuchs in der jüdischen Bevölkerung Wiens auch die Angst vor antisemitischen Ausschreitungen, da die Kriegsflüchtlinge in der antisemitischen Presse zu den Sündenböcken für die schlechte Versorgungslage und die Wohnungsnot gemacht wurden. Gleichzeitig waren aber gerade sie der Gefahr der Verelendung besonders ausgesetzt. Viele der Familien, die in Wien durchaus der Mittelschicht zugehörig waren, sahen sich nun mit Proletarisierung und Verelendung konfrontiert.¹¹² Diese Entwicklungen führten dazu, dass man die

¹¹² Die „*Viner morgentsaytung*“ beobachtete schon 1915 das Ansteigen der antisemitischen Stimmung gegen die Flüchtlinge. Die schlechte Lage vieler jüdischer Flüchtlinge wurde in der zeitgenössischen jüdischen Presse breit thematisiert. Tatsächlich lebte der Großteil der Flüchtlinge in überfüllten

bisherigen Formen, in denen jüdische Interessen politisch vertreten wurden, in Frage stellte. Die Antworten darauf fielen unterschiedlich aus. Einerseits wurde versucht, traditionelle jüdische Lebensformen zu wahren und zu stärken. Die Orthodoxie in Wien begann zunehmend, sich zu politisieren und sich in die Politik der Israelitischen Kultusgemeinde einzubringen. Auf der anderen Seite begannen die Gruppierungen der jüdischen Sozialisten, vor allem die Poale-Zionisten, das Wahlsystem der Israelitischen Kultusgemeinde, das ein Kurienwahlsystem war, in Frage zu stellen. Sie forderten seine Demokratisierung und die Umwandlung der Kultusgemeinden in „Volksgemeinden“, die damit auch eine Basis für die jüdische nationale Autonomie bilden würden.

Durch die Flüchtlingsbewegung, welche bald nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges mit dem unerwartet raschen Vorrücken der russischen Truppen in Galizien einsetzte, kam eine große Zahl von Jiddisch sprechenden „Ostjuden“ nach Deutschland und in die westlichen Teile der Monarchie, vor allem aber nach Wien, wo die beste jüdische Infrastruktur bestand. Wie groß die Anzahl der galizischen Flüchtlinge in Wien war, ist nicht genau bekannt, die Schätzungen reichen von 50.000 – 70.000 Menschen¹¹³ bis zu einer Zahl von insgesamt 125.000 Kriegsflüchtlingen, die sich eine gewisse Zeit in Wien aufhielten. Je nach Kriegslage im Osten ergab sich eine starke Fluktuation. Nach dem Krieg war die österreichische Politik darauf gerichtet, die Flüchtlinge schnellstens zu repatriieren. Das hieß auch, dass Hürden für eine Einbürgerung errichtet wurden. Es wird geschätzt, dass sich nach Kriegsende für die jüdische Gemeinde Wiens ein Zuwachs von etwa 25.000 „Galizianern“ ergeben hatte.¹¹⁴

Unter den Flüchtlingen in Wien befanden sich auch viele der jiddischen und hebräischen Journalisten und Schriftsteller Galiziens. Einige jiddische Literaten waren schon vor dem Krieg hier ansässig geworden, etwa D. J. Silberbusch, Moses Lubetzky, Melech Rawitsch, Abraham Moses Fuchs, Mejlech Chmielnitzky und Moses Liwschitz. Da Lemberg durch die Kriegshandlungen, die zwischen Polen und Ukrainern einsetzten, schwer in Mitleidenschaft gezogen war, wurde Wien gegen Kriegsende für einige Jahre zum eigentlichen Zentrum der galizisch-jiddischen Literatur. Es lässt sich eine gewisse Parallele zu Berlin ziehen, das aber vor allem Schriftsteller aus Russland, Polen und der Ukraine anzog. Zwischen beiden Städten bestand

Quartieren. Siehe dazu die Dokumentation von Bruno Frei: Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten. Wien und Berlin 1920.

¹¹³ Vgl. Ruth Beckermann: Die Mazzesinsel. Wien, München 1984, 16.

¹¹⁴ Vgl. Beatrix Holter: Die ostjüdischen Kriegsflüchtlinge in Wien. Diplomarbeit, Salzburg 1978, 16-18.

aber ein literarischer und personeller Austausch.¹¹⁵

Melech Rawitsch beschreibt in seinen Memoiren die Beziehungen zwischen den Lagern der „Jiddischisten“ und „Hebraisten“ in Wien als „friedliches Zusammenleben“, Max Neugröschel hingegen spricht in diesem Zusammenhang von einer „Feindschaft“, zumindest von einer „Entfremdung“ zwischen beiden Literatenkreisen.¹¹⁶ In dieser Einschätzung kommen vielleicht unterschiedliche individuelle Erfahrungen und persönlichen Temperamente zum Ausdruck. Die Beobachtung von Rawitsch mag aber für die Zeit von 1918 bis 1919 weitgehend zugetroffen haben. Die jiddischen Schriftsteller Wiens publizierten wie die hebräischen im zionistischen Verlag von Max Hickl. Ihre Beiträge finden sich in der jüdisch-nationalen „*Viner morgentsaytung*“ ebenso wie im Parteiorgan „*Yudisher arbeyter*“ der eher am linken Flügel der Sozialdemokratie angesiedelten Poale Zion.

Die politischen Verhältnisse der Zeit, vor allem mit ihrem immer stärkeren Gegensatz von jüdischem Nationalismus und Revolutionsstimmung, waren jedenfalls auf Dauer nicht dazu angetan, Harmonie zwischen den Schriftstellern zu fördern. Im Frühjahr 1919 verschärften sich die Gegensätze zwischen den jüdischen Sozialisten und dem jüdisch-nationalen Lager. Ursprünglich hatten auch Poale-Zionisten und Bundisten die von Vertretern der Jüdisch-Nationalen initiierte jüdische Kongress-Bewegung und die Schaffung eines „Jüdischen Nationalrats“ unterstützt. Man versprach sich in der Endphase des Krieges von den Bemühungen um eine Föderalisierung der Monarchie die Lösung der Nationalitätenfrage und wollte mit dieser Bewegung die jüdischen Autonomieforderungen einbringen. Die allzu hoch gesteckten Erwartungen zerschlugen sich mit dem Zusammenbruch des Vielvölkerstaats.

In der Anfangsphase der Ersten Republik versuchte der Jüdische Nationalrat, die jüdischen Interessen im neuen Staatsgebilde zu vertreten. Die sozialistischen Gruppierungen traten aber vor dem Sommer 1919 aus dieser Bewegung wieder aus und überließen sie den Jüdisch-Nationalen um Robert Stricker.¹¹⁷ In weiterer Folge wurden die bürgerlichen Zionisten, die der „assimilatorischen Haltung“ bezichtigt wurden, immer mehr zu einem Feindbild der Jiddischisten Wiens, die ideologisch oft der jüdischen Arbeiterbewegung nahe standen.

¹¹⁵ Vgl. EstraiKh, Gennady: Vilna on the Spree. Yiddish in Weimar Berlin, in: *Aschkenaz* 16/2006, H. 1, 103-127.

¹¹⁶ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 389.

¹¹⁷ Vgl. Hecht, Dieter J.: Die Jüdischnationale Partei 1918-1938. In: Hecht (Hg.): *Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938*, 109-136.

2.2 Jiddische Presse in Wien: Die Jüdisch-Nationalen

2.2.1 Zur Geschichte der jiddischen Presse in Wien

Die Geschichte der Wiener jiddischen Presse ist nach wie vor nur teilweise dokumentiert und aufgearbeitet. Ein 1967 publizierter Artikel des Publizisten Meir Henisch (1873-1970) über galizische Juden in Wien erwähnt zwar Medien in Jiddisch, nicht aber seine Tätigkeit für die „*Viner Morgentsaytung*“, was nur als eine bewusste Selbstzensur verstanden werden kann. Henisch, ein „rechter“ (sozialdemokratischer) Poale Zionist war selbst Korrespondent jiddischer Zeitungen, er erwähnte in seinem Aufsatz namentlich nur den der orthodoxen Partei „Agudas Jisroel“ nahe stehenden Jona Kreppel (1874-1939) als jiddischen und hebräischen Publizisten in Wien.¹¹⁸

Ein ganz anderes Bild erhalten wir aus einem Überblick über die Wiener jiddische Literatur und Publizistik, den der Anwalt und jiddische Dichter Max (Mendel) Neugröschel (1903-1965) im New Yorker Exil verfasste.¹¹⁹ Max Neugröschel stand, soweit sich aus seinen Schriften ablesen lässt, der jiddischistischen Sprachbewegung der Linken Poale Zion in der Tradition des Theoretikers der Poale Zion Ber Borochow nahe, und trat in den 1930er Jahren kurzfristig der KPÖ bei.¹²⁰ Neugröschel neigt in seinem Artikel dazu, die jiddische Kultur Wiens, die ab dem Ende des Ersten Weltkriegs und bis in die 1920er Jahre hinein bestand, als Domäne der jüdischen Arbeiterbewegung darzustellen. Er verschweigt aber auch nicht die Rolle der jüdisch-nationalen Bewegung für die Entstehung einer Wiener jiddischen Publizistik.

Bis zum Ersten Weltkrieg hatten in Wien nur gelegentlich Exilpolitiker jüdischer Parteien aus Russland (Bundisten, Poale-Zionisten und „Zionisten-Sozialisten“) Versuche unternommen, jiddische Zeitschriften zu publizieren. Diese richteten sich aber an eine Leserschaft in Russland und stellten damit keine jiddische Presse für Wien selbst dar.¹²¹ Schon ab der Jahrhundertwende finden wir in Wien Publizisten und Journalisten, die regelmäßig

¹¹⁸ Vgl. Meir Henisch: Galician Jews in Vienna, in: Fraenkel, Jews of Austria, 370.

¹¹⁹ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 387-88.

¹²⁰ Laut einer Auskunft von Fritz Feilhaber (Rio de Janeiro, Neffe von Max Neugröschel), an Thomas Soxberger, (E-Mail 7. 9.2008).

¹²¹ Vgl. Soxberger: Zur Geschichte, 1-10.

jiddische Publikationen in Russland und den USA mit ihren Beiträgen belieferten. Der Großteil der Jiddisch schreibenden Journalisten Wiens dieser Zeit waren offenbar Zionisten der einen oder anderen Richtung, wie die schon erwähnten Autoren David Jesaja Silberbusch (1854-1934), J. A. Lubetzky (1872-1921) und Josef Grob, von dem noch die Rede sein wird.

Moses Silburg, der 1912 nach einer Haftstrafe wegen bundistischer revolutionärer Tätigkeit Wilna verlassen hatte müssen und nach Lemberg gegangen war, übersiedelte mit Ausbruch des Krieges 1914 nach Krakau und dann nach Wien.¹²² Er sollte in den darauffolgenden Jahren eine prägende Persönlichkeit der jiddischen Literatur Wiens werden. Als ein Mann von „prophetischer“ Natur, wie Rawitsch ihn beschreibt,¹²³ konnte er eine Gruppe von Schriftstellern nach Kriegsende 1919 zum Zeitschriftenprojekts „*Kritik*“ und dem Verlagsunternehmens „*Der kval*“ motivieren, die weiter unten in einem eigenen Kapitel ausführlich behandelt werden.

Im Jahr 1919 hatte die jiddische Presse in Wien erst eine sehr kurze Geschichte hinter sich. Das entspricht auch dem Bild einer Stadt, die in der jüdischen Welt allgemein als Hochburg der „jüdischen Assimilation“ galt. Das Wiener jüdische Bürgertum hatte nur wenige Generationen gebraucht, um sich als fest in der deutschen Kultur verwurzelt zu verstehen. Auch die Vertreter der zionistischen Bewegung hegten das Vorurteil, wonach Jiddisch mit „Mauscheln“ und „Jargon“ gleichzusetzen sei und als ein korrumpiertes Deutsch auch ein korrumpierender kultureller Faktor sei. Allmählich begann man aber, das Jiddische zumindest pragmatisch in Hinblick auf seine Nützlichkeit für die Verbreitung zionistischer Ideen zu betrachten. In Galizien entstand in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine jiddischsprachige Presse. Viele dieser Publikationen, wie das 1904 gegründete „*Lemberger Tageblatt*“, waren zionistisch oder poale-zionistisch ausgerichtet.

Das Ende des Ersten Weltkriegs mit dem Zusammenbruch der Donaumonarchie brachte nicht nur eine Veränderung der Staatsgrenzen, sondern auch völlig geänderte Voraussetzungen für die jiddische Sprache und Kultur in ganz Osteuropa wie auch in Wien mit sich. Während des Krieges entstand erstmals eine jiddische Presse in Wien, die bis etwa Mitte der 1920er Jahre eine wichtige Plattform für Journalisten und Schriftsteller

¹²² Nach den Angaben im *LNYL* übersiedelte er allerdings erst 1918 nach Wien. Eine Meldeanfrage brachte kein Ergebnis (MA 8 – B-MEW-2020/2009 20.3.2009). Silburg wohnte vermutlich in Untermiete.

¹²³ *Ravitsh: Maysebukh II*, 487 bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 172.

verschiedener politischer Richtungen bildete. Gegen Ende der zwanziger Jahre sank die jiddische Publikationstätigkeit aus ökonomischen wie politischen Gründen aber sehr schnell zur Bedeutungslosigkeit herab. 1931 scheiterte der letzte Versuch zur Gründung einer jiddischen Wochenzeitung in Wien.¹²⁴

2.2.2 Der Verleger Max Hickl

Vor dem Ersten Weltkrieg wurde in Wien keine jiddische Belletristik gedruckt. Der erste Impuls für die Etablierung der jiddischen Literatur Wiens ging vom jüdisch-nationalen Verleger Max Hickl aus Brünn aus. Er verlegte seinen Wohnsitz 1915 nach Wien und leitete hier den Verlag „Jüdischer Buch- und Kunstverlag Max Hickl“ (Wien VIII., Lerchengasse 6a) weiter, den er 1899 als genossenschaftlichen zionistischen Verlag gegründet hatte. Hickl gab zuerst das deutschsprachige Wochenblatt „Jüdische Wochenzeitung“ heraus und ab 1901 auch Bücher und Broschüren.¹²⁵

In seiner Wiener Zeit erweiterte der Verlag von Max Hickl sein Programm über die bisher gebrachten zionistischen Publikationen in deutscher Sprache um Werke in jiddischer und hebräischer Sprache. Verlegt wurde vor allem Belletristik, meist Werke aus Galizien stammender Schriftsteller, die sich während des Krieges in Wien aufhielten. Damit bot der Verlag der galizisch-jiddischen Autorengruppe in Wien ein Forum. Die jiddischen Bücher wurden zuerst in der Druckerei Holzhausen gedruckt, die aufgrund ihrer Tradition in der Produktion von jiddischen Büchern für die christliche „Judenmission“ auch über hebräische Drucktypen verfügte.¹²⁶

Zu den ersten jiddischen Büchern des Max Hickl Verlages in Wien gehörte eine kleine Anthologie mit dem lateinischen Titel „Inter Arma“. Der Titel spielte auf die Wendung „Inter arma musae silent“ (Zwischen den Waffen schweigen die Musen) an.

Die Autoren der Gedichte, welche ich hier bringe, tragen seit Jahren den Rock, der der Muse den Hals zuschnürt. Mestel und Königsberg haben auch Waffen getragen und vom Schlachtfeld Wunden heimgetragen,

schrieb Imber im Vorwort, das auch ein gutes Beispiel für seinerblumige Sprache und seine

¹²⁴ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 390.

¹²⁵ Zur Verlagsgeschichte vgl. Meir Färber: "Publishing Houses", in: *The Jews of Czechoslovakia*, New York 1971, 534 f.

¹²⁶ Vgl. *Ravitsch: Mayse-bukh II*, 313 bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 98.

Auffassung von Lyrik darstellt. Es zeigt aber auch die Sprachregelungen, die für alle Publikationen galten, die sich mit Kriegsthemen beschäftigten, die stets eine Überhöhung des Kriegsgeschehens zum schicksalhaften Geschehen verlangte:

Zwischen Kasernenmauern, unter den Zelten von Lagern, zwischen blitzenden blutigen Waffen, in Ländern von Not und Tod – haben die Musen weise die Augen geschlossen und in Tiefen, heiliger als Schützengräben, und in unerreichten Höhen, herrlicher als die der kämpfenden Luftflieger, spannen sie mit heldenhafter Ruhe die goldenen Fäden der ewigen Schönheit und Güte, welche das unschuldige Leben von einst mit dem unschuldigen Leben in Tagen, die wieder kommen werden, verknüpfen.¹²⁷

Der Band sollte also die neueste Lyrik galizischer Dichter bringen, bewusst aber keine Kriegsliteratur enthalten, womit eine unterschwellig pazifistische Botschaft ausgedrückt wurde. S. J. Imber brachte eine Auswahl eigener Gedichten sowie seiner Schriftstellerkollegen Melech Rawitsch, Uri Zwi Gringberg, Jakob Mestel und David Königsberg, die seiner Auffassung der Kunst als Ausdruck „ewiger Werte“, die über der schrecklichen Gegenwart stehen, entsprachen. Von diesen Autoren blieb letztlich nur Königsberg in der Tradition einer Lyrik, die sich an klassischen Vorbildern orientierte, während die anderen sich dem Expressionismus zuwandten.

Der Verlag von Max Hickl spielte eine gewisse Rolle für die moderne jiddische Literatur in Wien, indem er in einer ökonomisch und politisch schwierigen Zeit Publikationsmöglichkeiten anbot, und damit einen wichtigen Impuls für die Formierung der jiddischen Schriftstellergruppe Wiens gab. Nach dem Zerfall der Monarchie beendete Max Hickl seine Tätigkeit in Wien, der Verlag war aber in der Tschechoslowakei weiterhin tätig. Sein Hauptsitz wurde nach Prag verlegt, eine Filiale in Brünn blieb bestehen. Der Verlag existierte bis zur deutschen Okkupation der „Resttschechoslowakei“ im Jahr 1939.¹²⁸

2.2.3 Die jiddische Tageszeitung „Viner morgentsaytung/Wiener Morgen-Zeitung“

1915 wurde – für Wien war es das erste Mal und blieb auch einmalig – eine jiddische Tageszeitung gegründet: die „*Viner morgentsaytung*“, die auf ihrer Titelseite unter dem jiddischen Kopf auch die deutsche Bezeichnung „Wiener Morgenzeitung“ trug und die sich inhaltlich vor allem an die galizischen Kriegsflüchtlinge in Wien richtete. Vermutlich erreichte

¹²⁷ *Shmuel Yankev Imber* : INTER ARMA. *Lirik fun galitsishe dikhter. Zamlbukh*. Wien-Brünn, Verlag M. Hickl, 1918.

¹²⁸ Vgl. Färber: Publishing Houses, 534-535. Die Tatsache, dass gerade in den Wiener Jahren in Hickls Verlag jiddische Publikationen erschienen, wird bei Henish allerdings nicht erwähnt.

sie auch eine Leserschaft in anderen Orten, wo zeitweise jüdische Kriegsflüchtlinge in Barackenlagern untergebracht wurden, etwa in Brünn.

Herausgeber war der Journalist und Geschäftsmann Naphtaly Mayer Racker (1879-1937) aus Neu-Sandec.¹²⁹ Er setzte mit der "*Viner morgentsaytung*" offenkundig auf die jüdischen Flüchtlinge und deren Interesse, über den Kriegsverlauf und die Lage in Galizien informiert zu werden. Die erste Seite enthielt daher in der Anfangsphase der Zeitung nichts anderes als die offiziellen Militärberichte über die Lage an der Front im Osten. Diese wurden auch nicht übersetzt, sondern im deutschen Original, aber mit hebräischen Lettern abgedruckt. Der Großteil des restlichen Inhalts befasste sich mit verschiedenen Alltagsproblemen der Flüchtlinge. Immer wieder wurde der alltägliche Antisemitismus in Wien thematisiert und die nach Meinung der Redakteure der Zeitung rückgratlose Haltung der Führung der Israelitischen Kultusgemeinde Wiens kritisiert.

Bei letzterem Punkt kam offenbar zum Tragen, dass diese IKG-Führung von Vertretern der liberalen „Union“ gestellt wurde und die „*Morgentsaytung*“ ein zionistisches Blatt war. Die Analyse des Phänomens Antisemitismus fiel dementsprechend unterschiedlich aus. Die „Union“ setzten auf ein vorsichtig taktierendes Verhalten. Die zionistische Seite sah die Antwort in einer Stärkung des jüdischen Selbst- und Nationalbewusstseins und verlangte daher eine offensivere Politik in sozialen Fragen wie in der Vertretung jüdischer Interessen.

Aus nicht mehr eindeutig feststellbaren Gründen wurde die Zeitung bereits im September desselben Jahres von der Militärensensur verboten und konnte erst mit 1. Jänner 1918 wieder erscheinen.¹³⁰ Es ist nicht auszuschließen, dass hier die Behörden der antisemitischen Stimmung in Wien Rechnung trugen. Die Redaktion der „*Morgentsaytung*“ war bemüht, patriotisch aufzutreten, eine kritische Haltung gegenüber der Monarchie kann also kaum Anlass zu einem Verbot gewesen sein. Allerdings fällt auf, dass sich die Linie des Blattes sehr stark gegen die offiziellen Führer des Wiener Judentums richtete. Es ist durchaus möglich, dass von dort eine Intervention ausging, um die Kritik zum Schweigen zu bringen.

Die jiddische Tageszeitung Wiens bestand unter dem mit Anfang 1919 auf „*Yudishe*

¹²⁹ Naphtaly Mayer Racker, geboren 11.12.1879 in Neu-Sandec, gestorben 21.12.1937 an einer „Nierenerkrankung“ an der Adresse II., Taborstr. 52b (laut Totenbuch 1937, Matrikelamt der IKG Wien). Als Beruf wird „Redakteur“ angegeben. Dank an Wolf-Dieter Eckstein für Hilfe bei Feststellung der Daten.

¹³⁰ Siehe dazu: [Erklärung der Redaktion anlässlich des Wiedererscheinens der] *Viner morgentsaytung*. Nr.1, 1918, 2.

morgenpost“ geänderten Namen weiter. Bereits ab 30. Mai 1920 wurde sie in eine nur sechsseitige Wochenzeitung umgewandelt. 1918 – 20 wurde sie von Moses Groß und in der Folge von dem Journalisten Joshua Tiger (1898 – 1960) bis zu ihrer Einstellung im Jahr 1926 redigiert. Laut Neugröschel war sie gegen Ende ihres Erscheinens auf ein Niveau gesunken, das ihr den Spitznamen „Morgenpest“ eingetragen habe.¹³¹

Laut Max Neugröschel, der wie Naphtaly Meyer Racker aus Neu Sandec stammte und ihn persönlich gekannt hatte, war dieser „ein geschickter Sockenhändler, aber schwachen Kenner der brennenden jüdischen Probleme“.¹³² Neugröschel sah in Racker einen wenig bedeutenden Journalisten, dem die Bedeutung seiner Zeitung für die jiddische Kultur Wiens selbst niemals bewusst geworden sei.¹³³ Auf Redakteure wie Moses Groß und Joshua Tiger kann diese Urteil aber nicht in gleichem Maße zutreffen. Letztlich fehlten wohl für die Existenz einer jiddischen Zeitung in Wien die ökonomischen Voraussetzungen.

Das Urteil von Max Neugröschel über N. M. Racker scheint auch insofern überzogen, als die Zeitung bei ihrem Wiedererscheinen 1918 durchaus eine ambitionierte redaktionelle Linie verfolgte. Sie trug auf der Rückseite den zusätzlichen Kopf „Wiener Morgenzeitung. Jüdisches Tagblatt für Politik, Volkswirtschaft und Literatur“. Racker als Herausgeber bestätigte in seinem Leitartikel zur ersten Ausgabe 1918, dass man eine Unterbrechung von „zwei und einem Viertel Jahren“ hinnehmen habe müssen. Zur Blattlinie hielt er fest: „Fast alle Regierungen befassen sich mit der jüdischen Frage. Alle nehmen Stellung zu ihr. Aber wir selber? Wir haben keine Presse.“¹³⁴ Diesem Mangel wollte das Blatt abhelfen.

Tatsächlich unterscheidet sich der zweite Jahrgang stark vom ersten aus dem Jahr 1915, der von Frontberichten und Darstellungen der Lage der galizischen Flüchtlinge in Wien, Mähren und Ungarn dominiert war. Trotz des geringen Umfangs von meist nur vier Seiten kann man sagen, dass dem Anspruch, man wolle eine Plattform zur Formulierung und Darstellung konkreter jüdischer politischer Forderungen sein, durchaus entsprochen wurde. In der Zeitung kamen Vertreter der Poale-Zion, wie Arie Leib Schussheim und Meir Henisch ebenso zu Wort wie jüdisch-nationale Politiker und Publizisten, etwa Robert Stricker, Dr. Osias Thon, Julius Löwy, oder auch der seine eigene Linie verfolgende Nathan Birnbaum.

¹³¹ Ebd., 385.

¹³² Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 382.

¹³³ Ebd.

¹³⁴ *N. M. Raker: Fun der redaktsye*. In: *Viner Morgentsaytung* (1. 1 1918), 2.

Auch über Vereine wie „Jischubh Eretz Israel“ [*Yishuv Erets Yisroel*], der unter chassidischen Juden für die Auswanderung nach Palästina warb, wurde berichtet.¹³⁵

Seit der Publikation der Balfour-Deklaration von 1917 war wenig überraschend die „Palästinafrage“ das ganze Jahr 1918 über ein Punkt intensiver Debatten. Die „*Viner morgentsaytung*“ räumte der Berichterstattung darüber seit ihrem Wiedererscheinen breiten Raum ein. Die Erwartungen, die an die Balfour-Deklaration geknüpft wurden, waren hoch. Man erwartete, dass die Öffnung Palästinas für eine Masseneinwanderung der notleidenden ostjüdischen Massen und die Gründung eines jüdischen Staates unmittelbar bevorstünden – was sich bekanntlich nicht erfüllte.

Die Berichterstattung über Osteuropa und Galizien bildete erwartungsgemäß einen der Schwerpunkte der Zeitung. Ab Ende 1918, nachdem polnische Legionäre bei der Einnahme der Stadt Lemberg Pogrome durchgeführt hatten, wurde die Berichterstattung von diesen Ereignissen dominiert. Die Aufrufe zu Trauer- und Protestkundgebungen und Forderungen an die Siegermächte, eine harte Linie gegenüber Polen zu verfolgen, nahmen breiten Raum ein. Überhaupt beschäftigte die Frage der jüdischen Bevölkerung in den Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns und des Russischen Reichs die jüdische Öffentlichkeit. Es versteht sich demnach von selbst, dass die Zeitung die jüdische Kongress-Bewegung unterstützte und auch über die Arbeit des „Jüdischen Nationalrates für Österreich“ positiv berichtete.

Der feuilletonistische Teil war nicht sehr umfangreich, nur zu den großen jüdischen Feiertagen und Herzls Todestag erschien die Zeitung in erweitertem Umfang mit Beiträgen jiddischer Schriftsteller über den Kreis der üblichen Mitarbeiter des Feuilletons hinaus. Wir finden dann auch die jüngere Generation von „Jung-Galizien“, etwa die Namen Melech Rawitsch, A. M. Fuchs, Mejlech Chmielnitzky, Uri Zwi Grinberg und Moses Groß.

Der erste Jahrgang der „Wiener Morgenzeitung/ *Viner Morgentsaytung*“ brachte regelmäßig im Feuilletonenteil eine „Skizze“, eine für die deutschsprachige Publizistik der Zeit der Jahrhundertwende typische literarische Gattung. Das Genre wurde auch in der jiddischen Literatur sehr beliebt, da es Schriftstellern die Möglichkeit eröffnete, mit gewisser Regelmäßigkeit in der Tagespresse zu publizieren. Das erste Buch, das die jiddische Buchproduktion Wiens einleitete, war recht bezeichnend betitelt mit „*Strekhilakh fun der*

¹³⁵ Der Verein verschmolz bald mit der Bewegung religiöser Zionisten, der "Misrachi". Vgl. Rechter, *Jews of Vienna*, 64f.

milkhome-tsayt“ [Skizzen aus der Kriegszeit] von D.J. Silberbusch. Es erschien 1916 im Eigenverlag des Autors. Es versammelte kurze Erzählungen oder „Skizzen“ von David Jesaja Silberbusch. Diese sind recht typisch für die Publizistik der Kriegsjahre. Silberbusch hatte eine Zeitlang nur mehr in Hebräisch geschrieben. Die Gründung einer jiddischen Tageszeitung in Wien gab ihm die Möglichkeit, sich an ein größeres Publikum zu wenden. Zu den jüngeren Schriftstellern bestand aber offenbar eine politisch begründete Distanz.¹³⁶

Ab 15. Jänner 1919 änderte die Zeitung in Hinblick auf das angekündigte Erscheinen von Robert Strickers deutschsprachiger „Wiener Morgenzeitung“ ihren Titel auf „*Yudishe Morgenpost*“. Der Leserschaft wurde mitgeteilt, dass sich an der Leitung, Redaktion und Blattlinie dadurch nichts ändere.¹³⁷ Robert Strickers Blatt ist also nicht etwa als direktes Nachfolgeblatt für die jiddische „Morgenzeitung“ zu verstehen, sondern es handelt sich um eine Neugründung. Die jiddische „*Morgentsaytung*“ hatte zwar gelegentlich auch Artikel von Robert Stricker publiziert, sie kann aber nicht als Sprachrohr einer einzigen Richtung definiert werden.

Der doch bemerkenswerte Vorgang, bei dem eine zionistische Publikation einen populären Zeitschriftentitel aus, wie zu vermuten steht, politischer Loyalität an eine andere Publikation abgab, wurde noch jahrelang unter den Wiener Jiddischisten thematisiert. Für sie galt dies als der Sündenfall der Zionisten Wiens, an dem ihre Geringschätzung für das Jiddische zum Ausdruck kam. Diese ideologisch begründete Missachtung wurde, gemeinsam mit der Zerstrittenheit der jiddischsprachigen Arbeiterbewegung, als einer der Hauptgründe für den unaufhörlichen Niedergang der jiddischen Presse in Wien ins Treffen geführt.

Die Literaturzeitschrift „*Kritik*“ verbreitete Anfang 1920 sogar die polemische Behauptung, N. M. Racker habe bei seiner Entscheidung mehr noch als politische Erwägungen, den finanziellen Vorteil im Auge gehabt:

Vor etwa einem Jahr [=1919] lebte in Wien eine einfache jiddische Zeitung, die aber den stolzen Kopf „Wiener Morgen-Zeitung“ auf sich trug. Da ergibt es sich nun, dass die deutschsprachigen Zionisten anfangen, hohe Politik zu machen. Vielleicht braucht man so was ja auch. Kann man’s wissen? Aber zu hoher Politik braucht man, wie bekannt, auch eine Zeitung, und eben auch eine Tageszeitung in deutscher Sprache muss es sein, überhaupt wenn man bei den „Wahlen“ die Ostjuden beeinflussen will. In dieser Zeit erlaubte man aber das Erscheinen neuer Zeitungen nicht. Verfällt man also auf eine Lösung, und eine echt jüdische dazu. Man geht zum Redakteur der jiddischen Zeitung und redet mit ihm folgendermaßen: „Liebenswürdiger Herr Redakteur! Es wäre eine verdienstvolle Sache und eine heilige Pflicht,

¹³⁶ Vgl. Lexikoneintrag: *Zilberbush, Dovid Yeshayohu*, in: *LNYL*, Bd. III/606-608.

¹³⁷ Vgl. [Anon.]: *Tsu unzere abonenten un lezer!* In: *Yudishe morgenpost* (15. 1. 1919), 1.

wenn Sie uns Ihren Kopf borgen würden, denn, Sie verstehen ja selbst, dass für die lateinisch-gotische Schrift der stolze Kopf „Wiener Morgenzeitung“ besser passt.“ Der jiddische Redakteur, der mit großem Respekt zugehört hatte, erfasste sofort, dass das Opfer eines jiddischen Kopfes auf dem Altar des zionistischen Nationalismus kein so großes ist, vor allem, wenn es abgegolten wird ... und war einverstanden.

Seit damals erscheint in Wien eine zionistisch-deutsche Zeitung mit dem ausgeborgten jiddischen Kopf: „Wiener Morgenzeitung“.¹³⁸

Mit dem Redakteur, auf den hier angespielt wurde, war offenbar N. M. Racker gemeint, und die „hohe Politik“ stellte zweifellos eine Spitze gegen Robert Strickers Ambitionen dar. Die Übernahme des Zeitungsnamens durch die deutschsprachige Tageszeitung erfolgte im Rahmen der Gründung der Aktiengesellschaft „Jüdische Zeitung- und Verlagsgesellschaft m.b.H.“ am 30.12.1918, zu deren Aktionären auch N. M. Racker gehörte. In diese brachte Racker, der auch einer der Hauptaktionäre war, auch den Namen der Zeitung als Teil der Kapitaleinlage ein.¹³⁹ Die jiddischsprachige Tageszeitung hatte jedenfalls von Anfang an parallel zum Titel in hebräischer Schrift den lateinschriftlichen Titel „Wiener Morgenzeitung“ getragen. An der Berichterstattung der „Morgenpost“ in der ersten Jahreshälfte 1919 springt jedenfalls die Nähe zu den Jüdisch-Nationalen noch mehr ins Auge, als im Jahrgang davor. Vor den Wahlen im Februar 1919 wird Wahlaufufen für Strickers Jüdische Nationalpartei viel Platz eingeräumt. Die Vermutung, dass N. M. Rackers Blatt also von Robert Stricker mehr oder weniger „gekauft“ worden sei, musste dementsprechend nahe liegen, doch wirkt es nach den vorliegenden Unterlagen eher so, als ob es umgekehrt gewesen sei.

2.2.4 Die „*Vokhentsaytung far folk, land un shprakh*“

Wenn in Silburgs und Neugröschels Einschätzung eine polemische Übertreibung mitspielt, so zeigt auch ein weiteres Beispiel, wie wenig Unterstützung eine jiddischsprachige Publikation auf Seiten der Jüdisch-Nationalen hatte. Mit dem Datum vom 14. Februar erschien 1919 in Wien jene bereits eingangs erwähnte erste Nummer einer jiddischen Wochenzeitung: „*Vokhentsaytung far folk, land un shprakh*“. Politisch ist die Zeitschrift leicht zuzuordnen: Es findet sich am unteren Rand der Titelseite ein Wahlaufuf für die Jüdisch-Nationalen: „*Yiden! vehlt yidish-natsional*“, was in seiner „verdeutschten“ Orthographie, ohne dass es einer

¹³⁸ Z-g [=Zilburg]: *Di oysgeborgte kep*, in: *Kritik*, Nr. 2 (März/April 1920), 30.

¹³⁹ Zur Gründung der Gesellschaft siehe Hecht: *Die Jüdische Zeitung*, 66f.

besonderen Übersetzung bedarf, als „Juden! Wählt Jüdisch-National“ gelesen werden kann. Die Zeitschrift erschien auch unmittelbar vor den Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung der Republik Deutsch-Österreich am 16. Februar 1919, bei der Robert Stricker im Wahlkreis Nordost (2., 20., 21. Wiener Gemeindebezirk) gewählt wurde.

Der Inhalt der Zeitschrift bestätigt ihren allgemein jüdisch-nationalen Charakter. Als Herausgeber findet sich auf der letzten Seite „*Sh. Piker*“, bei dem es sich um den Journalisten Salomon Picker (15. 8. 1885 – ?) handeln dürfte. Laut Wiener Meldedaten war er in Edinetz geboren und in Sadagora in der Bukowina zuständig. Eine polizeiliche Meldung in Wien ist erst mit 16. 1. 1917 nachweisbar, Max Neugröschel meinte allerdings, dass Picker bereits vor dem Krieg nach Wien gekommen sei.¹⁴⁰

Aus Zeitungsnotizen, die seinen Namen erwähnen (meist zeichnet er nur als Kürzel S. P.) lässt sich jedenfalls auf ein kontinuierliches zionistisches Engagement schließen. Wie daraus zu ersehen ist, organisierte und leitete Salomon Picker gelegentlich zionistische Veranstaltungen. So berichtet er etwa in der „Jüdischen Zeitung“ vom 26. Mai 1918 über einen von ihm geleiteten Vortragsabend im 20. Bezirk, bei dem Löbel Taubes „über die Notwendigkeit eigenständiger jüdischer Politik“ referiert habe, vor einem, wie Salomon Picker hervorhob, überwiegend nicht zionistisch eingestellten Publikum.¹⁴¹ Auch in der „*Viner morgentsaytung*“ tauchen fallweise Beiträge von „Sh. P.“ auf.¹⁴² Seine Haupttätigkeit lag im Journalismus in jiddischer Sprache. Er war 1925 Gründungsmitglied des Vereins „Vereinigung der hebräischen und jiddischen Presse-Berichterstatter in Wien“. Salomon Picker wird dort als Korrespondent für die Zeitungen „Hajnt“ [*Der haynt*], Warschau, „Dos jüdische Volk [*Dos yidische folk*]“, New York, „Juedische Zeitung [*Yidische tsaytung*]“ Buenos Aires und „Unsere Zeit“ [*Unzer tsayt*], Kischinew genannt¹⁴³. 1932 finden wir Salomon Picker als Mitglied des Präsidiums der österreichischen Abteilung des Jüdischen

¹⁴⁰ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 380. Die Meldedaten weisen Picker aus als wohnhaft in Wien II., Traunfelsgasse 7. Am 16. 2. 1926 heiratete er Lea Klüger, (früher Rosenkranz, geb. 17. 7. 1879). 1927 dürfte das Ehepaar die Wohnung im Haus gewechselt haben, danach gibt es keine Meldedaten mehr. Picker blieb aber offenkundig in Wien. MA 8 – B-MEW-2021/2009 (20.03.2009).

¹⁴¹ Vgl. S. P.: Große zionistische Massenversammlungen in Wien, *Jüdische Zeitung*, (14. 6. 1918), 5.

¹⁴² Vgl. *Sh. P.*: „*Der yudisher opfertog un zayne ershte rezultaten*“, in: *Viner Morgentsaytung* (29. 8. 1918), 2.

¹⁴³ Der Verein war bereits am 19. IX. 1925 von der Stadt Wien genehmigt worden, und im Jänner 1926 wird vom Innenministerium endgültig festgestellt, dass keine Gründe zu Untersagung der Vereinstätigkeit vorliegen. AdR, BKA, 15/4 Zl. 157274-25. Dank an Dieter Hecht für Kopien des von ihm aufgefundenen Aktes.

Nationalfonds (Keren Kajemeth).¹⁴⁴

An der „*Vokhentsaytung*“ arbeitete auch der weitaus bekanntere jiddische Journalist und Schriftsteller Josef Grob (1881-1935) mit. Auch er kommt aus dem Umfeld der „Jüdisch-Nationalen“. Josef Grob (laut Wiener Meldedaten recte: Josef Teichmann) wurde am 24. April 1881 in Bolshvets bei Halicz geboren und verstarb 1935 während eines Kuraufenthaltes im Kurort Piestany in der Tschechoslowakei. Mit 12 bereits Vollwaise, verließ er seinen Heimatort, erhielt eine Ausbildung zum Kantor und trat 1911 eine Kantorenstelle in Wien an. Ab etwa 1902 schrieb er auch journalistische Beiträge für Zeitschriften in Amerika, Russland und Galizien.

1912 würdigte ihn die „Wiener Jüdische Volksstimme“ anlässlich seines zehnjährigen Schriftstellerjubiläums. Neben seinen Publikationen in „amerikanisch-, russisch- und galizisch-jüdischen Blättern“ (also wohl hauptsächlich jiddischen Publikationen) findet sich auch folgendes etwas vage formulierte Kompliment: „Sein Verdienst ist es hauptsächlich, daß der Begriff ‚jüdische Literatur‘ auch jenseits der Stephanie-Brücke gleichsam ‚salonfähig‘ zu werden beginnt.“¹⁴⁵ Daraus ist immerhin zu entnehmen, dass sich Josef Grob schon vor dem Ersten Weltkrieg in Wien eine gewisse Anerkennung als jiddischer Schriftsteller erworben hatte.

Während des Ersten Weltkriegs arbeitete Grob auch für die „*Viner morgentsaytung*“. Ein nicht sehr umfangreicher jiddischer Erzählband „*Gezamelte shriften* [Gesammelte Schriften]“ erschien 1920 im „Jüdischen Buch- und Kunstverlag Max Hickl“.¹⁴⁶ Grob schrieb überdies auch Lieder, zu denen er Melodien komponierte, und war einer der Mitbegründer des Vereins "Freie Jüdische Volksbühne" und des "Jüdischen Gesangsvereines" in Wien.¹⁴⁷ Seine Rolle in der Wiener jiddischen Literatur blieb aber marginal. S. J. Imber griff ihn in einem Artikel über deutschsprachige jüdische Schriftsteller an und bezeichnete ihn als einen „Stümper“.¹⁴⁸ Mag dies auch ein überzogenes Urteil sein, Josef Grob blieb jedenfalls ein Schriftsteller von nur lokaler Bedeutung.

Für die „*Vokhentsaytung*“ steuerte er eine Erzählung „*Shloyshim*“ bei, die von den

¹⁴⁴ Vgl. Jüdisches Jahrbuch 5693, 65.

¹⁴⁵ Vgl. [anon.]: 'Josef Grob (Zu seinem zehnjährigen Schriftstellerjubiläum)'. In: Wiener Jüdische Volksstimme (24. 10. 1912), 5.

¹⁴⁶ Vgl. *Yoysef Grob's gezamelte shriften*, Wien-Brünn 1920, 125 S., mit Porträt des Autors.

¹⁴⁷ Vgl. 'Grob, Yoysef'. In: *Leksikon fun der nayer yidisher literatur*, Bd. II/ Sp. 328.

¹⁴⁸ Vgl. S. J. Imber: Zug der Zwerge, in: Freie Tribüne, Nr.13 (12.4. 1919), 1-2.

Problemen eines Kriegsheimkehrers handelt. Er ist entschlossen, das Beste aus der Situation zu machen, invalide und krank, hat er doch zumindest überlebt. Aber am Ende erfährt er, dass sein Vater bei einem Pogrom in Lemberg umgekommen ist. Mit diesem Schluss spielte Grob offenbar auf die Nachrichten von den pogromartigen Ausschreitungen polnischer Soldaten in Lemberg im November 1918 an. Diese Lemberger Pogrome führten zu einer Welle von Protesten und Gedenkveranstaltungen in Wien. Besonders die jüdisch-nationale Presse sah in den Ereignissen ein böses Omen für die jüdische Minderheit im unabhängigen Polen.

Der anonyme Leitartikel der „*Vokhentsaytung*“, dessen Stil aber mit dem des folgenden, mit „*Yoysef ben Shimen*“ gezeichneten Artikels „*Tsum parteytog*“ identisch ist, ist wohl ebenfalls Grob zuzuordnen. Wer die Texte der „humoristischen Beilage“ unter dem Titel „*der doziger (ershaynt dos mol un nokh a mol)*“ verfasste, ist unklar. Satz und Druck der „*Vokhentsaytung*“ wurden von der Firma „Adria“ durchgeführt, als „Leiter“ (wohl der jiddischen Abteilung der Druckerei) wird der Setzer Israel London genannt.

Durch Inhalt wie Mitarbeiter ist deutlich, dass die Zeitschrift demselben Umfeld wie die jiddische Tageszeitung „*Yudishe morgenpost*“, vormals „*Viner morgentsaytung*“, zuzurechnen war. Der Leitartikel, betitelt „*Unzer tsil*“, lässt ebenfalls keinen Zweifel, dass es sich um eine jüdisch-nationale Publikation handelt. Der Verfasser erklärt, dass sich das Programm der Zeitschrift schon aus ihrem Titel ergebe.

Es seien, so schreibt der Autor, nach den letzten Jahren alle Aspekte des jüdischen Lebens zur Diskussion gestellt. Wenig überraschend ist natürlich „*folk*“ ein Hinweis auf die jüdisch-nationale Ausrichtung der Zeitschrift, und „*land*“ auf Palästina bezogen. Im Fall der „*shprakh*“ [Sprache] spricht man sich auf Jiddisch mit einer pathetischen Erklärung für die Sprache des Volkes aus – und meint damit das Hebräische:

Die Sprache, der Modus der Volksseele, der dessen Fühlen, Denken und Tun ausdrückt; die Sprache, ist eine mit ihm organisch verwachsene Einkleidung des Volksgeistes, und ist das einzige Werkzeug seiner Kultur. Die Kultur, und ihr Werkzeug, die Sprache, der einzige Besitz, den der Jude mit sich ins Exil genommen hat, um es zu hüten bis zur Rückkehr in die Heimat, muss nun aus ihrer Verborgenheit, aus den Begrenzungen der bescheidenen spezifisch-jüdischen Angelegenheiten und sich plötzlich an das tägliche rauschende Leben anpassen, muss wieder hinaus zu den Massen, die durch das Exil von ihr isoliert worden sind, muss in die Intellektuellenschicht eindringen: den Juden, die in fremde Schulen gegangen sind und einen fremden Geist aufgenommen haben. [...]

Wir werden daher, uns einstweilen der jetzigen Exilsprache [*goles-shprakh*] der jüdischen Massen bedienend, Wege suchen und mithelfen die Erlösungs-Sprache [*ge'ule-shprakh*] zu verbreiten und ihre Kultur, in ihrer Echtheit und in ihrer Eigenart.

Unser Blatt will eine Wochenzeitung *für die Sprache* sein.¹⁴⁹

Die Herausgabe einer jiddischen Zeitschrift, die als Erfüllung eines dringenden Bedürfnisses dargestellt wurde, stellte also keinen Schwenk der Jüdisch-Nationalen in Richtung einer Aufwertung des Jiddischen dar, sondern der jiddischen Sprache wurde nur eine Hilfsfunktion zugestanden, die aber eigentlich der Förderung des Hebräischen dienen sollte. Überzeugten Jiddischisten ging es hingegen darum, Jiddisch als die nationale Sprache der Juden Europas zu emanzipieren.

Da die „*Vokhentsaytung far folk, land un shprakh*“ kurz vor den Wahlen zum konstituierenden österreichischen Nationalrat, die am 15. März 1919 stattfanden, erschien, ist anzunehmen, dass es sich um eine Wahlzeitung handelte. Robert Stricker, die zentrale Persönlichkeit der „Jüdischen Nationalpartei“ in Wien, wurde bei den ersten Wahlen der Republik Deutsch-Österreich als jüdisch-nationaler Abgeordneter in den Nationalrat gewählt.

Ein Hinweis auf das Erscheinen einer zweiten Nummer der „*Vokhentsaytung*“ fand sich nicht. Das Konzept und die Gestaltung der Zeitschrift wirken außerdem diffus. Vollmundige Deklarationen finden sich darin neben satirischen Texten und einer Erzählung von Josef Grob, die gerade aktuelle Zeitthemen aufgreift. Die Haltung der „*Vokhentsaytung*“ gegenüber dem Jiddischen bestätigt also eher Moses Silburgs Einschätzung, dass die Vertreter des Jiddischen unter den Jüdisch-Nationalen den Forderungen der deutschsprachigen Parteiorganisationen nachgaben. Von den Jüdisch-Nationalen hatte das Jiddische in Wien in weiterer Folge recht wenig zu erwarten. Robert Stricker vermied 1919, so scheint es, direkte Äußerungen zum Sprachenstreit.¹⁵⁰ Offenbar gab es aber keine wirkliche Unterstützung für eine jiddische Presse in der Jüdischen Nationalpartei.

In der von Stricker herausgegebenen „Wiener Morgenzeitung“ findet sich am 15. und 21. Februar 1919 eine kleine Annonce im Anzeigenteil, in der mitgeteilt wird, dass die erste Nummer der „Wochenzeitung in jüdischer Sprache, Organ für Volk, Land u. Sprache“ erschienen sei. Die „Wiener Morgenzeitung“ bringt auch keine Polemiken gegen das Jiddische. Auch für S. J. Imbers Zeitschrift „Nailand [*Nayland*]“ finden sich in der „Wiener Morgenzeitung“ im Jänner und Februar 1919 Anzeigen. In der Folge scheint Imber aber über

¹⁴⁹ *Vokentsaytung far folk, land un shprakh*, Nr. 1 (14. 2. 1919), 2.

¹⁵⁰ Zu Stricker und der Nationalpartei: Dieter J. Hecht: Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938. Chilufim, Salzburg, 07/2009.

den mangelnden Rückhalt für das Jiddische bei den Jüdisch-Nationalen enttäuscht gewesen zu sein.

Sucht man nach Aussagen Strickers zur Sprachenfrage, so stößt man etwa in seinen Ausführungen zur jüdischen Erziehung auf die Formulierung: „Die von den Jüdischnationalen angestrebte Schule wird das Kind mit dem Geiste des Judentums, seiner Sprache, Geschichte und Literatur innig vertraut machen“ – was „die Sprache des Judentums“ ist, bleibt dabei offen. Gegen den „Cheder“, die traditionelle jüdische Grundschule, wandte Stricker sich allerdings mit scharfen Worten und forderte eine moderne Schule.¹⁵¹ Die orthodoxe Organisation Agudas Jisroel, die zu dieser Zeit eine ernsthafte politische Konkurrenz für Liberale und Zionisten gleichermaßen wurde, hatte solche Schulen während des Krieges in Wien eingerichtet, und dort wurde sicherlich der Unterricht auch auf Jiddisch geführt.

Der Bedeutungsverlust der jiddischen Tageszeitung Wiens verlief auch parallel zu der ab Frühling 1919 immer deutlicher zum Ausdruck kommenden Spaltung im Jüdischen Nationalrat entlang „bürgerlichen“ und „proletarischen“ Linien. Während die „*Viner Morgenpost*“ etwa eine klare antikommunistische Linie verfolgte und gegen die ungarische Räterepublik deutlich Stellung bezog,¹⁵² stellte sich zur selben Zeit ein wichtiger Teil der Wiener Poale Zion eindeutig auf die Seite der Revolutionäre und unterstützte auch die österreichische Rätebewegung, was in der Anfang 1919 gegründeten Wochenzeitung der Poale Zion „Freie Tribüne“ deutlich zum Ausdruck kommt. Damit nahmen die Wiener Poale Zion am Linksruck in der internationalen Poale Zion-Bewegung teil, der im Zeitraum von 1919 bis 1922 zu einer klaren Spaltung der Bewegung führte. Im Zuge dieser Entwicklung zerbrach die Koalition der Jüdisch-Nationalen und der Poale-Zionisten, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg im Kampf für das Jiddische bestanden. Für die Jüdisch-Nationalen wurde das Jiddische sehr schnell irrelevant, während es gerade für die Linke in der Poale Zion zum Markenzeichen einer proletarischen und „internationalistischen“ jüdischen Identität avancierte.

Auch das jiddische Kulturleben Wiens wurde von der Verschärfung des Tones zwischen

¹⁵¹ Vgl. Robert Stricker: Der jüdische Nationalismus, 33 bzw. 29.

¹⁵² Siehe etwa: *Dos komunistische ungarland ferfolgt di yuden. Intervyu mit folksbeoyftrogten Kunfi (fun unzer shpetsyal-korespondent)*, in: *Yudishe Morgenpost* (20. Mai 1919), 3. Unter Berufung auf ein Interview wird eine Äußerung des Kommissars der Räteregierung Sigmund Kunfy wiedergegeben, die Räterepublik verfolge keine Religion, aber „die jüdischen Preistreiber“ werde man mit aller Strenge verfolgen.

jüdischen Nationalisten und Internationalisten erfasst. Der Herausgeber der Literaturzeitschrift „Kritik“, Moses Silburg, wandte sich in seinen Polemiken in der „Kritik“ gegen die bürgerlichen jüdischen Parteien, und besonders gegen die Zionisten. Dabei versucht Silburg wohl rückblickend eine Erklärung dafür zu finden, warum es im Jahr 1919 auch in kulturellen Fragen zu einem Ende der Zusammenarbeit der Linken (vor allem der Linken Poale Zionisten) und der bürgerlichen jüdischen Parteien gekommen war.

Moses Silburg konstatierte dabei vor allem eine Missachtung der jiddischen Sprache durch „bürgerliche Zionisten“, die für ihn nur aus deren Entfremdung vom tatsächlichen Leben der jüdischen Massen erklärbar war.¹⁵³ Die Jüdisch-Nationale Bewegung in Wien hatte in ihren Reihen durchaus Kenner des Jiddischen und auch jiddische Schriftsteller. Letztlich versammelten sich der wichtigste Teil der Autoren und Publizisten aber im Lager der Linken.

Ein besonderes Feindbild im Wiener Kulturleben stellte für Moses Silburg der Redakteur der deutschsprachigen „Wiener Morgenzeitung“ von 1919 bis 1927, Siegfried Schmitz, dar.¹⁵⁴ Siegmund Schmitz war eine recht interessante Person des jüdischen Kulturlebens in Wien. Als Student war er unter den Einfluss von Nathan Birnbaums „Diasporanationalismus“ geraten und hatte sich an einer studentischen Theaterinitiative beteiligt, die durch Aufführungen jiddischer Theaterstücke in deutscher Sprache den Boden für das „bessere jiddische Theater“ bereiten wollte. Er beschäftigte sich mit der Geschichte des jiddischen Theaters allgemein und in Wien im Besonderen. Er war auch ein sehr eifriger Verfasser von Übersetzungen aus dem Jiddischen, die in der „Wiener Morgenzeitung“ gedruckt wurden.¹⁵⁵

2.3 Jiddische sozialistische Presse und jiddische Literatur in Wien

2.3.1 „Der Yudisher Arbeyter“

Das Parteiorgan der Poale Zion, *"Der yudisher arbeyter"* hatte ursprünglich von Wien seinen Ausgang genommen, die Redaktion war aber bald nach Krakau und weiter nach Lemberg verlegt

¹⁵³ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 2 (März 1920), 6-7 bzw. Silburg: Was ich euch zu sagen habe, in: *Nackte Lieder*, 104-108.

¹⁵⁴ Siehe dazu: *Zilburg: Di oysgeborgte kep* (wie Anm. 138).

¹⁵⁵ Siehe dazu Dalinger: *Quellenedition*, 200, Anmerkung zu 43, und ebd. Index; sowie Adunka, *Exil*, 157.

worden. Bei Kriegsbeginn 1914 wurde die Zeitschrift aus dem gefährdeten Galizien wieder nach Wien zurückverlegt. Sie konnte aber erst im letzten Kriegsjahr mit der Lockerung der Zensur regelmäßig erscheinen. Obwohl es sich um eine politische Zeitschrift handelte, hatte darin, wie es der Tradition der jiddischsprachigen Arbeiterbewegung entsprach, die jiddische Literatur einen bedeutenden Stellenwert. *"Der yudisher arbeyter"* hatte damit eine gewisse Bedeutung für die Entwicklung der jiddischen Literatur in Wien, da er ab Sommer 1918 jiddischen Journalisten und Schriftstellern in Wien eine weitere Publikationsmöglichkeit bot. Von Max Neugröschel wurde die Bedeutung der Zeitschrift in dieser Hinsicht als eindeutig größer als die der konservativen *"Morgentsaytung/Morgenpost"* eingeschätzt.

In *„Der yudisher arbeyter“* debütierten Autoren wie Michael Kohn-Eber, der später eine wichtige Rolle in der Annäherung der Poale Zion an die Kommunistische Partei in Österreich spielen sollte, und der junge Kritiker Naftaly Weinig, der später im Umfeld der Literaturzeitschrift *„Kritik“* wieder auftaucht.¹⁵⁶

Die Zeitschrift *„Der yudisher arbeyter“* wurde im Februar 1919 wieder nach Lemberg überführt, und es blieb nur die *„Viner morgentsaytung“*, die auch etwa zur selben Zeit, im Jänner 1919, ihren Namen in *„Yudishe morgenpost“* abänderte und im Jahr darauf durch die Umstellung auf ein Wochenblatt noch mehr an Bedeutung verlor. Faktisch war der *„Yudisher arbeyter“* nicht bloß Parteiorgan der Poale Zion – diese war während des Krieges ohnehin weitgehend zur Inaktivität gezwungen – sondern eine Zeitschrift für die gesamte jiddischsprachige Linke Wiens, da die galizischen Bundisten vorläufig keine eigene Publikation herausbrachten.¹⁵⁷

2.3.2 *„Der Veker“*

Erst im Sommer des Jahres 1919 begannen die linken Bundisten, die Zeitschrift *„Der veker“* zu publizieren. Sie vertrat den Standpunkt des linken, d.h. pro-kommunistischen Flügels im Bund. Die erste Nummer des ersten Jahrgangs erschien am 20. Juni 1919.¹⁵⁸ Die „jüdisch sozialistische (bundistische) Organisation in Wien“ (d. h. linke, pro-kommunistische Bundisten) gab von 1919 bis 1921 die Zeitschrift *„Der veker/ Der Wecker“* heraus. Davon ist

¹⁵⁶ Vgl. Naygreshl: *Di moderne yidische literatur*, 381.

¹⁵⁷ Vgl. Naygreshl: *Moderne yidische literatur*, 381.

¹⁵⁸ Vgl. Jacobs: *Tempest in a Teapot*, 172.

in der Hebrew National and University Library in Jerusalem der letzte Jahrgang erhalten.¹⁵⁹

Die Zeitschrift erschien vierzehntägig jeweils am zweiten und vierten Freitag des Monats (Ausnahme: die Nummer zum 1. Mai 1921, einem Sonntag). Die Zeitschrift umfasst nur einen Druckbogen bzw. 4 Seiten in einem großen Zeitungsformat. Die 1. Mai-Nummer erschien in erweitertem Umfang von 6 Seiten. Die Nummern zu Jahresanfang 1921 waren als „Organ der jüd. sozialistischen (bundistischen) Organisation in Wien“ ausgewiesen, was für die letzten Nummern im Mai auf „Organ für proletarische Interessen“ geändert wurde. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur war ein gewisser M. Mondschein, über den weiter nichts bekannt ist.

„*Der veker*“ brachte auch Anzeigen für den Verlag „Der Kwall“ und für die Literaturzeitschrift „*Kritik*“. Außerdem wurden zum Anlass des Ersten Mai revolutionäre Gedichte von Ber Horowitz und Melech Rawitsch abgedruckt.¹⁶⁰

2.3.3 „Avangard“

Parallel zum „Wecker“ erschien in Wien auch ein Organ der Linken Poale Zionisten, das zumindest für den Zeitraum von Ende 1919 bis Sommer 1920 in Wien nachweisbar ist, mit dem Titel „*Avangard/Avantgarde*“. Von „*Avangard*“ befindet sich in der Hebrew National Library der zweite Jahrgang.¹⁶¹ Auch hier war der Umfang pro Nummer ein Druckbogen, was 4 Seiten eines großen Zeitungsformats entsprach. Nur die dem 1. Mai 1920 gewidmete Nr. 12 vom 30. April 1920 und die letzte Doppelnummer 16-17 umfassen 6 Seiten.

Avangard war ein reines parteipolitisch-ideologisches Diskussions- und Kampforgan. Die eingesehenen Nummern enthalten keinerlei belletristische Beiträge oder Hinweise auf jiddisches Kulturleben in Wien, auch nicht in Anzeigen oder Glossen. Allerdings finden sich in den Beiträgen zu den politischen Standpunkten explizite Bezugnahmen auf die „Sprachfrage“ und darin eine positive Bezugnahme auf den „proletarischen“ Jiddischismus.

¹⁵⁹ Vom diesem dritten Jahrgang 1921 sind neun Nummern von 14. Jänner 1921 (Nummer 1) bis 24. Juni 1921 (Nummer 10) vorhanden, Nummer 8 fehlt.

¹⁶⁰ Siehe dazu den Anhang: Literaturbeispiele.

¹⁶¹ Davon sind insgesamt 15 Nummern erhalten, beginnend mit Nummer 1, 13. Februar 1920. Die letzte erhaltene Nummer ist die Doppelnummer 16-17 für den 11. Juni 1920. Die Nummern 2, 11 und die Doppelnummer 14-15 sind nicht erhalten. Die Zeitschrift erschien wöchentlich mit Erscheinungstag Freitag. Im Mai-Juni 1920 erschien sie allerdings nur mehr zweiwöchentlich mit Doppelnummerierung (Nr. 14-15 fehlt, die letzte erhaltene Ausgabe war Nr. 16-17, 11. Juni 1920).

Die Verwendung des Jiddischen als Parteisprache und eine jiddischistische Kulturpolitik waren zentrale Bestandteile der Ideologie der Linken Poale Zion. *Avangard* spielte also einerseits keine Rolle als Organ für jiddische literarische Tätigkeit in Wien, gleichzeitig wurde von den linken Poale Zionisten die Haltung der Bundisten, welche ihre Presse für jiddische Belletristik zur Verfügung stellten, als bloßer „Kulturalismus“ kritisiert, der nur eine Vorstufe zur Assimilation darstelle. Die Betonung der jeweiligen Haltung in der „Sprachfrage“ diene also nicht nur der ideologischen Abgrenzung gegenüber bürgerlichen Gruppierungen, sondern auch innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung.

2.4 Jiddisch als „Kultursprache“ in Wien

2.4.1 Die Anerkennung der jiddischen Sprache

Die politischen Rahmenbedingungen für die jiddische Kultur Wiens änderten sich nach dem Ende der Monarchie 1918 entscheidend. Während des Bestehens der Monarchie war es nicht zur offiziellen Anerkennung der jiddischen Sprache gekommen, obwohl sich in deren letzten Jahren viele entscheidende Dinge in der jiddischen Kultur ereignet hatten. In ihren letzten Jahrzehnten hatte die Monarchie einige große pro-jiddische Kundgebungen erlebt. Die politische Agitation um die Anerkennung der jüdischen Nation, womit auch meist die Forderung der Anerkennung des Jiddischen als eine der Landessprachen verbunden war, hatte vor allem in Galizien Konflikte mit den Behörden verursacht.¹⁶²

Durch den Zerfall der Habsburgermonarchie wurde die jüdische nationale Frage in ganz Osteuropa in einen neuen Kontext gestellt. Nach dem Einschnitt des Ersten Weltkrieges und unter den neuen Bedingungen konnten viele der Personen, die im jüdischen politischen Leben aktiv waren, ihre Tätigkeit fortsetzen, und sie hofften dabei, dass nun in den Nachfolgestaaten jene Anerkennung der Rechte der jüdischen Minderheit, welche in der Monarchie nicht gegeben war, vor allem also der Sprachrechte, verwirklicht werden würde. Die Friedenskonferenzen in den Pariser Vororten (Versailles, St. Germain, Trianon) gaben Anlass zur Hoffnung, dass die Verfassungen der neuen nach nationalstaatlichen Prinzipien gebildeten Staaten Bestimmungen

¹⁶² Vgl. Brix: Die Umgangssprachen, 384 ff.

über Minderheitenrechte enthalten würden.¹⁶³

In der Ersten Republik wurde Jiddisch als Sprache anerkannt und durfte bei den Volkszählungen angegeben werden. Die rechtliche Anerkennung des Jiddischen in Österreich soll von dem jiddischen Publizisten Sigmund Haber erreicht worden sein¹⁶⁴. Eine Bestätigung dafür konnte ich nicht finden, doch war mit dem Ende des alten Nationalitätenrechts der Monarchie auch jene das Jiddische diskriminierende Bestimmung über die "Landesüblichkeit" der "Umgangssprache" hinfällig geworden. Die Auswirkungen waren allerdings unbedeutend. Offenkundig machte nur ein Bruchteil der in Österreich lebenden, jiddisch sprechenden Juden von der Möglichkeit Gebrauch, Jiddisch anzugeben. Für das Jahr 1923 finden sich nur 2.434 Angaben der jiddischen Umgangssprache für Wien¹⁶⁵, obwohl die tatsächliche Zahl der Sprecher sicher zumindest das Zehnfache betrug. Für das Jahr 1934 verzeichnete man nur mehr 510 für ganz Österreich.¹⁶⁶ Für die Volkszählung 1939 gibt es keine Angaben, da die Juden von ihr ausgeschlossen waren.¹⁶⁷

Viele Vertreter des jiddischen Kulturbetriebs, seien es Theaterleute, Literaten und Journalisten, fanden in Wien während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg ein Publikum. Wien war aber oft nur eine Station auf dem Weg zur Auswanderung nach Übersee. Die Wiener Situation lässt sich mit der Entwicklung der ostjüdischen Kultur in Berlin zur selben Zeit vergleichen.¹⁶⁸ Wien war aber in mancher Hinsicht provinzieller. Während Berlin eine dynamische Entwicklung durchlebte und als Exilort einer großen Gruppe russischer Emigranten viele wichtige Kontakte zu den großen jiddischen Zentren wie Warschau, Wilna und Moskau bestanden, stellten für Wien noch immer vor allem Galizien mit Krakau und Lemberg das jiddischsprachige Hinterland und den Bezugspunkt dar. Aber vielleicht war es gerade auch der Drang, aus der „galizianischen Provinzialität“ auszubrechen, der die jiddischen

¹⁶³ Vgl. *Yoysef Tenenboym: Di yidishe sprach oyf der tog-ordenung fun der sholem-konferents in pariz 1919*, in: *Yivo-bleter* 41, 217-229.

¹⁶⁴ Vgl. Lexikoneintrag: *Haber, Sigmund*, in: *LNYL*, Bd. III/1.

¹⁶⁵ Vgl. Statistische Mitteilungen der Stadt Wien, Einmalige Nachweisungen, Wien 1927, 5.

¹⁶⁶ Vgl. Statistik des Bundestaates Österreich, Heft 3, Wien 1935, 12f.

¹⁶⁷ Vgl. Schmelztiegel Wien - Einst und Jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Aufsätze, Quellen, Kommentare von Michael John und Albert Lichtblau, Wien-Köln 1990, 288.

¹⁶⁸ Siehe dazu Leo and Renate Fuks: *Yiddish Publishing Activities in the Weimar Republic, 1920 - 1933*. *LBI-Yearbook*, 1988, 417-434; Marion Neiss: *Presse im Transit. Jiddische Zeitungen und Zeitschriften in Berlin von 1919 bis 1925*. Berlin 2002; Gennady Estraiikh: *Vilna on the Spree. Yiddish in Weimar Berlin*. In: *Aschkenaz* 16/2006, H. 1, 103-127.

Kulturschaffenden Wiens beflügelte und aus dem heraus sie Initiativen setzten, um Wien auf der Landkarte der modernen jiddischen Kultur zu etablieren.

2.4.2 S. J. Imber, seine Zeitschrift und der Verlag „Nailand“

Als Kristallisationspunkt der jiddischen Schriftstellergruppe Wiens nach dem Ersten Weltkrieg erweist sich wieder der Freundes- und Schriftstellerkreis um Samuel Jakob Imber. Das erste Lebenszeichen einer solchen Gruppe war die bereits erwähnte Sammlung „Inter Arma“. Ende 1918 gründete Imber in Lemberg die Literaturzeitschrift „Nailand“ [*Nayland*],¹⁶⁹ deren Redaktion er aber aufgrund der unsicheren Lage in Galizien bald nach Wien verlegte. In den drei erschienen Nummern sind wieder hauptsächlich die galizischen Schriftsteller von „Jung-Galizien“ vertreten. Die ersten beiden Nummern gaben Lemberg als Erscheinungsort an, die letzte Wien. Tatsächlich wurden aber alle in Wien gedruckt.¹⁷⁰ Das Projekt dieser Zeitschrift zeigt deutlich, dass Imber sich bemühte, seine Stellung in der galizisch-jiddischen Literatur zu wahren. Neben Imber beteiligten sich: Uri Zwi Grinberg, Ber Horowitz, David Königsberg, M. Chmielnitzky, Moses Lifschitz (Liwschitz) und M. Rawitsch.

Im Frühjahr 1919 publizierte S. J. Imber einen polemischen Beitrag zur Sprachfrage in der damals schon radikal linken poale-zionistischen Parteizeitung „Freie Tribüne“. Er nahm darin auf Leseabende der Schriftsteller Josef Grob, Otto Abeles, Friedrich Porges, Z. F. Finkelstein und Siegmund Schorr Bezug und kritisierte nicht nur die mangelnde literarische Qualität, sondern vertrat darüber hinaus den grundsätzlichen Standpunkt:

Jüdische Literatur wird hebräisch oder jüdisch [=jiddisch, T.S.] geschrieben. Was nicht in der Sprache des jüdischen Volkes gedichtet wird, gehört auf keinen Fall zu jenem Schrifttum, das man als die moderne jüdische Literatur kennt. [...] Wer jüdisches Leben in deutscher Sprache schildert – muß sich im Lager der deutschen Literatur nach Lorbeeren umschaun, ganz mit demselben Rechte wie derjenige, der deutsches Leben, amerikanisches, süd- oder nordländisches in deutsche Kunst umsetzt.¹⁷¹

S. J. Imber betrachtete also die Sprachfrage der modernen jüdischen Literatur ganz ähnlich wie von Moses Silburg gesehen. Jüdische Literatur war damit nicht durch die Thematik,

¹⁶⁹ Siehe Ankündigung in: "*Viner morgentsaytung*", Nr. 116 (25. Juni 1918), 4. Daraus geht auch hervor, dass Imber sich mit dem Gedanken trug, die Zeitschrift in Lateinschrift herauszugeben.

¹⁷⁰ Vgl. Leonard Prager: *Yiddish Literary and Linguistic Periodicals and Miscellanies*, Nr. 208.

¹⁷¹ S. J. Imber: *Zug der Zwerge*, in: *Freie Tribüne*, Jg. I, Nr.13 (12.4. 1919), 1-2.

sondern über die Sprache zu definieren. Was in einer anderen Sprache als Jiddisch oder Hebräisch geschrieben wurde, gehöre einer anderen Literatur an und sei nicht Teil der jüdischen Nationalliteratur. Die Betonung einer Gleichwertigkeit von Jiddisch und Hebräisch ging in der Poale Zion offenbar in dieser Phase der linken Parteipresse noch durch, wenn sie zur Abgrenzung von den deutschsprachigen „Assimilanten“ und den bürgerlichen Zionisten diene.

Aus diesem Grund wurde wohl auch das Erscheinen der dritten Nummer von Imbers „Nailand“ in der „Freien Tribüne“ begrüßt. Rezensent war ein nicht identifizierter „R.“ (Rawitsch?). Das Urteil über die Zeitschrift fiel gemischt aus. Grundsätzlich meinte der Rezensent, dass die Zeitschrift ein „erster Schritt“ sei:

Bei allen Fehlern des Heftes muß man doch gestehen, daß es ein ernster Versuch in unserer an literarischen Produkten in jüdischer Sprache so armen Zeit ist und es ist nur zu wünschen, daß das jüdisch lesende Publikum dem Herausgeber die Möglichkeit zur Entwicklung und Ausgestaltung seiner Zeitschrift bieten möge.¹⁷²

Einer der Fehler lag nach seiner Ansicht in der Aufnahme eines Beitrags von F. Korngrün, „Ziele und Wege“. „Die militaristische Strömung des zionistischen Bürgertums findet hier ihren würdigen Vertreter“, meinte der Rezensent, und weiter:

Mit Leuten, die da meinen, daß wir Palästina nur als eine Folge der jüdischen Legionen für das jüdische Volk erhalten werden, fällt es einem Sozialisten schwer, zu diskutieren, schon ganz abgesehen davon, daß wir uns mit dem Gedanken einer palästinensischen Nation in keinem Fall befreunden können.¹⁷³

Grundsätzlich kritisiert wurde der mangelnde Zeitbezug der in „Nailand“ gebrachten Literatur. Insbesondere die Gedichte in „Hejmlider“ fand der Rezensent befremdlich:

Wir glauben, daß wenn man auch auf dem Standpunkt steht, Literatur sei zeitlos, es doch nicht angeht, in unserer sturmbewegten Zeit Lieder einer längst abgelebten Romantik zu bringen, die überdies sprachlich in ihrer „Süßlichkeit“ ganz unmöglich sind.¹⁷⁴

Offenbar unbeeindruckt von solcher Kritik hielt Imber im Sommer 1919 einen Vortragszyklus über jüdische Literatur, wobei der erste Vortrag mit „Das nationale Moment in der modernen jüdischen Poesie“ betitelt war. Der erste Vortragsabend fand am 12. Juli 1919 im Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbevereins statt. Als Veranstalter fungierten der jüdische

¹⁷² Freie Tribüne, Jg. I, Nr. 8 (28. 2. 1919), 4.

¹⁷³ Ebd.

¹⁷⁴ Ebd.

Kulturverein „Nord-Ost“ und die hier noch einmal in Erscheinung tretende Akademische Verbindung „Jüdische Kultur“.¹⁷⁵

Die Linke Poale Zion scheint eine Zeitlang Imber als einen der „Ihren“ betrachtet zu haben, zumindest wird auch die Gründung seines Verlages „Neuland“ [*Nayland*] noch Ende 1920 von der „Freien Tribüne“ registriert.¹⁷⁶ S. J. Imbers Auffassung vom „nationalen Element der jüdischen Literatur“ war vermutlich einer der Punkte, in denen er sich von seinen jiddischen Schriftstellerkollegen unterschied. Zur Zeitschrift der jiddischen Schriftstellergruppe Wiens, deren Akteure größtenteils mit den Aktivisten der „jiddischen Neoromantik“ Galiziens der Vorkriegszeit identisch waren, wurde nicht "*Nayland*", das nach der dritten Ausgabe eingestellt wurde. Ein Jahr später erschien die Zeitschrift „*Kritik*“ von Moses Silburg, die ganz offensichtlich die Vorgabe erfüllen wollte, auf der Höhe der „sturmbewegten Zeit“ zu sein.

Die Erinnerungen von Melech Rawitsch geben Auskunft über eine Entfremdung der Jugendfreunde. Den endgültigen Bruch, der eine langjährige Freundschaft beendete, datiert Rawitsch auf die Zeit der Vorbereitungsarbeiten für seinen Gedichtband „*Nakete lider*“. Das weist auf Ende 1920 hin, denn Anfang 1921 erschien dieser im Verlag „Der Kwall“.¹⁷⁷ Rawitschs radikaler Modernismus und seine Zugehörigkeit zum Kreis um Moses Silburg waren offenbar mit der Freundschaft zu Imber unvereinbar. Rawitsch deutet an, dass Imber ein höchst empfindsamer und empfindlicher Mensch war, der es nicht vertragen konnte, wenn sich sein ehemaliger Schüler in seinen ästhetischen Auffassungen von seinem Lehrer distanzierte.

Selbst wenn ohne die Hinweise von Melech Rawitsch ließe sich schon aus dem Programm des Verlages „Nailand“ die Isolation Imbers von seinem bisherigen Kreis von Freunden und Kollegen ablesen. Die jiddischen Schriftsteller Wiens zogen es im Zeitraum 1919-21 vor, in ihrem eigenen Verlag „Der Kwall“ zu veröffentlichen. Daher bestritt Imber das Programm seines Verlags „Nailand“ mit eigenen Werken und Übersetzungen europäischer Literatur. Ein Vergleich der Ankündigungen in den bei Imber erschienenen Büchern mit den Büchern, die in der Hebrew National Library als tatsächlich erschienen eruiert werden konnten, legt die Vermutung nahe, dass ein großer Teil der Verlagspläne nicht verwirklicht wurde. Der Verlag scheint noch 1919 die Produktion eingestellt zu haben, denn Bücher aus

¹⁷⁵ Freie Tribüne, Jg. I, Nr. 24 (28.6. 1919), 4.

¹⁷⁶ Freie Tribüne, Jg. II, Nr. 43 (4. 12. 1920), 4.

¹⁷⁷ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh II*, 484f; Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 168f.

dem Verlag „Nailand“ ließen sich für die Jahre 1920 und 1921 bisher nicht feststellen.

S. J. Imbers Rolle als überzeugter Jiddischist, der andere für die moderne jiddische Literatur begeistern konnte, ist heute leichter verständlich als seine Bedeutung für stilistische Entwicklungen in der jiddischen Literatur. Die "zarte Sprache" seiner Gedichte, die einst geschätzt wurde, mutet heute meist blass und blutleer an. Besonders deutlich wird der Kontrast, wenn man Imbers formstrengen, aber glatten bis süßlichen Reimen die freien Rhythmen und die oftmals bewusst brutale Sprache der expressionistischen Gedichte seiner Dichterkollegen nach dem Ersten Weltkrieg gegenüberstellt. Der „*daytshmerishe*“ Sprachstil Imbers wurde dementsprechend in einer Buchkritik in der „*Kritik*“ scharf angegriffen¹⁷⁸.

S. J. Imber versuchte 1921, in den USA Fuß zu fassen, kehrte aber nach fünf Jahren nach Polen zurück, wo er in den 1930er Jahren vor allem in polnischer Sprache publizierte. Er war Herausgeber mehrerer kleiner Zeitschriften, die dem Kampf gegen den Antisemitismus gewidmet waren und deren Inhalt er zumeist mit eigenen Artikeln bestritt. Während des Zweiten Weltkriegs wurde Imber 1942 im Ghetto von Zloczow von ukrainischen Nazikollaborateuren ermordet.¹⁷⁹

2.4.3 Jiddische und hebräische Schriftsteller in Wien nach dem Ersten Weltkrieg

Die Zusammenarbeit der jiddischen Literaten mit dem Verleger Max Hickl endete, als dieser im Jahr 1919 wieder nach Brünn übersiedelte. Die jiddischen Schriftsteller gründeten nicht zuletzt deshalb im selben Jahr einen eigenen Verlag, „Der Kwall“. Es wird nicht zuletzt dem Einfluss von Moses Silburg (1884-1942) zugeschrieben, dass diese Schriftstellergruppe einen konsequent jiddischistischen und modernistischen Kurs einschlug.

Die Flüchtlingswelle hatte die Aufmerksamkeit für die osteuropäischen Juden unter den deutschsprachigen Intellektuellen verstärkt. Dabei war dieses Interesse nicht ohne einen gewissen Beigeschmack. Die deutsche Militärverwaltung in den besetzten russischen Gebieten, vor allem in den als „Ober-Ost“ bezeichneten baltischen Gebieten machte der jüdischen Bevölkerung zwar Versprechungen, ihre nationalen Rechte zu wahren, man behandelte sie als „Nationalität“ neben anderen und berücksichtigte das Jiddische in offiziellen Verlautbarungen. Diese Politik

¹⁷⁸ Heftige Kritik an Imber findet sich auch in der Zeitschrift „*Kritik*“, siehe: *Meylekh Kh(melnitski): ‚Hayne in Imbers shpigel‘*. In: *Kritik*, Heft Nr. 7, (25 Januar 1921), 29-31.

¹⁷⁹ Vgl. Lexikoneintrag: *Imber, Shmuel Yankev*, in: *LNYL*, Bd. I/80-82; *Meylekh Ravitsh: Vegn fargesene poeten bikhlal un dray fargesene bifrat*, in: *Di goldene keyt*, Nr. 75, 88-93.

ermöglichte die Tätigkeit von jiddischen Kulturinitiativen. Aus einer Theaterinitiative in Wilna ging etwa die berühmte „*Vilner trupe*“ (Wilnaer Truppe) hervor, die eines der Aushängeschilder des modernen jiddischen Theaters und der Erneuerung der jiddischen Kultur wurde.

Doch insgesamt war die Kulturpolitik unter deutscher Besatzung widersprüchlich und nicht konsistent.¹⁸⁰ Zwar tauchte auch gelegentlich die Vorstellung auf, die nahe Verwandtschaft des Jiddischen zum Deutschen werde ermöglichen, die Ostjuden zu einer Art von Vorposten deutscher Kultur in Osteuropa machen, was den deutschen Ansprüchen auf eine vorrangige Rolle in Osteuropa zugutekommen werde. Insgesamt aber war die deutsche (und gleichermaßen die österreichische Politik von einer Abwehr der Westwanderung von Ostjuden geprägt. Auch das Verhältnis von Westjuden und Ostjuden blieb von vielen Ambivalenzen geprägt.¹⁸¹

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges entstanden lokale Kriege, wie der Bürgerkrieg in der Ukraine, der Kampf um Ostgalizien zwischen Polen und Russland, sowie der polnisch-sowjetrussische Krieg. Diese waren begleitet von Pogromen. Der allgemeine ökonomische Zusammenbruch schuf gewaltige Probleme für die jüdische Bevölkerung Osteuropas. Durch diese Instabilität der Lage bedingt, hielten sich auch viele jiddische Kulturschaffende länger in Westeuropa auf, als sie es ursprünglich geplant haben mochten.

Die Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges waren daher, trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage, in der sich der Großteil der ostjüdischen Flüchtlinge befand, die Zeit einer kurzen Hochblüte der jiddischen Kultur in Wien. Da sich eine größere Anzahl an jiddischen Schriftstellern Journalisten und Politikern, vor allem aus dem Umfeld der Poale Zion, während des Krieges oder mit Kriegsende in Wien einfand, entstand kurzfristig ein kleiner Boom an jiddischen Publikationen, von denen einige auch ein hohes literarisches Niveau aufwiesen.

Zum jüdischen Kulturleben Wiens zählte auch eine Gruppe von Hebräisch schreibenden Schriftstellern und Journalisten, von denen einige auch in jiddischen Publikationen veröffentlichten, nämlich Gerschon Shofman, David Vogel und der Philosoph Zwi Diesendruck. Sie bedienten sich nur ausnahmsweise des Jiddischen. Das Werk des Schriftstellers Uri Zwi Grinberg, der Ende 1918 in Wien eintraf, ist ein weiteres Beispiel für die lyrische Zweisprachigkeit. Nach einer expressionistischen Phase als jiddischer Dichter wurde er mit seiner Übersiedlung nach Palästina ein bedeutender, wenn auch wegen seiner politisch sehr „rechten“

¹⁸⁰ Vgl. Zosa Szajkowski: *The Struggle for Yiddish During World War I: The Attitude of German Jewry*. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 1964, 131-158.

¹⁸¹ Ausführlich dazu Trude Maurer: *Ostjuden in Deutschland 1918-1933*. Hamburg 1986.

Anschauungen sehr umstrittener hebräischer Dichter. Grinberg verließ Wien nach einem kurzen Aufenthalt Richtung Berlin. Er publizierte 1918/19 regelmäßig in der jiddischen „Wiener Morgenzeitung/Jüdische Morgenpost“.

Zweifellos vereinte hebräische wie jiddische Publizisten, dass sie sich mit einer – wie auch immer im Detail definierten – jüdischen Nationalidee identifizierten, die im „assimilierten“ jüdischen Wien an sich schon eine Minderheitenposition darstellte. Es einte sie wohl auch die aufgeregte und aufregende Atmosphäre einer „jüdischen Revolution“, die sich Ende des Weltkrieges daran machte, das Wiener jüdische Establishment herauszufordern. Melech Rawitsch beschreibt in seinen Memoiren die hochfliegenden Pläne der jiddischen Schriftstellergruppe Wiens, welche für einige Jahre die moderne galizische Literatur repräsentierte. Die Gruppe umfasste in der Zeit von 1918-1921 die Schriftsteller A. M. Fuchs, Dr. Mejlech Chmielnitsky, Mendl Singer, Moses Silburg, Jakob Mestel, Moses Lifschitz (Liwschitz), Ber Horowitz und Melech Rawitsch und den jungen Literaturkritiker Moses Groß.

Zum Umfeld der jiddischen Literatur in Wien zählte Melech Rawitsch auch die Journalisten jener politischen Bewegungen, die eine jiddische Presse unterhielten. Am stärksten vertreten waren dabei Parteigänger der Poale Zion, die sich bald in zwei Bewegungen aufspaltete. Zu den Publizisten der Poale Zion gehörten Alexander Chaschin, Alexander Serpov, Samuel J. Harendorf, Berl Locker, A. Sh. Juris, Salmen Rubaschow, Revutski, und Ben-Tsion Rubinstein. Dem jiddischistischen Kreis gehörten laut Rawitsch auch einige deutsch schreibende Dichter an, er nennt Isaak Schreier und Jakob Funkelstein-Rosenfeld, welche beide aus der Bukowina stammten¹⁸².

2.4.4 Jiddisches Theater in Wien als „nationale Kulturaufgabe“

Den Wienern war Theater im so genannten „Jargon“ schon lange bekannt. Aber nach dem Ersten Weltkrieg gab es erstmals eine Theatertruppe, die „Freie jüdische Volksbühne“, die statt der üblichen Operetten vor allem „literarische“ Stücke im Repertoire hatte, und die alles daran setzte, sich vom üblichen „Schund“ abzugrenzen. Melech Rawitsch schrieb darüber, „ganz Wien“ sei

¹⁸² Vgl. *Ravitsch: Mayse-bukh II*, 486 f.; Rawitsch, *Geschichtenbuch*, 171f.

gelaufen, „um dieses erstaunliche Schauspiel zu sehen“.¹⁸³

Was war nun das Erstaunliche am "Schauspiel" dieses Theaters? Rawitsch wollte offenbar nicht nur andeuten, dass die Besonderheit dieses jiddischen Theaters in der innovativen Regie oder den besonderen Schauspielern gelegen habe, sondern vor allem darin, dass ein solches Theater *in jiddischer Sprache* spielte, und das gerade in der Theaterstadt Wien, und damit in der Stadt der „Assimilation“. Die „Freie Jüdische Volksbühne“ wurde von Rawitsch also als ein Aushängeschild jiddischer Kultur verstanden.¹⁸⁴ Das entsprach auch dem Selbstverständnis, wonach man beabsichtigte, „der jüdischen Kunst zu einem würdigen Dasein und dem jüdischen Wiener Publikum zu einem nationalen [!] Theater zu verhelfen.“¹⁸⁵

Tatsächlich scheint die Freie Jüdische Volksbühne eine bemerkenswerte Breitenwirkung erzielt zu haben. Für Sommer 1921 wird von einem Plan des Vorstands des Vereins Jüdische Volksbühne berichtet, eine „einmalige Selbstbesteuerung der Mitglieder in der Höhe von mindestens 50,- Kronen pro Mitglied“ durchzuführen. Dadurch sollten wenigstens 10.000 Kronen für eine Anzahlung an eine gemeinsam mit dem Konsortium, das die „Jüdischen Kammerspiele“ finanzierte, für die im Juli 1921 gegründete „Jüdische Künstlerbühnen Ges.m.b.H.“ aufgebracht werden.¹⁸⁶ Daraus lässt sich auch schließen, dass man mit einer entsprechenden Anzahl von zumindest 200 Vereinsmitgliedern rechnete. Der Verein Freie Jüdische Volksbühne war damit für Wiener Verhältnisse eine jiddischistische Organisation von beachtlicher Stärke – und dürfte gleichzeitig auch das Maximum dessen, was eine solche Vereinigung in Wien erreichen konnte, erreicht haben.

Allerdings wird man den Jiddischismus des Vereins auch relativieren müssen. Gerade die Freie Jüdische Volksbühne versammelte ein sehr breites Spektrum von linken Jiddischisten bis zu Zionisten, die diese jüdische Bühne als Teil einer kulturellen „Gegenwartsarbeit“ sehen konnten, ohne dass dadurch ihre prinzipiell pro-hebräische Einstellung in Frage gestellt wurde. Die linken Parteien scheinen nur sporadisch Interesse an diesem Theater gehabt zu haben. Rawitsch meinte 1920, die „proletarischen Parteien“ würden ganz andere Kämpfe als den um das jiddische Theater

¹⁸³ Zit. nach dem Artikel: *Yitskhok Daytsh*, in: *Ravitsh: Mayn leksikon*, Bd. IV/1, 181.

¹⁸⁴ Vgl. *M.—tsh [=Melekh Ravitsh]: Fraye yidishe folksbine*. In: *Kritik*, Nr. 6, (25. Dezember 1920), 30. Zitiert nach Dalinger: Quellensammlung, 22-23.

¹⁸⁵ Vgl. Wiener Morgenzeitung, (25. Mai 1919), zitiert nach Dalinger: Quellensammlung, 4.

¹⁸⁶ Vgl. Brigitte Dalinger: *Verloshene Sterne. Geschichte des jüdischen Theaters in Wien*. Wien 1998, 80.

kämpfen.¹⁸⁷

Die „Freie Jüdische Volksbühne“ erhielt, solange die Linke Poale Zion in Wien ein jiddisches kulturpolitisches Programm verfolgte, auch Aufmerksamkeit von dieser Seite. Anfang 1921 war in der „Freien Tribüne“ ein Beitrag zu lesen, in dem das „jüdische Theaterelend“ beklagt wurde, auf das bereits 1910 Nathan Birnbaum hingewiesen habe, insbesondere darauf, dass traditionell die „Intelligenz des jüdischen Volkes“ die jüdischen Bühnen meide. Der leider nicht identifizierbare Autor (er verweist für Zuschriften auf die Redaktionsadresse – der Herausgeber der "Freien Tribüne", Rubin Glücksmann?) überschrieb seinen Beitrag „Die Wiener ‚Freie jüdische Volksbühne‘ – als Vorbild!“ und nannte ihn „eine Anregung“ – nämlich für eine internationale Volksbühnenbewegung, die zur „Gesundung des jüdischen Theaterlebens führen soll.“ Diese erhoffte er für Galizien, Bukowina und Rumänien.¹⁸⁸

Wie eng die Verbindungen der Bewegung um die Freie Jüdische Volksbühne zum Kreis um den Verlag „Der Kwall“ von Silburg und Rawitsch war, ist aus den Quellen nicht klar erkennbar. Einige Hinweise auf persönliche und organisatorische Querverbindungen gab es allerdings. So war Rawitsch mit dem Regisseur Isaak Deutsch, den er als scharfen Gegner des üblichen Schundrepertoires der jiddischen Theater charakterisiert, gut bekannt. Er führte die Schaffung des Theaters hauptsächlich auf seine Initiative zurück.¹⁸⁹

Sowohl die „Jüdische Bühne“ als auch die Freie Jüdische Volksbühne waren über ihre Theatervorstellungen hinaus ein Faktor im jiddischen Kulturleben Wiens. Schauspieler der jiddischen Theater beteiligten sich an literarischen Abenden, wie etwa speziellen Gedenkabenden für verstorbene jiddische Schriftsteller oder Maifeiern. 1919 wurde der Erste Mai für die Poale Zion mit einer Festaufführung von Gordins „Gott, Mensch und Teufel“ in der „Jüdischen Bühne“ beschlossen.¹⁹⁰

Auch wurde in der „Jüdischen Toynebeehalle (XX. Denigasse 33) am 11. 4. 1920 eine „Perez-Gedenkfeier“ veranstaltet. Diese Tradition des Perez-Kultes wurde in Wien in den kommenden Jahren fortgesetzt. Als Mitwirkende des Abends waren Schauspieler der „Freien jüdischen Volksbühne“ angekündigt. Jakob Schapira, Melech Rawitsch und Ber Horowitz trugen

¹⁸⁷ *Ravitsh* in: *Kritik* Nr. 6, 30 (wie Anm. 184).

¹⁸⁸ Vgl. 'Die Wiener „Freie jüdische Volksbühne“ – als Vorbild! Eine Anregung'. In: FT, Jg. III, Nr. 1 (8.1.1921), 4.

¹⁸⁹ Vgl. das Kapitel: *Yitskhok Daytsh*, in: *Ravitsh: Mayn leksikon*, Bd. IV/1, 181-182.

¹⁹⁰ Vgl. 'Unser Maifest', in: FT, Jg. I, Nr. 17 (10.5.1919), 3.

Texte von Perez vor. Mendl Singer hielt die Gedenkrede.¹⁹¹ Am 13. Jänner 1921 fand ein solcher Abend im Saal des „Bayrischen Hof“ (II., Taborstr. 39) statt, den Vortrag hielt diesmal Alexander Ch[aschin]. Die schauspielerischen Darbietungen wurden von Mitgliedern der „Jüdischen Bühne“ bestritten (Reismann, Bell, Preis, Knoll).¹⁹²

Eine Kooperation zwischen jiddischen Schriftstellern und Theateraktivisten ist aus einem Aufruf, den der „Klub der jiddischen und hebräischen Schriftsteller in Wien“ 1921 an alle jiddischen (jüdischen?) Theaterdirektoren in Europa richtete, erkennbar. Der „Klub“ wies darauf hin, dass er berechtigt sei, für die New Yorker „*Yudishe dramaturgenlige*“ Tantiemen zu kassieren. Die Adresse des Klubs, Wien IX, Hahngasse 28/15 verweist auf Melech Rawitsch, der sich später in Warschau als Sekretär des jiddischen Schriftstellerverbandes sehr für die Rechte von Autoren einsetzen sollte.¹⁹³

Die „Freie Jüdische Volksbühne“ versuchte offenbar auch, sich die Unterstützung prominenter jüdischer Intellektueller zu sichern. Im Mai 1921 besuchte Arthur Schnitzler eine Aufführung der „Freien Jüdischen Volksbühne“.¹⁹⁴ Sein Interesse am jiddischen Theater wurde wohl nicht zuletzt dadurch geweckt, dass er im Jänner 1920 hörte, dass an jiddischen Theatern seine Stücke in von ihm nicht autorisierten Übersetzungen aufgeführt würden:

Mr. Schlesinger aus New York (gebürtig russ. Jude) erzählt mir, daß Stücke vom mir in den jiddischen Theatern aufgeführt werden. Räth, mich zur Wahrung meiner Interessen an den Redakteur Abr. Cahan zu wenden.¹⁹⁵

Schnitzler folgte offensichtlich diesem Ratschlag, und so brachte am 18. April 1920 die zionistische Tageszeitung „Wiener Morgenzeitung“ in der Rubrik „Bühne und Kunst“ folgende Notiz:

Artur [sic!] Schnitzler und die jüdischen Verleger Amerikas
In einem Briefe an Ab. Kahan, den Redakteur der New-Yorker jüdischen Tagblattes „Vorwärts“, bittet Artur Schnitzler, sich seiner Rechte gegen die jüdischen Verleger welche Übersetzungen seiner Schriften ohne sein Wissen und seine Erlaubnis herausgegeben haben, sowie gegen die Theater, welche seine Stücke ohne Aufführungsrecht geben, anzunehmen.
Die jüdischen Schriftsteller New-Yorks haben über Antrag von Dr. Jizchok Eisik Hurwitsch beschlossen, das die J. L. Perez-Vereinigung in New York Herrn Kahan bei seinen Bemühungen, Artur Schnitzler zu seinem Recht zu verhelfen, unterstützen soll. Für diese

¹⁹¹ Vgl. Freie Tribüne, II. Jg., Nr.16 (17.4.1920), 4.

¹⁹² Vgl. Freie Tribüne, III. Jg., Nr. 1, (8. 1. 1921), 4.

¹⁹³ *Tsu ale yudishe teater-direktorn in Eyrope*. Jüdische Morgenpost (15. Juli 1921), zitiert nach Dalinger: Quellenedition, 5.

¹⁹⁴ Vgl. Arthur Schnitzler: Tagebuch 1920-1922, 185 (Eintrag 1921: V 27).

¹⁹⁵ Ebd., 15 (Eintrag 1920: I 23).

Aufgabe wurde von der Perez-Vereinigung eine eigene Kommission eingesetzt.¹⁹⁶

Die Frage der Übersetzungen scheint aber nicht schnell gelöst worden zu sein. Zwei Jahre später wurde sie wieder virulent. Im Frühjahr 1922 erfuhr Schnitzler von dem Theateragenten Scharrer wieder von nicht autorisierten Übersetzungen und Inszenierungen:

Nm. Hr. Scharrer (Jüd. Volksbühne) berichtet mir von jüd. Aufführung meiner Stücke in Amerika und Polen, Ankündigung des Reigen; bringt jüd. Übers[etzungen] von „Frage“ und „Episode“, alles unautor[isiert].¹⁹⁷

Der erwähnte "Hr. Scharrer" war laut Samuel Harendorf der "Presse-Chef" des jiddischen Theaters, Bernard Scharrer. Er war laut Harendorf ein glühender Verehrer Schnitzlers, dem er sich sogar im Äußeren angeglichen haben soll.¹⁹⁸ Er versorgte Schnitzler anscheinend nicht nur mit Karten für die Aufführungen jiddischer Theater. Im März 1922 sollte er die Aufführung des „Dibbuk“ in der Inszenierung der Wilnaer Truppe sehen, und da Schnitzler nach eigenem Bekunden wenig Jiddisch verstand, stellte man ihm auch einen Dolmetsch zur Verfügung, der ihm vor der Vorstellung eine Inhaltsangabe des Stückes geben sollte. Dieser war der theaterbegeisterte jiddische Journalist und Theaterkritiker Schmuel Harendorf. In seinen in den fünfziger Jahren erschienen Memoiren zum jiddischen Theater berichtet Harendorf, dass er sich mit Schnitzler ausführlich über das Stück unterhalten habe und dabei zur Sprache gekommen sei, dass bereits Werke Schnitzlers in jiddischer Sprache vorliegen, wie etwa der „Reigen“, und Schnitzler habe sehr verstimmt darauf reagiert.¹⁹⁹

Letzten Endes versäumte Arthur Schnitzler laut Harendorf über dem Gespräch die Aufführung. Bernard Scharrer sei allerdings jammernd ins Kaffeehaus gekommen, um Schnitzler zu bitten, doch ins Theater zu kommen. Er, Scharrer, werde sonst vor den enttäuschten Schauspielern „gesteinigt“. Schnitzler habe es aber vorgezogen, sich weiter mit Harendorf über Zionismus und Fragen der jüdischen Identität zu unterhalten.²⁰⁰

Schnitzlers Tagebucheintrag bestätigt allerdings diese Faszination für Harendorfs Vortrag nicht. Harendorf weiß nicht, ob Schnitzler irgendwann noch eine Aufführung der berühmten jiddischen Bühne sah. Tatsächlich war Schnitzler nicht nur bei mehreren

¹⁹⁶ Wiener Morgenzeitung, Nr. 445, (Sonntag, 18. April 1920), 7.

¹⁹⁷ Schnitzler: Tagebuch 1920-1922, 289 (1922, 13/3).

¹⁹⁸ Harendorf: *Teater-karavanen*, 70.

¹⁹⁹ Ebd., 71-73

²⁰⁰ Ebd., 74.

Aufführungen der „Freien Jüdischen Volksbühne“, er sah sich auch den ersten Akt von „Schwer zu sein a Jud“ in einer Aufführung der „Wilner Truppe“ im Oktober 1922 an.²⁰¹

Die Widersprüche der Quellen sind hier wohl eher zu Ungunsten der Darstellung Schmuël Harendorfs zu lösen. Die Vermutung, dass dieser in seinen einige Jahrzehnte nach den Ereignissen festgehaltenen und offenkundig stark stilisierten Erinnerungen seine Rolle deutlich aufzuwerten suchte, liegt nahe. Harendorfs Angabe, Arthur Schnitzler habe die Gelegenheit des Zusammentreffens vielmehr dazu benützt, sich von ihm aus erster Hand über die Weltsicht eines jungen osteuropäischen Juden informieren zu lassen, sagt wohl mehr über die Interessen, die Harendorf bei seiner jiddischen Leserschaft voraussetzte, als über Arthur Schnitzlers Beziehung zum jiddischen Theater aus.

Die Hyperinflation 1922 und die darauf folgende Währungsreform führten neben der Krise des Verlagswesens auch zu einer allgemeinen Theaterkrise in Wien und trugen wohl auch zum Scheitern der „Freien Jüdischen Volksbühne“ bei.²⁰² Das endgültige Ende der Freien Jüdischen Volksbühne 1923 bedeutete für die Wiener jiddischistische Bewegung auch das Ende einer Institution, die wesentlich dazu beigetragen hatte, das Prestige der jiddischen Sprache zu heben. Damit war auch das Ende des Trägervereines verbunden, der zahlreiche Mitglieder über den engeren Kreis der jiddischen Schriftsteller und Schauspieler hinaus im Interesse des jiddischen Kulturlebens zusammengeführt hatte.

Allmählich kam es wieder zu einer Erholung des Theaterlebens. Es erscheint verständlich, dass die Jiddischisten versuchten, an die Erfolge der „Volksbühne“ anzuknüpfen oder zumindest ein ähnliches Theaterprojekt zu beginnen. Alle Vorstöße in dieser Richtung hatten aber wenig Erfolg.²⁰³

Ein „Jüdischer Schauspielerverein“, der 1926 gegründet wurde, hatte die Aufgabe, die Schauspieler der jiddischen Ensembles zu organisieren. Von seiner Tätigkeit legt eine einzige erhaltene Nummer einer Zeitschrift „*Yudish teater*/Jüdisches Theater“ (1. Jänner 1927) Zeugnis ab. Sie wird im Untertitel als „*Organ fun'm yudishn aktyoren fareyn in Vin*“ – Organ des jüdischen Schauspielervereines in Wien – bezeichnet wird. Als Herausgeber und „Verantwortlicher Redakteur“ wird Jacques Singer genannt, tatsächlich wurde sie aber von *Sh.*

²⁰¹ Siehe dazu auch Dalinger: Verloschene Sterne, 192f.

²⁰² Vgl. dazu auch: Kafrini: Zwischensaison im jiddischen Theater. In: *Yudishe morgenpost* (15. Oktober 1923), zitiert nach Dalinger: Quellenedition, 36-37.

²⁰³ Vgl. ebd., 82f.

Y. Dorfson [= S. J. Harendorf] redigiert, wie in einer diskreten Anmerkung zu entnehmen ist.

Auf der ersten Seite ist dort auf einer Fotografie die Verwaltung des Vereines zu sehen, bestehend aus sieben Männern, die als „M. Hershkovitsh, J. Shor, Y. Horovits, Y. Reles, A. Mayzels, A. Lehrer, A. Valdberg“ identifiziert werden. Die meisten Namen lassen sich problemlos jiddischen Schauspielern bzw. mit dem jiddischen Theater in Wien verbundenen Personen zuordnen: Moses Herschkowicz, Jacob Leizer Relles, Abisch Meisels, Adolf (Aaron) Lehrer und Isaak [=Aisik] Waldberg.²⁰⁴ Als Sitz des Vereines "Jüdischer Schauspielerverein" wird Wien II., Taborstr. 8 angegeben. An dieser Adresse befand sich auch das „Kaffee Central“, nicht zu verwechseln mit seinem berühmten Namensvetter. Dieses Leopoldstädter „Kaffee Central“ war bis in die 1930er Jahre Stammlokal der jiddischen Schauspieler und Schriftsteller, wie aus den Memoiren von Josef Burg hervorgeht.

Eine Rezension zum 1926 in New York erschienenen „Goldfaden-Buch“ von *Mendl Naygreshl* [Max Neugröschel], stellt einen Konnex zum jiddischistischen Zirkel Wiens her. Es handelt sich dabei im Grunde um einen kleinen wissenschaftlichen Aufsatz, da Neugröschel darin Ergänzungen zur Goldfaden-Bibliographie bietet.²⁰⁵

Neugröschel erwähnt in seiner Arbeit über die jiddische Publizistik Wiens eine jiddische Theaterzeitschrift, ohne einen Titel anzugeben, doch handelte es sich vermutlich um eben diese Publikation „*Yudish teater*“. Er gibt allerdings an, dass davon „einige Nummern“ erschienen sein sollen,²⁰⁶ die aber bisher nicht nachweisbar waren.

Der jüdische Schauspielerverein entstand in auffälliger zeitlicher Nähe zum jiddischistischen Verein „Jüdischer Kulturkreis“, dessen Tätigkeit ebenfalls um 1926/ 1927 fassbar wird, und in dem sich Max Neugröschel ebenfalls engagierte. Die verschiedenen mit dem jiddischen Theater verbundenen Initiativen sind ein Hinweis darauf, dass man bis zum Ende der zwanziger Jahre hoffte, das jiddische Theater, welches trotz aller Schwierigkeiten die dauerhafteste Institution der jiddischen Kultur in Wien war, könnte die Basis für eine umfassendere jiddische Kulturorganisation in Wien bilden. Allerdings hatte das jiddische Theater Mitte der 1920er Jahre eine schwere Krise durchzustehen, wie der Leitartikel von A.

²⁰⁴ Vgl. Dalinger: Verloschene Sterne, Index und Dalinger: Quellenedition, Index. Der Verein bestand bis 1938 und wurde dann, wie alle jüdischen Vereine, zwangsweise aufgelöst. Letzter Obmann war Abisch Meisels, vgl. Dalinger: Quellenedition, 174.

²⁰⁵ *Mendl Naygreshl*: „Goldfaden-bukh“. *Aroysgeben fun yudishen teater-muzey, Nyu York*, in: *Yudish teater*, Nr. 1 (2. Januar 1927), 6.

²⁰⁶ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 390.

Kieltshanin „Das jiddische Theater am Scheideweg. Betrachtungen über das jiddische Theater in Westeuropa“ deutlich zum Ausdruck bringt:

Das jiddische Theater in Westeuropa durchlebt einen schweren Existenzkampf. [...] Das jiddische Theater in Westeuropa war niemals der Faktor, welcher Einfluss auf das jüdische Kulturleben hatte – und umgekehrt: das jüdische Kulturleben in Westeuropa hat sich nicht aus dem jiddischen Theater gespeist ... Klarer ausgedrückt heißt das: das jiddische Theater hier erfüllte nicht die Kulturmission [*kultur-misyeh*], welches Theater bei den Völkern der Welt erfüllt.²⁰⁷

Hier wird also die „Kulturaufgabe“ des jiddischen Theaters deutlich unterstrichen. Der Autor blickt aber mit wenig Optimismus in die Zukunft. Das jiddische Theater habe in Westeuropa nun 25-30 Jahre existiert, es sei aber fraglich, ob es in 25 Jahren noch existieren werde, denn:

Die galoppierende Assimilation hat brutal auf das jüdische Leben eingewirkt; der jüdische Emigrantstrom aus den östlichen Ländern hat aufgehört. [...] Die unbarmherzige Assimilation hat den jiddischen Theaterkonsumenten verschlungen, die junge jüdische Generation besucht das jiddische Theater nicht mehr, weil sie unsere Sprache nicht versteht, und so entsteht immer mehr eine gefährliche Trennwand zwischen der jüdischen Gesellschaft und dem jiddischen Theater.

Das Faktum ist unabweisbar und die Gefahr – unausweichlich ...²⁰⁸

Der Leitartikel, stilistisch in einem eher mäßigen Jiddisch geschrieben, macht zumindest deutlich, dass es Ziel der Zeitschrift war, diese gesellschaftliche Isolation der jiddischen Kulturschaffenden und vor allem der Schauspieler und Schauspielerinnen des jiddischen Theaters zu überwinden und ihnen „Glauben an die kollektive Schaffenskraft“²⁰⁹ zu geben. Es sollte ihnen offenbar vermittelt werden, dass sie nicht einfach nur mit Unterhaltung recht und schlecht einen Lebensunterhalt verdienten, sondern dass sie Teil einer für das jüdische Volk bedeutenden kulturellen Tradition waren. Max Neugröschel beteiligte sich wohl aus diesem Grund an der Zeitschrift. Er beklagte rückblickend, dass das jiddische Theater seine „Kulturaufgabe“ nicht erfüllt und sich stets zu sehr dem primitivsten Publikumsgeschmack angepasst habe.²¹⁰ In dieser Einschätzung Neugröschels, die er im New Yorker Exil abgab, klingt die lange andauernde jiddischistische Debatte über ein „besseres jiddisches Theater“ in Wien, wie sie seit Nathan Birnbaums Bemühungen um eine Reform des jüdischen Theaters geführt worden war, nach.

²⁰⁷ A. Kieltshanin: *Dos yudische teater oyf'n shaydveg. Betrakhtungen vegen der tsukunft funm yudishen teater in mayrev-eyrope*. In: *Yudish teater*, Nr. 1 (2. Januar 1927), 1.

²⁰⁸ Ebd., 2.

²⁰⁹ Ebd., 1.

²¹⁰ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 394.

2.4.5 „Ost und West“: Jiddischer Film in Wien

Der Zeitraum zwischen der Gründung der Ersten Republik im November 1918 bis zur Währungsreform von 1923/24 stellte für das jüdische Leben in Österreich und insbesondere für Wien eine Phase der Identitätskrise, gleichzeitig aber auch eine Zeit der Innovation auf politischem und kulturellem Gebiet dar. Die ökonomischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit brachten nicht nur Pläne hervor, Wien zu einem Zentrum moderner jiddischer Kultur im Bereich des Verlagswesens und des Theaters zu machen. In ganz paralleler Weise brachten das Vorhandensein der technischen Infrastruktur und die politisch-kulturelle Atmosphäre der Stadt einen kurzen Filmboom hervor, der auch eine Reihe von Filmen mit explizit jüdischer Thematik umfasste.

Bei den in Wien entstandenen Filmen, die vor allem für jüdisches und in erster Linie wohl auch Jiddisch sprechendes Publikum gedacht waren, kamen viele Schauspieler und Schauspielerinnen der Wiener jiddischen Theater zum Einsatz. Unter den Filmen finden sich das Filmepos „Theodor Herzl, der Bannerträger des jüdischen Volkes“ (Regie Otto Kreisler, Buch Heinrich Glücksmann, 1918), das aber nicht die Biographie Herzls thematisiert, sondern die Hoffnung, die Herzls Botschaft den verfolgten Ostjuden gibt. Das Melodram „Jiskor“ unter der Regie von Sidney M. Goldin 1924 thematisiert ebenfalls ostjüdisches Schicksal und bringt eine jüdische Märtyrerlegende in der Bearbeitung von Harry Seckler. Ein jüdischer Bediensteter eines Grafen widersetzt sich den Avancen der Grafentochter und weist sie zurück. Als sie sich daraufhin umbringt, lässt der Graf ihn lebendig begraben.²¹¹

Im Kontext dieser Arbeit soll besonders eine andere Arbeit von Goldin hervorgehoben werden: Der Film „Ost und West“, der 1923 in Wien gedreht wurde. Es handelt sich um eine Komödie, wenn auch eine starke didaktische Tendenz besonders gegen Ende des Filmes durchschlägt. Die Handlung beginnt mit der Ankunft eines amerikanisch- jüdischen Geschäftsmanns und seiner Tochter Molly (Molly Picon) in der alten galizischen Heimat, um Gast bei der ganz nach der jüdischen Tradition gefeierten Hochzeit einer seiner Nichten zu sein. Die amerikanisierte und lebhaftige Tochter wirbelt das Shtetl gehörig durcheinander und

²¹¹ Vgl. Hoberman, Jim: Jenseits von Galizien, diesseits von Hollywood. Der jiddische Film aus Wien. In: Babylon, Frankfurt/Main, Heft 8/1991, 116-123.

verursacht kleinere Skandale. Sie hält etwa das Fasten am Jom Kippur nicht durch und geht heimlich an den Schrank mit den für das Fastenbrechen vorbereiteten Speisen. In einem ungeschickten Versuch, die Schandtats zu verbergen, verbirgt sie den Rest der Speisen unter dem Tisch, wo sich Hund und Katze darüber hermachen.

Der erste Kulminationspunkt der Handlung ist eine Szene, in der sich der schüchterne Jeschiwe-Bocher Ruben (dargestellt von Jacob Kalich) von Molly und seinen Kameraden, die der respektlosen „amerikanischen Schickse“ ganz verfallen sind, überreden lässt, an einer Parodie der Hochzeit teilzunehmen. Er steckt ihr dabei im „Spaß“ einen Ring an, durch das Aussprechen der dazugehörigen Eheformel sind die beiden aber nach jüdischem Gesetz eine Ehe eingegangen. Anstatt nach diesem „Unfall“ sofort in eine Scheidung einzuwilligen, erbittet sich Ruben eine Bedenkzeit von fünf Jahren, dann werde die Entscheidung fallen. Während Molly und ihr Vater nach Amerika zurückkehren, nützt Ruben diese Zeit, um zum Studium nach Wien zu gehen, wo bereits sein reicher, assimilierter Onkel wohnt. In der Folge wird er, nach einigen Schwierigkeiten, sich dem „modernen“ Lebensstil anzupassen, zu einem erfolgreichen Orientalisten. Ruben legt seine ostjüdischen Sitten ab, um ein kultivierter europäischer Intellektueller und Wissenschaftler zu werden.²¹²

Der Film ist in vielen Details bemerkenswert, nicht nur aufgrund der schauspielerischen Leistung und des komischen Talents von Molly Picon, welche die amerikanisierte „jüdische Tochter“ gibt, sondern auch wegen der Wahl der Drehorte. So sind die Sequenzen, in denen gezeigt wird, wie Ruben in Wien seinen Studien nachgeht, möglicherweise in der Gemeindebibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde in der Ferdinandstraße aufgenommen.²¹³ An diesem Ort befand sich eine der wichtigsten jüdischen Forschungsbibliotheken Europas, die nach 1938 von den Nationalsozialisten geplündert und zerstört wurde.²¹⁴ Auch Ber Borochow benützte während seines Wien-Aufenthalts neben der Universitätsbibliothek auch diese Bibliothek intensiv, wie aus seiner Korrespondenz hervorgeht.²¹⁵

²¹² Vgl. Brigitte Dalinger: „Galizianer“ in Wien. Zur Darstellung „östlicher Juden im jiddischen Theater und Film. In: Armin A. Wallas (Hg.) Jüdische Identitäten in Mitteleuropa, Tübingen 2002, 38-39.

²¹³ Ich schließe es unter anderem daraus, dass die Bücher, die in den Regalen zu sehen sind, die für diese Bibliothek typischen Klebeetiketten auf dem Buchrücken aufweisen.

²¹⁴ Eine ausführliche Darstellung findet sich bei Evelyn Adunka: Der Raub der Bücher, Wien 2002.

²¹⁵ Vgl. *Borokhov: Briv tsu Sh. Niger, Briv Nr' 3* (27/XI 19212), in: *Sprakhforshung un*

Die im Film erzählte Geschichte, die aus dem Missverständnis zwischen „Ost“ und „West“ entsteht, könnte auch zum Scheitern führen. Hier wird sie aber als eine Art modernes Märchen mit Happy-End erzählt. Der Jeschiwe-Bocher wird Europäer, er findet einen idealen Mittelweg zwischen ostjüdischer Armut und Rückständigkeit und amerikanischer Vulgarität und Geschmacklosigkeit und findet sein Glück mit seiner Frau, die er nun ein zweites Mal kennenlernt und nun erst tatsächlich für sich gewinnt.²¹⁶

Ein bemerkenswerter Aspekt des Films ist, dass er die Geschichte der Europäisierung eines ostjüdischen Jeschiwe-Studenten als eine der „großen Erzählungen“ der jüdischen Moderne ins Bild setzt. Die Geschichte von Ruben erinnert an andere Erzählungen über junge „Ilujim“, vielversprechende Gelehrte, die Karriere in der nichtjüdischen Welt machten. So erzählte man sich offenbar halblegendäre Geschichten über Prof. David Heinrich Müller, einen der bedeutendsten Wiener Orientalisten, der trotz aller Schwierigkeiten, die ihm dabei in seiner Universitätskarriere entstanden, nicht taufen ließ, sondern Mitglied der jüdischen Gemeinde in Wien blieb und das Wiener Rabbinerseminar leitete.²¹⁷

Dem Optimismus der Geschichte von „Ost und West“ müssen wir den Pessimismus und die kritische Haltung Moses Silburgs gegenüberstellen, die jener kurz zuvor in Wien in der Zeitschrift „*Kritik*“ mit seinem Essay „Was ich euch zu sagen habe“ zum Ausdruck gebracht hatte. Für Silburg waren gerade diese assimilierten Intellektuellen das Produkt einer sozialen Fehlentwicklung im jüdischen Leben:

Wer sind diese Leute? Das ist jene Masse der Physiognomielosen, mit dem Titel „Doktor“ auf ihrer Seite, oder auch nicht, die der Westen für uns produziert hat. Ihre Wiege ist der Westen, aber das Erbland, wo sie sich ausbreiten, ist Galizien – und leider öffnet sich jetzt unsere ganze Welt für sie.²¹⁸

Auf diese Polemik, welche zentral ist für die jiddische Kulturbewegung in Wien Anfang der zwanziger Jahre, wird weiter unten noch ausführlich eingegangen werden.

In der jiddischen Literatur und Presse Wiens wurde der zeitgleich entstehende jüdische Film nicht rezipiert. Gelegentlich finden sich darin aber Anspielungen auf die neuen Medien

literaturgeschikhte, 387.

²¹⁶ Vgl. Dalinger: Galizianer in Wien, 39.

²¹⁷ Zu den halblegendären Erzählungen, die über David Heinrich Müller verbreitet waren, siehe das Kapitel: *Baron Dovid Haynrikh Miler fun Betshutsh*. In: *Shloyme Bikl (Shlomo Bickel): A shtot mit yidn*. New York 1943, New York 1943, 16-24.

²¹⁸ Silburg: Was ich euch zu sagen haben, in: Soxberger: Nackte Lieder, 114.

Fotographie und Film, welche die ästhetischen Ausdrucksmöglichkeiten erweiterten und auch in die schriftstellerische Darstellung von Wirklichkeit einfließen. So wird in der Zeitschrift „*Kritik*“ in einem Artikel über das Werk des jiddischen Schriftstellers L. Kobrin der Begriff „Fotorealismus“ zur Beschreibung von dessen literarischer Methode verwendet.²¹⁹

Diese Notiz stammt vermutlich vom Herausgeber Moses Silburg. In seiner Erzählung „Der tote Kopf“ arbeitet er selbst mit einer ähnlichen Erzähltechnik.²²⁰ Die sequentielle Aneinanderreihung von detailliert beschriebenen Schreckensszenen, vor allem aber die Beschreibung von Licht und Schattenwirkungen erzeugen beim Lesen einen „cinematographischen Effekt“, der vom zeitgenössischen expressionistischen Stummfilm beeinflusst sein könnte.

Das Kino als Ort typisch proletarischer Unterhaltung findet auch in der Erzählung „Die kleine Manje“ von Abraham Moses Fuchs Erwähnung. Einer der Schauplätze der Erzählung über die geheime Affäre zwischen der armen, einsamen Näherin Manje Zuckermann und dem Rabbinatskandidaten Max Leberherz ist ein kleines Vorstadtkino. Dorthin bringt Leberherz Manje an den Wochenenden, benützt die Dunkelheit für sexuelle Übergriffe auf Manje, die sie über sich ergehen lässt. Die Erwähnung der Traumwelt der dort auf der Leinwand gezeigten Liebes- und Abenteuerfilme bildet den Kontrast zur deprimierenden Realität dieser Beziehung. Leberherz nützt Manjes Sehnsüchte und Wunsch nach einem Ehepartner nicht nur auf niederträchtige Weise aus, er denkt auch nicht daran, sie zu heiraten. Die Erzählung endet mit der Beschreibung der Ersten-Mai-Demonstration der Wiener Arbeiterschaft. In der Gemeinschaft ihrer Genossen und Genossinnen, die jiddische Arbeiterlieder singen, findet Manje den Mut zur Konfrontation mit dem scheinheiligen Leberherz.²²¹

Das reale Geschehen im Kinosaal wird von Fuchs dem auf die Leinwand projizierten Schein des Kinofilms entgegengestellt und damit kommentiert. Auch die Auslagen der Geschäfte, vor denen Manje in Gedanken schon ihre Aussteuer zusammenstellt, sind Metaphern für den Widerspruch von Fantasien und Wirklichkeit und wie die Kinoleinwand Projektionsflächen unerfüllbarer Wunschfantasien. Die Erzählung ist damit recht typisch für die pessimistische Sicht der Großstadt in der jiddischen Literatur Wiens dieser Jahre.

²¹⁹ Vgl. [anon.] *Tsu L. Kobrins yubiley*. In: *Kritik*, Nr. 9 (25. März 1921), 28.

²²⁰ Vgl. Mosche Silburg: *Der tote Kopf*, in: Soxberger, *Nackte Lieder*, 98-103.

²²¹ Vgl. Abraham Mosche Fuchs: *Die kleine Manje*, in: Soxberger, *Nackte Lieder*, 79-80. Siehe auch den Anhang „Literaturbeispiele“.

Kapitel Drei: Jiddisch und die radikale jüdische Arbeiterbewegung Wiens

3.1 Die jiddische Linke in Wien, 1917-1922

Max Neugröschel, ein jüngerer Schriftstellerkollege von Rawitsch, der erst in der Mitte der zwanziger Jahre debütierte und daher nicht mehr dieser Gruppe angehörte, stellte das Aufblühen literarischer Kreativität in Wien zu Beginn der 1920er Jahre explizit vor den Hintergrund der sich gleichzeitig abspielenden intensiven parteipolitischen Tätigkeit einer jiddischen Linken. Diese wurde vor allem von der Poale Zion dominiert, die in dieser Zeit eine heftige Auseinandersetzung zwischen dem sozialdemokratischen „rechten“ und dem revolutionären, pro-kommunistischen „linken“ Flügel durchmachte. Durch die Anwesenheit wichtiger Parteifunktionäre spielte das Wiener Verbandsbüro der Linken Poale Zion nach der Parteisplaltung der Poale Zion auf dem Parteikongress von 1920 bis zum Danziger Kongress von 1922 die Rolle des Weltzentrums für die linke Poale Zion-Bewegung. Die Linke Poale Zion verstand sich als eine „jüdische kommunistische Bewegung“, genaugenommen sogar als die einzige „wahre“ kommunistische Bewegung auf der „jüdischen Gasse“, und wollte als solche in die Komintern aufgenommen werden. Durch eine Betonung der revolutionären, marxistischen Schriften Ber Borochows versuchte man daher, den Linken Poale Zionismus komintern-kompatibel zu machen.²²²

Die ideologischen Differenzen führten zu heftigen Flügelkämpfen innerhalb der Linken Poale Zion. Die Komintern wollte einer Aufnahme als eigenständiger jüdischer kommunistischer Partei nicht zustimmen und verlangte, jeden Bezug zu Restbeständen zionistischer Ideologie, das hieß letztlich, zum ideologischen Erbe Ber Borochows, zu kappen. Laut Max Neugröschel wirkte diese politisierte Phase Anfang der zwanziger Jahre einerseits belebend auf die Wiener jiddische Kultur, da sowohl für die Linke Poale Zion wie für die kleine Gruppe linker Bundisten, die ebenfalls in die pro-kommunistische Bewegung eintraten, das Jiddische die Rolle der Parteisprache spielte. Andererseits sah er in der ideologischen Zersplitterung der Arbeiterbewegung auch die entscheidende Schwächung der Basis für

²²² Borochow selber hatte sich vor seinem Tod eher der Sozialdemokratie angenähert, sein frühzeitiger Ableben erlaubte die Bildung einer Borochow-Legende, die den revolutionären Borochow in den Mittelpunkt stellte. Exemplarisch dafür: [anon.]: Zu Borochows zweitem Todestage, in: Freie Tribüne, I. Jg., Nr. 48 (20. Dezember 1919), 1.

jiddische Kultur in Wien.²²³

3.1.1 Poale Zionisten und Bundisten in Wien: Eine kurze Geschichte der Parteispaltungen

Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurde bereits festgehalten, dass Jiddischismus in Wien zuerst von der kulturzionistischen Konzeption Nathan Birnbaums geprägt wurde. Wir finden den jüdischen Sprachnationalismus in dieser Zeit vor allem als ein Phänomen jüdischer nationalistischer Studenten. Nun sehen wir in der jiddischen Linken in Wien den Versuch, einen „proletarischen“ Jiddischismus von dem der „bürgerlichen Nationalisten“ abzugrenzen. Damit folgten die Wiener linken Jiddischisten einer Entwicklung der jüdischen Arbeiterparteien nach den russischen Revolutionen von 1917.

In der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg vollzog sich eine starke Wandlung innerhalb der jüdischen sozialistischen Parteien in Russland. Diese verstanden sich in ihren Anfängen nicht notwendigerweise als Vertreter einer jiddischen Kulturbewegung – sie kommunizierten in den Sprachen Deutsch und Russisch. Den Übergang zu einer jiddischsprachigen Agitation und die damit verbundene Gründung einer jiddischen Parteipresse, die in Russland viele Schwierigkeiten mit der Zensur hatte, verdankte sich also eher praktischen als prinzipiellen sprachpolitischen Erwägungen.

Die Poale Zion wie der „Bund“ reagierten auf die grundlegend veränderte politische Situation nach der russischen Revolution mit ideologischen Auseinandersetzungen. In den Parteien der jüdischen Arbeiterbewegungen bildeten sich extem linke Gruppierungen, welche daran arbeiteten, die Parteiorganisationen möglichst vollständig in die kommunistische Bewegung überzuführen. Da dies nur teilweise gelang, kam es zu einer komplizierten Geschichte von Parteispaltungen, von Vereinigungen kleiner Gruppierungen und von Verhandlungen mit der Komintern über Beitrittsbedingungen.

Erst kurz vor dem Krieg schuf Ber Borochof für die Poale Zion eine ideologische Untermauerung des jiddischen Sprachnationalismus und forderte, dass jüdische Intellektuelle sich nicht an den „großen“ Sprachen orientieren sollten, sondern sich als Aktivisten einer modernen jiddischen Kultur zu betätigen hätten. Der Jiddischismus in der Form eines „Borochwismus“ wurde ein wichtiger Bestandteil der Poale-Zion Ideologie. Allerdings konnte

²²³ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 387f.

er in Wien erst nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Faktor werden.

Die Arbeiter-Zionisten, also die Poale-Zionisten, stellten die Gruppe mit der konsequentesten jiddischistischen Ideologie in Wien dar. Als Wien nach der Spaltung der Poale Zion 1919 kurzfristig die Weltzentrale der Linken Poale-Zion Bewegung wurde, führte es zur Gründung einer eigenen jiddische Parteipresse, die in den Jahren 1920 bis 1922 mehrere Titel hervorbrachte. Die Linke Poale-Zion, die sich als eine „jüdische kommunistische Partei“ verstand, suchte den Anschluss an die Komintern. Nach dem Scheitern der Verhandlungen blieb sie eine eigenständige Partei und spielte in der Zwischenkriegszeit vor allem in Polen eine wichtige Rolle und war ein relevanter Faktor für die jiddische Kultur.²²⁴

Eine ähnliche Entwicklung vollzog sich im „Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund für Litauen, Russland und Polen“, kurz „Bund“. Auch ihre galizische Schwesterpartei „Jüdische Sozialdemokratische Partei“ (*ŽPS*) beteiligte sich an den Forderungen der Anerkennung der jiddischen Sprache. Sowohl Bundismus als auch Poale-Zionismus enthielten Forderungen, wie die jüdische Autonomie und die Forderung nach Anerkennung der jiddischen Sprache, die sie teilten. Ein wesentlicher Streitpunkt war aber die Stellung Palästinas.

Kern der Poale Zion-Ideologie war die von Ber Borochow ausgeführte Theorie, wonach die kapitalistische Entwicklung Osteuropas eine Wanderbewegung jüdischer Massen auslösen werde. Ziel für einen Teil der proletarisierten jüdischen Auswanderer werde Palästina sein. Der Poale Zion werde es obliegen, dieses palästinensische Proletariat politisch zu organisieren, den Klassenkampf gegen die Ausbeuter zu führen und die Bildung eines sozialistischen Gemeinwesens in Palästina zu erreichen.

Die jüdische Arbeiterbewegung in der Leopoldstadt und in der Brigittenau beschränkte sich auf kleine Zirkel, die ideologisch eher am linken Rand der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei angesiedelt waren. Judentum war in der Monarchie eine konfessionelle Kategorie und damit an sich kein Thema, mit dem man sich in der sozialdemokratischen Politik befasste. Eine Auseinandersetzung gab es meist nur indirekt, wenn es um den Kampf gegen den Klerikalismus ging oder gegen den Antisemitismus als den „Sozialismus des dummen Kerls“, wie August Bebel ihn bezeichnet hatte. Die Theoretiker der Sozialdemokratie sahen keine Notwendigkeit für eine besondere jüdische Arbeiterpolitik und griffen das Thema eher widerwillig auf. Alle besonderen Aspekte einer jüdischen Arbeiterbewegung, ob sie nun

²²⁴ Vgl. Kassow: *The Left Poalei Zion*, 109-128.

die jüdische Diaspora oder den „Jischuw“ betrafen, waren nach den strikten Definitionen der marxistischen Hauptströmungen und damit auch des Austromarxismus nur Manifestationen eines „kleinbürgerlichen Nationalismus“. Als solche wurde auch der Zionismus politisch bekämpft. Nachdem sich aber auch in Galizien eine eigene jüdische Arbeiterbewegung organisierte, musste man sich mit dieser wohl oder übel auseinandersetzen.

Vor dem Hintergrund des Streites um eine „jüdische Nationalität“ konstituierte sich 1905 der „galizische Bund“. Die Konstituierung dieser Bewegung verläuft also etwa parallel zur Poale Zion und war wohl auch eine Reaktion auf sie. Bundisten und Poale Zion standen in einer andauernden ideologischen Konkurrenz zueinander. Der Krieg legte die offizielle Arbeit dieser jüdischen Arbeiterparteien weitgehend lahm. Die Zensur setzte der Parteipresse zu, wichtige Funktionäre hielten sich im neutralen Ausland auf. An der Basis von Bund und Poale Zion zeigte sich mit der Verschlechterung der Kriegslage eine Radikalisierung. Die Anklage des imperialistischen Krieges und der alten Führungseliten wurde nun ein neuer Bezugspunkt der Linken, auch auf der „jüdischen Gasse“. Die Nachricht von der russischen Oktoberrevolution gab der Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende neuen Auftrieb. Die Hungerrevolten, die sich im Winter 1917/18 mehrten, und Streikbewegungen wie der „Jännerstreik“ von 1918 waren Anzeichen einer Reorganisation der österreichischen Linken. In diesem Kontext trat auch die jüdische Linke wieder stärker in Erscheinung. Eine prominente Persönlichkeit in dieser Phase war der Poale-Zionist Michael Kohn-Eber. Er war Lehrer für Hebräisch und Deutsch und stammte aus Galizien. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges war er in der Poale Zion sehr aktiv. Wegen dieser politischen Tätigkeit wurde er mehrmals verhaftet, so etwa in Zusammenhang mit einem von ihm verfassten und publizierten jiddischen Aufruf zum Jännerstreik von 1918.²²⁵

Von Anfang Juni 1918 datiert der erste Versuch, eine Kommunistische Partei in Wien zu gründen. Eine ideologisch recht buntgemischte Gruppe von 150 Personen organisierte eine Konferenz in Opposition zur sozialdemokratischen Parteiführung. Darunter befanden sich Vertrauensmänner der Wiener Arbeiterschaft, die so genannte „Gruppe Friedländer“, linksradikale Poale Zionisten und Anarcho-Syndikalisten. In der Darstellung der KPÖ-Parteigeschichte wird dieses Treffen als ein gescheiterter Parteigründungsversuch bewertet.²²⁶

²²⁵ Vgl. Lexikoneintrag: *Kohn, Mikhl*, in: *LNYL*, Bd. VII/29.

²²⁶ Vgl. Hans Hautmann: *Die verlorene Räterepublik*, 67f.

Doch lässt sich der Vorgang auch anders interpretieren, nämlich als Manifestation einer linksradikalen Rätebewegung, die noch andere Ziele verfolgte als eine Parteigründung, und die auch nur sehr bedingt in die spätere strikte Kaderpartei KPÖ einging.

Schon bei der Gründung der Ersten Republik, der Republik „Deutsch-Österreich“ am 12. November 1918, hatte die österreichische „Rätebewegung“ sich manifestiert, dabei aber auch sofort organisatorische Schwächen gezeigt. Schon bald darauf deklarierte sich der linke Flügel innerhalb Poale Zion als fester Bestandteil der österreichischen Rätebewegung. Die pro-kommunistische Fraktion der Poale Zion suchte dabei die Zusammenarbeit mit linken Bundisten, den Wiener Vertretern des „Kombund“, die ebenfalls mit der Rätebewegung sympathisierten und die ähnliche Bestrebungen wie die Linke der Poale Zion verfolgten.

Anfang April 1919 schlossen sich Vertreter der *ŽPS*, also des „galizischen Bund“ der „Kommunistischen Partei Deutsch-Österreichs“ (KPDÖ) an. Der Historiker Hans Hautmann meinte in seiner Darstellung der österreichischen Rätebewegung, die *ŽPS* sei die „Sektion Galizien der österreichischen Partei“ der Poale Zion gewesen, und setzt sie damit kurzerhand mit der linken Fraktion in der Wiener Poale Zion gleich. Hautmann meint, dass diese sich damit der KPDÖ angeschlossen habe.

Das ist faktisch unrichtig – die Mitglieder der *ŽPS* waren Bundisten, also von der Poale Zion deutlich abgegrenzt – es bedeutet auch eine wesentliche Verkürzung der Vorgänge sowohl in der Wiener bundistischen Parteiorganisation, als auch in der Poale Zion. In der „Freien Tribüne“ wurde vielmehr der Anschluss der Wiener *ŽPS* im April 1919 an die KPDÖ mit der Begründung, sie hätte damit die „Einheit und Selbständigkeit der jüdischen Arbeiterbewegung“ aufgegeben, heftig kritisiert.²²⁷

Eine Gruppierung der (pro-kommunistischen) Bundisten blieb in Wien bis 1922 als eigenständige Größe in Wien bestehen. Das lässt sich am Fortbestand einer eigenständigen jiddischen Parteipresse in Gestalt der Zeitschrift und des gleichnamigen Verlags „*Der veker*“ ablesen. Die Bundisten kooperierten zwar eng mit den linken Poale Zionisten in den Arbeiterräten und in der Rätebewegung, bestanden aber nach wie vor auf den ideologischen Differenzen, durch die sich auch „linke“ Bundisten und „linke“ Poale-Zionisten weiterhin voneinander abgrenzten. Die Bundisten lehnten das weitere Festhalten der linken Poale Zionisten an der Palästinakolonisation ab. Für die Linke Poale Zion wiederum war der

²²⁷ Vgl. 'Ausweg oder Irrweg?'. In: FT, I. Jg., Nr. 13 (12. April 1919), 4.

Terminus „Bundismus“ geradezu ein Schimpfwort für eine aus ihrer Sicht theoretisch nur schwach begründete Bewegung, die der jüdischen Arbeiterschaft keine klare Perspektive bieten könne.

Tatsächlich begann sich in Wien zu Anfang 1919 innerhalb der Poale Zion eine eigenständige „Linke Poale Zion“ von der „rechten“, sozialdemokratischen und deren Parteiführern, Ber Locker, Adler-Rudel und Saul Sokal, abzugrenzen. Formal hielt man die Einheit der Partei so lange wie möglich aufrecht. Die Aussage, man habe sich inhaltlich, wie Hautmann schreibt, „faktisch der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs an[geschlossen]“, trifft am ehesten auf einen Teil der Kader zu, welche sich zwar schon auf der Linie der Komintern bewegten, aber gleichzeitig immer noch als Vertreter der Linken Poale Zion auftraten, deren organisatorische Eigenständigkeit zumindest bis Sommer 1922 in Wien nachweislich erhalten blieb. Erst nach diesem Sommer sank in Wien diese Gruppierung zwischen KPÖ und inzwischen erneuerter sozialdemokratischer Poale Zion unter die Wahrnehmungsschwelle ab. In Polen blieb aber die Linke Poale Zion, die beanspruchte, die Parteitradition im Geiste Ber Borochovs fortzusetzen, bis in die 1930er Jahre bestehen. Die LPZ-Partei hielt offenbar weiter, im Sinne alter Ansprüche, „Weltverband“ zu sein, ihre Kontakte ins Ausland aufrecht, und Kontaktleute der Partei waren ganz sicher auch in Wien zu finden.

Über die Parteizeitung „Freie Tribüne“, welche mit Jänner 1919 zu erscheinen begann, lässt sich die Entwicklung der Linken Poale Zion in Wien bis zum Sommer 1921 Schritt für Schritt nachverfolgen. Zuerst war man noch durchaus, auf der Basis der Ideen Ber Borochovs und des Parteitheoretikers Max Rosenfeld, auf der Linie der Forderung einer jüdischen Autonomie. Die österreichische Poale Zion arbeitete daher bis zum Sommer 1919 in der Bewegung für einen jüdischen Nationalrat in Österreich mit und forderte in Fortsetzung der vor dem Ersten Weltkrieg entwickelten Konzepte eine Kulturautonomie für die jüdische Minderheit, die sie allerdings mit sozialistischen Inhalten füllen wollte.²²⁸ Grundlage sollte dabei die Umwandlung der Israelitischen Kultusgemeinden in eine säkulare Volksgemeinde sein. Ein dezidiertes Vertreter dieser Autonomieforderungen war Dr. Max Rosenfeld. Sein unerwarteter Tod am 13. Februar 1919, während er auf der Reise zur internationalen Sozialistenkonferenz in Bern Station in Wien machte, war ein schwerer Schlag für die Poale

²²⁸ Siehe dazu: Unsere Losung, in: Freie Tribüne, I. Jg., Nr. 1 (10. Jänner 1919), 1.

Zion-Partei in Österreich und Galizien und beraubte sie eines wichtigen Publizisten und Parteiideologen.²²⁹

Im April 1919 setzte sich die pro-kommunistische Fraktion im Vorstand der Wiener Poale Zion durch. Dabei ist nochmals zu unterscheiden zwischen dem „Weltverband“ der Poale Zion und der Wiener Parteiorganisation, die sie sich in der „Freien Tribüne“ äußerte. Die Basis der Wiener Organisation war nicht unbedingt mit der Tendenz des Weltverbandes im Einklang. Sehr schnell wurde aber klar, dass dieser Linksruck der Beginn einer Parteispaltung war, auch für die Wiener Partei. Dies lässt sich aus einer Äußerung in der „Freien Tribüne“ vom 25. April 1919 ablesen, in der eine klare Distanzierung der Vertreter der Linken, das waren die Genossen [Moses?] Liwschitz, Alexander [=Chaschin] und Hersch Nagler, von den Vertretern der Rechten, nämlich [Saul] Sokal, [Salomo Adler-]Rudel und [Mendl] Singer, zu finden ist. Die erstgenannte Dreiergruppe der Linken übernahm die Parteiorganisation und damit das Sprachrohr der Wiener Parteiorganisation, die „Freie Tribüne“.

Ab dem fünften Parteitag der Poale Zion im April 1919 verfolgte der von der Linken dominierte Weltverband der Poale Zion die Strategie, als eigenständige jüdische kommunistische Partei in die Komintern einzutreten. Die Verhandlungen über Bedingungen des Beitrittes der PZ zur Komintern zogen sich letztlich über mehrere Jahre hin. Was sich international manifestierte, wiederholte sich auch auf der lokalen Ebene. Eine KP(D)Ö, die erst im Aufbau ihrer Strukturen war, konnte die schon bestehenden jüdischen Arbeiterparteien nicht ohne weiteres zur Selbstaufgabe bewegen oder umstandslos vollständig absorbieren. Dem Beitritt unter den Bedingungen, die von der Komintern vorgegeben wurden, standen zu viele festgefügte ideologische Positionen entgegen, die erst in langen Verhandlungen modifiziert werden mussten. Einer der Kernpunkte der Verhandlungen war dabei letztlich die Palästinafrage.

Die ideologischen Diskussionen in den Artikeln der „Freien Tribüne“, die in einem polemischen Ton geführt wurden, drücken die Suche nach einer „jüdischen proletarischen Politik“ unter völlig neuen Bedingungen aus, deren Konturen sich auch erst allmählich abzeichneten. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, dass in der sich als „kommunistisch“ verstehenden radikal linken Bewegung zwar die Erfolge der Bolschewiki Russlands einen

²²⁹ Vgl. [Nachruf]: Max Rosenfeld, in: Freie Tribüne, I. Jg, Nr. 6 (14. Februar 1919), 1.

wichtigen Referenzpunkt darstellten, man aber doch auch eigene politische Traditionen hatte. Solidaritätserklärungen für Sowjetrußland waren bezeichnend für die Linie der „Freien Tribüne“.

Die „Linken“ der Poale Zion erklärten, Teil der kommunistischen Bewegung zu sein, aber sie blieben fürs Erste einmal auch Teil einer jüdischen Bewegung, die anstrebte, sich als eigenständige Größe in die Komintern einzubringen – der Weltorganisation der Poale Zion. Sie akzeptierten auch nicht die angebotene „Jewsekzija“-Lösung, die bedeutete hätte, dass sich jüdische Kommunisten innerhalb der jeweiligen kommunistischen Landesparteien als jüdische Sektionen organisieren sollten. Die Linke Poale Zion wollte eine eigenständige Größe innerhalb der Komintern bleiben.

Der Knackpunkt in den Verhandlungen mit der Komintern war aber die Palästinapolitik. Ohne den Punkt Palästina im Programm sei die gesamte Politik der Poale Zion nichts anderes als eine Neuauflage des „Bundismus“ in kommunistischem Gewand, erklärte Michael Kohn-Eber 1919 in der „Freien Tribüne“ und kritisierte heftig Genossin Malke Schorr, die sich offenbar als in dieser Frage nachgiebiger gegenüber den Komintern-Forderungen gezeigt hatte. Erst später schwenkte er ebenfalls auf die von ihm früher kritisierte Position um und akzeptierte die Komintern-Forderungen.

Das Beharren der Linke Poale Zion auf einen, wenn auch als „revolutionärer Kampf“ definierten Zionismus innerhalb der kommunistischen Bewegung ist vor dem Hintergrund der Suche nach der außenpolitischen Rolle Sowjetrußlands zu sehen. Auf der „Konferenz der orientalischen Völker“ in Baku, an der Kohn-Eber als Delegierter teilnahm, betonte man, dass die Oktoberrevolution Beginn einer antiimperialistischen Bewegung war. Damit sei Rußland an die Seite der gegen den Kolonialismus kämpfenden Völker getreten. Für die Linke in der Poale Zion eröffnete dies die Möglichkeit, eine eigene Palästinapolitik zu formulieren, mit der man sowohl der zionistischen Idee der Gründung einer jüdischen Heimstätte in Palästina wie auch der Sache der Revolution Rechnung zu tragen glaubte. Die Transferierung jüdischer Proletarier nach Palästina und deren gemeinsamer Kampf mit dem arabischen Proletariat gegen den britischen Imperialismus wurde zur Voraussetzung eines sozialistischen Arbeiterstaates in Palästina erklärt. Die Komintern wiederum hatte ebenfalls ein Interesse daran, die Verhandlungen mit der Linken Poale Zion in die Länge zu ziehen. Sie sah in dieser

Bewegung vor allem ein Reservoir potenzieller kommunistischer Kader in Palästina.²³⁰

Im Frühjahr 1919 begann auch in Wien ein „jüdischer Kommunismus“ Gestalt anzunehmen, der von der Geschichtsschreibung der KPÖ weitgehend ignoriert worden ist. Was sich innerhalb der jüdischen Gruppierungen abspielte, blieb außerhalb ihres Referenzrahmens. Da die Teilnehmer an diesen Diskussionen, die später den Weg zur Kommunistischen Partei fanden, akzeptierten, dass es sich hier um eine „ideologische Verirrung“ gehandelt hatte, die man besser auf sich beruhen ließ, waren auch überlebende Zeitzeugen später kaum bereit, über diese Geschichte des jüdischen Linksradikalismus Auskunft zu geben.

3.1.2 Jüdischer Kommunismus in Wien: 1919/20

Für den 1. Mai 1919 haben wir einen Hinweis auf die Mobilisierungskapazität der jüdischen Arbeiterbewegung. Für diese Maidemonstration ruft die kommunistische Bewegung zu einer eigenen Demonstration auf, Sammelpunkt war vor der Votivkirche. 1.200 von insgesamt 8.000 DemonstrantInnen brachte dabei die jüdische Linke ein. Auch wenn die PZ sich diese Zahl zugutehält, muss man dabei wohl auch mit (kommunistischen) Bundisten und Vertretern anderer Richtungen (etwa Anarchisten) rechnen. Eine eigenständige Organisation der jüdischen Arbeiterschaft lässt sich aus der Mitteilung der "Freien Tribüne" ablesen, wonach sich bei der Ferdinandsbrücke²³¹ der Zug der Poale Zionisten vom allgemeinen Demonstrationzug ablöste, die Praterstraße hinunter zum Praterstern marschierte, wo „Genosse Alexander noch vom Sockel des Tegetthoffmonumentes eine anfeuernde Rede hielt“, ehe die Versammlung sich auflöste.²³²

Die detaillierte Beschreibung einer Mai-Demonstration von Wiener jüdischen Arbeiterinnen und Arbeitern, die sich in einer Erzählung von A. M. Fuchs findet, lässt vermuten, dass der Aufmarsch eines eigenen Blocks jüdischer Arbeiter und Arbeiterinnen bei

²³⁰ Das Verhältnis der Komintern zur Palästinafrage war komplex. Vgl. dazu Mario Offenber: *Kommunismus in Palästina*, Meisenheim am Glan 1975, wo detailliert (wenn auch mit orthodox-marxistisch-leninistischer Wertung) die Entwicklung der Kommunistischen Partei Palästinas aus Abspaltungen der LPZ dargestellt wird. Zu einer mit Komintern-kritischer Haltung geschriebenen Darstellung vgl. Mario Keßler: *Die Komintern und die jüdische Frage*, in: [ders.]: *Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus*, Mainz 1994, 40-65.

²³¹ Diese Brücke über den Donaukanal wurde 1919 in "Schwedenbrücke" umbenannt.

²³² Vgl. 'Unser Maifest', in: FT, I. Jg., Nr. 17 (10.5.1919), 3.

Mai-Demonstrationen auch noch in späteren Jahren üblich war. „Man trägt rote Fahnen, man ruft Freiheit und Freundschaft und man singt feierlich dieselben Arbeiterlieder, aber in der vertrauten jiddischen Sprache“ heißt es bei A. M. Fuchs.²³³ Er gibt damit einen Eindruck von der Festkultur des Wiener jüdischen Proletariats, in der die internationalen Arbeiterlieder auf Jiddisch offenkundig ein zentraler Bestandteil waren.

Die Entstehung der (letztlich kurzlebigen) Räterepubliken in Ungarn und Bayern trug ebenso wie Berichte über Erfolge der Roten Armee dazu bei, die politische Atmosphäre zwischen Links und Rechts aufzuladen. Entgegen verbreiteten Erwartungen des Zusammenbruchs konnten die russischen Bolschewiki in diesem Sommer ihr Regime stabilisieren und ihren Machtbereich erweitern. In diesem Zeitraum vollzog sich auch die Linkswendung eines bedeutenden Teils der Poale Zion. Die Linke Poale Zion unterstützte die Räteregierungen. Der Fortgang der Parteispaltung und die Radikalisierung der Linken in der Wiener Poale Zion lassen sich anhand der Beiträge des Parteiorganes „Freie Tribüne“ nachverfolgen.

Einen kleinen Einblick in die Situation auf lokaler Ebene gewährt eine Notiz der "Freien Tribüne" über die Vollversammlung der Bezirks-Arbeiterräte Brigittenau am 23. Dez. 1919. Von den zwölf Sitzen der Exekutive gingen dabei drei an Kommunisten, einen Platz teilten sich die beiden jüdischen Fraktionen „Bund“ und „Poale Zion“.²³⁴ Es handelte sich also offenkundig um die linken Fraktionen der beiden Gruppierungen, die den Gedanken der „Räterepublik“ unterstützten, die auch gemeinsam agierten, trotzdem aber ihre organisatorische Eigenständigkeit beibehielten. Die Differenzen zwischen linken Poale Zionisten und linken Bundisten waren also mit dem gemeinsam angestrebten Ziel der sozialen Revolution und zur Errichtung einer Räterepublik noch nicht beigelegt.

Zugleich zeichnete sich eine fortschreitende Spaltung der PZ-Parteiorganisation in den linken, pro-kommunistischen, und rechten, sozialdemokratischen Gruppierungen ab. Ein „Organisationsbüro der linken Poale Zion“ wurde gegründet, das sich für den schnellstmöglichen Eintritt in die Komintern einsetzte und dazu die pro-kommunistischen Fraktionen innerhalb der Poale Zion zusammenzufassen und den so gebildeten

²³³ Vgl. Fuchs: Die kleine Manje, in Soxberger: Nackte Lieder, 82.

²³⁴ Vgl. 'Brigittenau', in: FT, II. Jg. Nr. 1, (3. Jänner 1920), 4.

kommunistischen Verband in die Komintern führen sollte.²³⁵ Diesem „Organisationsbüro“ gehörten Alexander Serpow, Hersch Nagler und Ignaz Kandel an. Damit war die Spaltung der Poale Zion in eine pro-kommunistische und eine sozialdemokratische Parteiorganisation schon faktisch vollzogen.²³⁶

Als äußeres Zeichen des Aufbaus einer eigenständigen linken Parteiorganisation begann die „Freie Tribüne“, eine Beilage mit „Mitteilungen des Organisationsbüros“ in Deutsch und Jiddisch zu publizieren, in der organisatorische Fragen der Arbeit des Organisationsbüros und programmatische Grundsatzfragen behandelt wurden. Damit ging auch eine faktische Aufwertung des Jiddischen einher, da es als verbindende Parteisprache zwischen den verschiedenen linken Poale Zion Gruppen diente.

Im Frühjahr 1920 ging Hersch Nagler nach Polen und wurde dort, offenbar in Zusammenhang damit, dass er dort die Linie des „Organisationsbüros“ vertrat, als kommunistischer Agitator verhaftet und zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde aber aufgrund einer massiven Solidaritätskampagne für ihn nicht vollstreckt und es kam zu seiner Freilassung im Juni 1921, nach der er als Delegierter an der 3. Konferenz der Kommunistischen Internationale (Komintern) teilnahm. In der Folge erwies sich Nagler in der Linke Poale Zion als konsequenter Vertreter der von der Komintern vorgegebenen Linie.²³⁷

Vom 27. Juli bis 14. August 1920 fand in Wien der 5. Weltkongress der Weltunion der Poale Zion statt, der erste nach dem Krieg. Eine knappe Mehrheit unterstützte dort die Resolution von Serpow für einen Beitritt zur Komintern. Damit spaltete sich die Bewegung in Linke und Rechte. Beide Richtungen hielten ab diesem Punkt getrennte Parteitage ab. Die Rechten waren gegen die Verhandlungen mit der Komintern und für den Verbleib in der zionistischen Bewegung. Innerhalb der Linken Poale Zion war man zwar über den Beitritt einig, aber nicht über die Konditionen. Nur eine Minderheit war zu diesem Zeitpunkt bereit, auf den Punkt der Palästinakolonisation im Programm zu verzichten. Auch die Linke Poale Zion blieb also bis zu einem gewissen Maße zionistisch, obwohl Vertreter der Kominternlinie, wie Merson aus Palästina, auf dem Kongress bereits massiv für die antizionistische Linie eintraten.²³⁸

²³⁵ Vgl. Freie Tribüne, II. Jg., Nr.1, (3.Jänner 1920), 2.

²³⁶ Vgl. *Nir-Rafalkes: Vanderungen II*, 194-196.

²³⁷ Die FT berichtete ein ganze Jahr lang immer wieder über diese Kampagne für Nagler.

²³⁸ Vgl. *Nir-Rafalkes: Vanderungen II*, 194-196.

Auf dem 2. Kominternkongress im selben Jahr sollte das Beitrittsansuchen der Linken Poale Zion behandelt werden, deren Vertreter dazu eigens nach Moskau reisten. Als Vertreter der Gruppe, die für die Fortsetzung der so genannten Palästinaarbeit eintrat, reiste Nir-Rafalkes mit der Delegation. Die Antwort des Exekutivkomitees der Komintern an die Linke Poale Zion war hinhaltend. Faktisch gab man den Vertretern des pro-Komintern-Flügels den Auftrag mit, die Reste des zionistischen Gedankenguts in ihrer Bewegung zu liquidieren und für den bedingungslosen Beitritt zur jeweiligen kommunistischen Landesorganisation einzutreten. Im Parteijargon der Linken Poale Zion wurde diese Gruppe daher „Liquidatoren“ genannt. Diese sollten in weiterer Folge in Wien eine wichtige Rolle spielen.

Die ideologischen Kämpfe der Linke Poale Zion drückten sich auch in der Neugründung von Parteizeitungen aus. Am 10. September 1920 erschien in Wien erstmals die Zeitschrift „*Yedies fun'm alveltlikhn yudishn sotsialistischen arbeyter-farband Poyle-Tsien*“, herausgegeben von Rubin Glücksmann. Die Linken beanspruchten auch nach der Parteispaltung der Poale Zion von 1919, die Mehrheit der Partei zu repräsentieren, und behielten vorerst den Namen „Jüdische Sozialistische Arbeiterpartei Poale Zion in Österreich“ bei. Die „*Yedies*“ von Rubin Glücksmann sind mit Nummer 9-10 am 18. März 1921 zum letzten Mal nachweisbar.²³⁹ Ab November 1920 publiziert die Linke Poale Zion auch ein jiddisches Parteiorgan, „*Avangard*“, welche das teils Deutsch, teils Jiddisch gehaltene Beiblatt zur „Freien Tribüne“, das bis dahin über den Stand der ideologischen Debatten informiert hatte, ablöste.

3.1.3 Jüdischer Kommunismus in Wien: 1921/22

Die Konsequenz des Scheiterns der ersten Beitrittsverhandlungen war also, dass sich eine weitere Spaltungstendenz innerhalb der LPZ-Weltbewegung zeigte: die „radikale Linke“ war dafür, sich den Bedingungen der Komintern zu unterwerfen, welche auf eine faktische Auflösung der eigenständigen Parteiorganisationen hinausliefen. Die nun innerhalb der Linke Poale Zion als der „rechte Flügel“ bezeichnete Majorität lehnte unter diesen Voraussetzungen weitere Beitrittsverhandlungen ab. Man orientierte sich an der von Friedrich Adler initiierten Internationalen Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien, (ISAP, der so genannten

²³⁹ Vgl. Jacobs: *Written Out*, 184, Fn. 23.

„Zweieinhalbten Internationalen“), die verschiedene linksozialistische Parteien vereinigte, die einen Brückenschlag zwischen Zweiter und Dritter Internationale versuchten. Diese Parteien hielten am 27. Februar 1921 einen Kongress in Wien ab, an dem sich auch Vertreter der Linken Poale Zion beteiligten.²⁴⁰

Das Jahr 1921 brachte nochmals neue Bewegung in die Beitrittsverhandlungen mit der Komintern. Eine Rolle spielte offenkundig das Ende des polnisch-sowjetischen Krieges. Damit stabilisierte sich die politische Landkarte Osteuropas und die Rahmenbedingungen der Komintern-Politik änderten sich. Für 1921 ist interessanterweise auch ein Hinweis darauf zu finden, dass die KPÖ versuchte, jiddischsprachige Kommunisten in Jiddisch anzusprechen. In diesem Jahr publizierte der kommunistische „Verlag der Arbeiterbuchhandlung“ eine jiddische Übersetzung der Resolution des 2. Komintern-Kongresses und kündigte das Erscheinen weiterer jiddischer Übersetzungen von Werken führender russischer Kommunisten an.²⁴¹ Man reagierte damit offenbar auf die Richtungskämpfe in der Linken Poale Zion, indem man jiddisches Agitationsmaterial zur Verfügung stellte.

Die größte Schwierigkeit für den Beitritt bestand dabei in der Palästina-Frage. Man meinte von Seiten der Linken Poale Zion, dass ein wesentlicher Rest des Borochowschen Programms in ein kommunistisches Parteiprogramm übersetzt werden könnte. Das Verbandsbüro des „Jüdischen Sozialistischen Arbeiterverbands Poale Zion“ richtete im April 1921 in diesem Sinne eine Denkschrift an das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, in der ihr Standpunkt nochmals dargelegt wurde.²⁴² Die Komintern war aber weiter gegen den Beitritt der Linken Poale Zion als eigenständige jüdische kommunistische Parteiorganisation, erlaubte jedoch auf Empfehlung Karl Radeks die Teilnahme einer P.Z.-Delegation mit beratender Stimme am 3. Kongress der Komintern in Moskau (22. Juni-12. Juli 1921).²⁴³ Am 26. August 1921 veröffentlichte das Exekutiv-Komitee der Kommunistischen Internationalen (EKKI) schließlich eine Erklärung, welche auf die definitive Ablehnung der zentralen These des „Borochowismus“ hinauslief, wonach als Folge der jüdischen

²⁴⁰ Vgl. Herbert Steiner: Die Internationale Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (II 1/2. Internationale) 1921–1923. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. 1/1991, Berlin 1991, 13–24.

²⁴¹ *Der tsveyter kongres funem komunistishen internatsional. Tezishn, shtatutn un manifest. Farlag fun der arbeyter-bukhhandlung.* Wien 1921, 139 S. Druck: "Zentral"-Buchdruckerei Hoyer, Wien. IX., Liechtensteinstraße 3. (Bestand: Bibliothek JMW).

²⁴² Vgl. Freie Tribüne, III. Jg, Nr.21-22 (23. Juli 1921), 1-3.

²⁴³ Vgl. Mario Offenbergl: Kommunismus in Palästina, 128.

Wanderbewegungen eine Konzentration der jüdischen Massen in Palästina unabdingbar sei. Diese Konzeption wurde als „reformistische nationalistische Utopie“ abgelehnt.²⁴⁴ Diese Erklärung vertiefte die ideologische Krise innerhalb der Linken Poale Zion, und die verschiedenen Parteigruppen verstrickten sich immer weiter in Flügelkämpfe.

In Wien stellte nach Publikation der Erklärung des EKKI die "Freie Tribüne" für einige Wochen ihr Erscheinen ein, wohl ein Zeichen dafür, dass die Parteiorganisation in eine besonders kritischen Phase ihrer Reorganisation stand.²⁴⁵ Bei ihrem Wiedererscheinen im Herbst 1921 deklarierte sich die "Freie Tribüne" nun als Organ der „J.K.P.Ö. - Jüdische Kommunistische Partei Österreichs“, was auf eine Übereinstimmung mit den vom „Weltverband Poale Zion“ gefassten Beschlüssen hinweist, wonach man sich als Teil der kommunistischen Bewegung verstehe. Nach wenigen Nummern wurde die „Freie Tribüne“ dann allerdings endgültig eingestellt.

Die Auseinandersetzung mit den EKKI-Forderungen, die in den einzelnen Parteien des Weltverbandes der Linken Poale Zion noch bis Sommer 1922 andauerten, fanden ihren Niederschlag anscheinend auch in der Wiener LPZ-Parteiorganisation. Ab dem Herbst 1921 zeichnete sich als Reaktion auf die EKKI-Ablehnung der Zerfall in zwei Gruppierungen ab, von denen jede für sich beanspruchte, die „Jüdische Kommunistische Partei Österreichs“ zu vertreten. Eine Fraktion vertrat die Annahme der Forderungen, die andere den Standpunkt der LPZ-Weltorganisation und ihres „Verbandsbüros“, wonach man immer noch mit einem Einlenken der Komintern in der Palästinafrage rechnen könne und ein Beitritt als Verband jüdisch-kommunistischen Parteien zur Komintern möglich sein werde. Dementsprechend wollte diese Fraktion die Verhandlungen mit der KPÖ auf Basis eines vom Verbandsbüro aufgestellten „Aktionsprogrammes“ weiterführen – im Parteijargon wurde dies (verwirrenderweise) die „Anschlussaktion“ genannt. Diese Anschlussaktion dauerte dann noch bis zum Danziger Parteitag des Weltverbandes der Linken Poale Zion im Sommer 1922.

3.1.4 Der Danziger Parteitag der „Linken Poale Zion“ 1922

Die VI. Weltkonferenz der Linke Poale Zion in Danzig im Sommer 1922 sollte die sich

²⁴⁴ *Nir-Rafalkes: Vanderungen II*, 251-253; Offenberg: *Kommunismus*, 135;

²⁴⁵ Die Doppelnummer 21-22 erschien am 23. 7. 1921, die nächste (Nr. 23) erst wieder am 1.10. Die letzte belegte Ausgabe (Nr. 24) dieses III. Jahrgangs der FT erschien am 15. November 1921.

hinziehende „Anschlussfrage“ endgültig entscheiden. Tendenziell zeichnet sich schon vor der Konferenz eine Ablehnung der EKKI-Forderungen ab, der Knackpunkt war dabei die Palästinafrage. Auf der Danziger Konferenz behielten schlussendlich die Gruppen, die letztlich gegen die Aufgabe des Punktes Palästina im Parteiprogramm und damit gegen die Annahme der EKKI-Forderungen stimmten, die Mehrheit.²⁴⁶ Der „Jüdische Kommunistische Verband (Poale Zion)“ trat also nicht der Komintern bei, sondern blieb als eine eigenständige Organisation bestehen. Vor allem in Polen konnte die Linke Poale Zion im jüdischen politischen Leben eine Rolle spielen, insbesondere, weil eine Gruppe junger Intellektueller in ihr das Erbe von Ber Borochow fortführte.²⁴⁷

Die Entwicklung innerhalb der Parteiorganisation in Wien 1922 ist daher vor dem Hintergrund der oben dargestellten Entwicklung des Weltverbandes Linke Poale Zion zu sehen. Aus Sicht des Weltverbandes, der von Nir-Rafalkes geführt wurde, beherrschte ab 1920 die „harte Linke“, die sich für eine bedingungslose Annahme der Komintern-Forderungen aussprach, die Wiener Szene.²⁴⁸ Die Vertreter der Linie des "Verbandsbüros" gaben sich nicht sofort geschlagen, und die Vorbereitungen auf den Parteitag im Sommer 1922 verliefen in der Wiener Organisation auch dementsprechend turbulent. Ein Hinweis darauf findet sich in einer Publikation, die Rubin Glücksmann nach dem Danziger Parteikongress herausgab. Unter dem Titel: „Freie Tribüne (Zweite Folge)“ und dem Untertitel „Monatsschrift der Jüdischen Kommunistischen Partei Österreichs“ versuchte Rubin Glücksmann offensichtlich, an den Titel, den die Zeitschrift vor Einstellung des Erscheinens im Herbst 1921 getragen hatte, anzuschließen.²⁴⁹ Obwohl ein Wiedererscheinen als „Monatszeitschrift“ angekündigt wurde, ist zweifelhaft, dass nach der vorliegenden „Nr. 1, Wien, 20 Juli 1922, IV. Jahrgang“ noch eine weitere Nummer erschien, und ob man eine tatsächliche Erneuerung der Zeitschrift ins Auge fasste.

Eventuell verwendete Glücksmann den Zeitschriftennamen auch nur, um eine Broschüre über die Positionen der Linke Poale Zion nach dem Parteitag von Danzig zu publizieren. Unter der Überschrift „Partei-Chronik“ stellte er die Vorgänge bei den Wahlen im

²⁴⁶ Vgl. *Nir-Rafalkes: Vanderungen II*, 297-213.

²⁴⁷ Vgl. Kassow: *The Left Poale Zion*, 113f.

²⁴⁸ Vgl. *Nir-Rafalkes: Vanderungen II*, 193-194.

²⁴⁹ *Freie Tribüne*, Nr. 1, Wien, 20 Juli 1922, IV. Jahrgang. Dank an Dr. Evelyn Adunka für den Hinweis auf die von ihr in der HNUL aufgefundenen Exemplars der Zeitschrift (bzw. Broschüre) und die Überlassung von Kopien.

Vorfeld der VI. Weltkonferenz der Linken Poale Zion dar, bei denen zwei österreichische Vertreter bestimmt werden sollten. Dabei eskalierte der Fraktionsstreit in der „Jüdischen Kommunistischen Partei Österreichs“. Insbesondere Hersch Nagler und Michael Kohn[-Eber] wurden von Glücksmann beschuldigt, sie hätten versucht, die Wahl der Delegierten, die im Jüdischen Arbeiterheim in der Blumauergasse stattfand, zu sabotieren. Nagler habe der Wahlkommission die Wahllisten „entrissen und zerrissen“. Gleichzeitig habe Michael Kohn versucht, mit nicht der Partei zugehörigen Personen gewaltsam ins Arbeiterheim einzudringen und es so für die „Linken“ zu übernehmen. Der Wahlleiter löste daraufhin die Wahlversammlung auf.²⁵⁰

In weiterer Folge wurde ein Mitgliederreferendum angesetzt, um über die Richtung der JKPO (LPZ) zu entscheiden. Nach Darstellung Glücksmanns stimmten zwei Drittel der Mitglieder für die Stellung des Verbandes und der Parteileitung und damit gegen die Fraktion von Nagler und Kohn-Eber. Diese beiden wurden daraufhin mit sieben weiteren, von Glücksmann nicht genannten Personen aus der Partei ausgeschlossen. Diese Gruppe konstituierte sich daraufhin als „Aktionskomitee“, das beanspruchte, für die „Jüdische Kommunistische Partei“ zu handeln. Die Größe der Anhängerschaft dieser Gruppe beziffert Glücksmann mit „etliche und sechzig“.²⁵¹

In Wien wurde der Streit um die politische Ausrichtung der Linken Poale Zion also zwischen zwei Gruppen geführt, die unterschiedliche Schlüsse aus den Forderungen der Komintern gezogen hatten. Beide verstanden sich als „kommunistisch“ und argumentierten prinzipiell für den Eintritt in die KPÖ. Die eine Gruppe, die vom Trio Michael Kohn-Eber, Hersch Nagler und Malke Schorr geführt wurde, war aber offenkundig bereit, die Linke Poale Zion in Österreich in Übereinstimmung mit den EKKI-Forderungen in die KP zu überführen, was die Aufgabe jeder organisatorischen Eigenständigkeit enthielt, und beanspruchte für sich 1922, für die „Jüdische Kommunistische Partei“ zu handeln. Dagegen stand aber eine Fraktion, die sich für weitere Verhandlungen mit der Komintern aussprach, um diese doch noch von den in Danzig formulierten Positionen, vor allem in der Palästinafrage, zu überzeugen.

Es wird aus den Quellen nicht völlig klar, welche der beiden Gruppen mit den bei Max

²⁵⁰ Vgl. Freie Tribüne, (2. Folge, 20. Juli 1922), 31.

²⁵¹ Vgl. ebd., 31f.

Neugröschel erwähnten so genannten „*Yevsekes*“ in der Linken Poale Zion Wiens, also Anhänger einer "Jüdischen Sektion" in der Kommunistischen Partei nach dem Vorbild der "*Yevseksiya*" in Russland, gleichzusetzen ist.²⁵² Ein Hinweis auf diese Gruppierung ist die Formulierung des Herausgeber der „Freien Tribüne“ Rubin Glücksmann, wonach die J.K.P.Ö zwar einerseits ein „organischer Teil der kommunistischen Bewegung“ sein wollte und er gleichzeitig auch dafür eintrat, „daß die jüdische Arbeiterschaft Wiens zur Jüdischen Sektion der Kommunistischen Partei Österreichs organisatorisch zusammengefaßt werde“.²⁵³ Diese Forderung hatte bis Sommer 1922 laut Glücksmann in der J.K.P.Ö. eine Zweidrittelmehrheit hinter sich.²⁵⁴

Die im selben Artikel von Glücksmann getroffene Aussage, wonach die im Sommer 1922 aus der J.K.P.Ö. ausgeschlossenen neun Personen der Führungsgruppe der Pro-Komintern-Richtung „etliche und sechzig“ Anhänger gehabt hätten, stellt in diesem Zusammenhang eine interessante Zahlenangabe dar. Falls man also von rund siebzig Anhängern des „Aktionskomitees“ auf die Stärke des verbleibenden Restes, also jener zwei Drittel, die weiterhin die Linie des LPZ-Verbandsbüro unterstützten, schließen darf, hatte die JKPO in Wien des Jahres 1922 etwas über 200 Parteiaktivisten und –aktivistinnen. Der nach der neuerlichen Spaltung in diesem Sommer verbliebene Rest umfasste damit rund 130 Mitglieder. Auch wenn Glücksmann die eigene Fraktionsstärke etwas übertrieben haben mag, kommt die von ihm genannte Zahl doch in die Nähe der Angaben des LPZ-Funktionärs Nir-Rafalkes, wonach die Linke Poale Zion in Wien in den 1920er Jahren etwa 100 Mitglieder umfasst habe.²⁵⁵ Mitglieder sind dabei als stimmberechtigte Parteimitglieder zu verstehen, es handelte sich also nicht nur um bloße Sympathisanten und Sympathisantinnen, sondern um den harten Kern der in der Partei Aktiven.

Das genannte Zahlenverhältnisse macht das Vorgehen der "Liquidatoren" Schorr, Nagler und Kohn-Eber auch verständlicher. Bei einer solchen geringen Mitgliederanzahl waren die Kräfteverhältnisse der beiden Fraktionen relativ ausgeglichen, vor allem, wenn man davon ausgeht, dass ein Teil der Funktionäre noch unentschieden war. Die Entscheidung über die weitere Richtung der Parteiorganisation konnte also schon durch Mobilisierung einer

²⁵² Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 388.

²⁵³ Vgl. *Freie Tribüne*, (Zweite Folge, 20. Juli 1922), 2.

²⁵⁴ Vgl. ebd., 32.

²⁵⁵ Vgl. *Nir-Rafalkes: Vanderungen II*, 221.

relativ kleinen Anzahl von Aktivisten entschieden werden.

Jedenfalls dürfte aber der Versuch, die Vertreter der Komintern-Fraktion als führende Gruppe der J.K.P.Ö. (LPZ) in Wien durchzusetzen, gezeigt haben, dass ein beträchtlicher Teil der Organisation auch 1922 nach wie vor nicht bereit war, die eigene Identität um des Beitritt zur KPÖ willen völlig aufzugeben. Bemerkenswert ist der deutliche Hinweis Glücksmanns, dass die JKPÖ in die Kommunistische Partei auch eine Infrastruktur einzubringen hatte. Seiner Meinung nach ging es den „Liquidatoren“ nicht nur um ideologische Positionen, sondern auch um die Eroberung der „Localitäten und wirtschaftlichen Institutionen der Jüdischen Kommunistischen Partei Oesterreichs“.²⁵⁶

Zweifellos spielten bei den Verhandlungen mit den Poale Zionisten die taktischen Interessen der KPÖ einerseits wie auch die der jüdischen Kommunisten andererseits eine Rolle. Die KPÖ musste für ihren Aufbau natürlich sowohl an einer personellen Stärkung durch Kader der linken PZ wie auch dem Parteivermögen und der Infrastruktur, wozu auch das Arbeiterheim in der Blumauergasse gehörte, interessiert sein.

Bezeichnend ist, wie Glücksmann diese dadurch in der KPÖ zu denunzieren versuchte. Er tat das, indem er feststellte, die Gruppe der „Liquidatoren“ der Linken Poale Zion in Wien werde angeführt durch die

heilige Dreifaltigkeit dieses Aktionskomitees, bestehend aus dem ehemaligen Sekretär des bürgerlich zionistischen Palästinaamtes Dr. Hersch Nagler, dem gewesenen zionistischen Burschenschaftler Michel Kohn-Ebner [sic] und dem ehrwürdigen Fr. Malke Schor [sic!], ehemaliges Mitglied des jüdischen Nationalrates.²⁵⁷

Vertreter der Linken Poale Zion in Wien versuchten also noch im Sommer 1922, sich als „bessere Kommunisten“ als ihre Genossen, die bereits den Weg zur KPÖ gefunden hatten, darzustellen. Trotz dieser harten Verbalattacken auf die Liquidatorengruppe offenbart gerade dieser Appell an die KPÖ, man möge nicht auf die Parteispalter des „Aktionskomitees“ hören, eher die Schwäche der sich als „Mehrheit“ definierenden Gruppe der Linken Poale Zion in Wien. Mit dem Abflauen der revolutionären Stimmung in Österreich fand sie sich offenbar in einer isolierten Position zwischen KPÖ und sozialdemokratischer Poale Zion wieder. Wenn Glücksmann betont, die J.K.P.Ö stehe „als organischer Teil der kommunistischen Bewegung Österreich [...] wie bisher Treu [sic!] zur Fahne des Kommunismus“ und werde auch „an der

²⁵⁶ Freie Tribüne, (Zweite Folge, 20. Juli 1922), 32.

²⁵⁷ Ebd., 31f.

Seite der K.P.Ö. und gemeinsam mit ihr, für die Losungen der Komintern kämpfen; wie bisher werden wir die K.P.Ö. und ihre Aktionen stets nach Kräften unterstützen“²⁵⁸, so ist das wohl ein Bündnisangebot, das bereits zu spät kam. Während man parteiintern noch um die Beitrittsbedingungen zur Komintern stritt, hatte eine Gruppe, für die Nagler, Kohn-Eber und Schorr exemplarisch stehen, sich für eine Komintern-Karriere qualifiziert und die kleine Welt der jüdischen Arbeiterbewegung in Wien mehr oder weniger hinter sich gelassen.²⁵⁹ Auf der anderen Seite konsolidierte sich bereits die sozialdemokratische, „rechte“ Poale Zion, die sich an Zionismus und Sozialismus orientierte. Zwischen der Option des Beitritts zur KPÖ und der Auswanderung – aus ökonomischen Gründen oder auch, weil man aus Überzeugung „Alija“ machte – verlor die Linke Poale Zion in Wien offenbar zunehmend ihre soziale Basis.

3. 2 Die Linke Poale Zion und das Jiddische

3.2.1 Jiddisch im Parteileben der Linken Poale Zion

Die Haltung zur jiddischen Sprache stellte Anfang der 1920er Jahre für die Poale Zionisten und auch die Bundisten ein wichtiges Merkmal der Abgrenzung von „links“ und „rechts“ innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung dar. Jiddisch galt als „proletarisch“, Hebräisch war „bürgerlich-nationalistisch“ oder auch „klerikal“. Auch in Wien scheint dieser ideologische Konflikt, sozusagen in verkleinertem Maßstab, die jüdische Arbeiterbewegung bestimmt zu haben.

Obwohl die „Freie Tribüne“ eine deutschsprachige Zeitschrift war, die sich vor allem politischen Fragen widmete, kamen auch gelegentlich kulturelle Fragen zur Sprache. Vor allem dem ersten Jahrgang 1919 lässt sich eine eindeutige kulturpolitische Linie der linken Poale Zionisten in Wien entnehmen. Wir finden darin Aussagen über die Notwendigkeit einer eigenen proletarischen Kulturbewegung und den Ruf nach Bildungsarbeit unter dem jüdischen Proletariat.

²⁵⁸ Ebd., 32.

²⁵⁹ Malke Schorr wurde Kominternmitarbeiterin und überlebte den Zweiten Weltkrieg in Moskau. Hersch Nagler ging 1923 in die Sowjetunion und arbeitete im Volkskommissariat für Finanzen. 1945 kehrte er nach Österreich zurück, vgl. Hautmann: Verlorene Räterepublik, 167. Michael Kohn-Eber kam nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Exil in Frankreich nach Wien zurück, wo er in der Liste „Einheit“ aktiv war, siehe Adunka: Die vierte Gemeinde, 61-62.

Dabei stellte die jiddische Kultur eine wichtige Bezugsgröße dar. Man beklagte einerseits die Dürftigkeit der zeitgenössischen jiddischen Literatur und verlangte, dass sie „auf der Höhe der Zeit“ sein solle, sah aber andererseits hier eine besondere Aufgabe der jüdischen Arbeiterbewegung:

[...] Die sozialistische Vereinigung jüdischer Hochschüler hat die jüdische Studentenschaft für den 18. Jänner [1919] in die Reichshallen eingeladen über den „Sozialismus und die jüdischen Intellektuellen“. Unser Redner erbrachte den Beweis, daß dem jüdischen Akademiker nun ein Feld geistiger und politischer Arbeit offen stehe und zwar in der Bewegung des jüdischen Proletariats, dessen Klassenkampf der Weg zur nationalen und sozialen Befreiung und zum Erblühen der jüdischen Kultur sei. Der Erfolg dieser Aussprache hat eine große Anzahl von neuen Mitgliedern gebracht.²⁶⁰

Es waren vor allem die dichtbevölkerten Bezirke Brigittenau und Leopoldstadt, in der sich eine jiddische Arbeiterbewegung manifestierte. Das Jüdische Arbeiterheim an der Adresse Blumauergasse 1 in der Leopoldstadt blieb dabei offenbar bis weit in die zwanziger Jahre hinein der Sammelpunkt für jiddischsprachige LPZ-Aktivistinnen und ihre Sympathisanten in Wien.

Im Jahr 1922 war beispielsweise Perets Markisch auf einer Lesereise durch Europa und gab in Wien als Gast der linken Poale Zion in Räumlichkeiten, die offenkundig Teil des Jüdischen Arbeiterheims in der Blumauergasse waren, eine Lesung. Laut Manés Sperber, der diese Lesung miterlebte, waren an diesem Abend etwa 40 Personen anwesend. Hervorzuheben ist Sperbers Anmerkung, die „linke Poale Zion“ habe sich damals mit der „alten Partei“ (er meinte offenbar die sozialdemokratische „Poale Zion“) eine Etage in einem verwahrlosten Haus nahe der Taborstraße geteilt. „Zu den Rechten gelangte man durch die linke Tür, zu den Linken durch die Tür, die rechts von der Treppe zu zwei winzigen, besonders schlecht beleuchteten Räumen führte“, erinnerte sich Sperber.²⁶¹

In der Blumauergasse 1 befanden sich die sozialdemokratischen und die sich als „kommunistisch“ verstehenden Linken Poale Zionisten anscheinend noch bis in die 1930er Jahre Tür an Tür. Die LPZ-Ideologie scheint als eine Art Katalysator für jüdische Jugendliche fungiert zu haben, die sich über sie der kommunistischen Ideologie annäherten. In der Autobiographie von Lotte Hümbelin taucht etwa kurz ein nicht näher beschriebenes

²⁶⁰ Von der Partei. Berichte. Wien. In: Freie Tribüne, Jg. I, Nr. 4 (31.1.1919), 4.

²⁶¹ Vgl. Manes Sperber: Die vergebliche Warnung, 58 f.

„Arbeiterheim an der Blumauergasse“ als erste Stelle, an der sie um 1926 mit der kommunistischen Bewegung in Kontakt kam, auf.²⁶²

Josef Toch berichtete in einem Interview, dass er sich um 1932 der „Blumauerzelle“ der „jüdischen Kommunisten im 2. Bezirk“ angeschlossen habe, die er später auch selbst leitete. Er bestätigte dabei die Angaben von Manés Sperber über die Räumlichkeiten, denn er meinte, dass sich das Arbeiterheim in der Blumauergasse, „in einem aufgelassenen Postamt in einem schrecklich verwahrlosten Haus“ befunden habe, wobei die von ihm explizit als „jüdische Kommunisten“ bezeichnete „Zelle“ ihr Lokal im 1. Stock rechts hatte, links sich aber das Lokal der „Poale Zion“ befunden habe. Er betonte darüber hinaus, dass er faktisch das einzige Mitglied der Gruppe war, das korrektes Deutsch sprach, was seine Stellung sofort aufgewertet habe.²⁶³

Josef Toch scheint also, obwohl er diesen Aspekt ausklammert, zuerst also der Linken Poale Zion Wiens beigetreten zu sein, oder jener „kommunistischen Zelle“, die direkt aus ihr hervorgegangen war, und die bis in die 1930er Jahre eine wenig beachtete Existenz in Wien führte. Toch war in den 1930er Jahren auch Spanienkämpfer. Er kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg dem Kommunismus den Rücken und näherte sich wieder der zionistischen Idee an, womit er eine geradezu „idealtypische“ Biographie eines Linken Poale-Zionisten aufwies.²⁶⁴

3.2.2 Jiddische Schriftsteller in Wien und die Linke Poale Zion

Die aktivste Phase eines jiddischen literarischen Lebens in Wien stellten die Jahre unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs dar. Die jiddischen Schriftsteller kehrten aus Krieg oder Internierung zu einem halbwegs normalen Alltag zurück, und auch wenn dieser von großen ökonomischen Schwierigkeiten beherrscht war, so war es auch eine Zeit von intensiver kreativer Tätigkeit. Mehr noch, wie Melech Rawitsch in seinen Memoiren zu berichten weiß, hatte man Hoffnungen, dass Wien zu einem Zentrum jiddischer Verlagstätigkeit gemacht werden könne und man auch ein Einkommen aus schriftstellerischer Tätigkeit erzielen würde. Die von Moses Silburg vorgebrachten Überlegungen dazu resultierten in der Gründung des Verlags „Der Kwall“ (so der offizielle Firmenname in lateinischen Lettern) mit einer

²⁶² Vgl. Lotte Hümbelin: Mein eigener Kopf, 110.

²⁶³ Vgl. Josef Toch: Im 1. Stock über dem Café Post, in: Beckermann: Mazzesinsel 112.

²⁶⁴ Vgl. ebd. 141.

„Kooperativen Abteilung Kritik“. „Der Kwall“ sollte ein kommerzieller Verlag sein und versuchte sich in der Herausgabe einer Serie mit dem Titel „Jüdische Volksbibliothek“, die als Devisenbringer fungieren sollte, während die „Abteilung Kritik“ als eine Art von kooperativer Schriftstellerverlag gedacht war und sich vor allem mit der Herausgabe der Werke der Wiener jiddischen Autoren und mit der Zeitschrift „*Kritik*“ befasste.²⁶⁵

Ein großer Teil der jiddischen Schriftsteller Wiens machte die Linkstendenz im Jahr 1919 mit und war von der revolutionären Stimmung und Rhetorik mitgerissen, was auch mit der Suche nach neuen künstlerischen Ausdrucksformen der jiddischen Literatur korrespondierte. Melech Rawitsch beispielsweise, der 1918 noch ein Herzl-Gedicht in der „*Viner morgentsaytung*“ veröffentlichte²⁶⁶, besang in den „*Nakete lider*“, die er 1919 veröffentlichte, die Revolution und Lenin und steuerte revolutionäre Lyrik für die 1. Mai-Nummer der kommunistisch-bundistischen Zeitschrift „*Der veker*“ bei.²⁶⁷

Im Bemühen nach Abgrenzung vom „rechten“ Nationalismus und in der Suche nach einer „proletarischen“ Kultur bildete die jiddische Kultur für die linke Poale Zion-Bewegung in Wien einen entscheidenden Faktor. Zuerst gab es eine Teilnahme an der Bewegung für die jüdische Autonomie, die man 1918 bis Frühjahr 1919 noch mit den Jüdisch-Nationalen gemeinsam anstrebte. In weiterer Folge begann die Suche nach einer eigenständigen „proletarischen Kultur“, um die eine intensive Diskussion entstand. Diese Bewegung für eine jüdische Arbeiterkultur beflügelte von 1919 bis 1920 die kulturpolitischen Anstrengungen in der Wiener Linken Poale Zion und gab auch jiddischen Autoren ein Betätigungsfeld, das sie gerne bearbeiteten. Das Hervortreten einer Gruppe jiddischer Schriftsteller um den Verlag „*Der kval*“ und die „*Kritik*“ fällt ja ganz auffällig in die Zeit der intensivsten ideologischen Auseinandersetzungen der Jahre 1920-21. In dieser Zeit war auch, wie sich an der Parteizeitung „*Freie Tribüne*“ ablesen lässt, das Interesse an jiddischer Kultur in der jüdischen Arbeiterbewegung Wiens am stärksten entwickelt.

Als Mitarbeiter aus dem Kreis der Wiener jiddischen Schriftsteller ist Melech Rawitsch zu finden. Mit Moses Liwschitz (hier als: „*Libschitz*“) gab er 1919 für den „*Oesterreichischen Borochow Fonds*“ eine jiddische Gedichtanthologie „*Lider fyn der Frajhajt*“ heraus, deren Reinerträge dem Fonds zuflossen.²⁶⁸ Alexander Chaschin taucht in verschiedenen

²⁶⁵ Vgl. *Ravitsh: Maysebukh II*, 488f., bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 173f.

²⁶⁶ Vgl. *Meylekh Ravitsh: Hertsl*, in: *Viner morgentsaytung*, (29. 6. 1918), 1.

²⁶⁷ Siehe *Ravitsh: Nakete lider*, Verlag Der Kwall, Wien 1921, 158.

²⁶⁸ Rezension von J. S.: *Lider fyn der Frajhajt*, in: FT, I. Jg. Nr. 10 (21.3.1919), 4.

Zusammenhängen, auch unter Pseudonymen, in der „Freien Tribüne“ auf. Die Nummer zum 1. Mai 1919 hat auf der Titelseite ein Gedicht eines Revolutions-Mai, von Moses Abraham – ich vermute, dass es sich bei diesem Autor um Moses Abraham Fuchs handelte.²⁶⁹

Die Literaturzeitschrift „*Kritik*“ entstand vor dem Hintergrund dieser politisierten Atmosphäre. Sie wurde aber auffälliger Weise in der „Freien Tribüne“ weitgehend ignoriert. Nur einmal verweist eine kurze Notiz „Büchereinlauf“ auf das Erscheinen von: „Dezemberheft Nr. 6 der Monatsschrift ‚Kritik‘, redigiert von Moses Silburg. [...] Eventuelle Besprechung vorbehalten.“ Eine Rezension erschien aber nicht, aus welchen Gründen auch immer.²⁷⁰

Die Parteispaltung innerhalb der Linken Poale Zion 1921-22 scheint also unmittelbare Auswirkungen auf die organisierte Tätigkeit der Schriftstellergruppe gehabt zu haben, als die Phase der eigenständigen Politik einer jüdischen Arbeiterbewegung zwischen Zionismus und Kommunismus bereits im Laufe des Jahres 1921 für Wien im Großen und Ganzen wieder zu Ende ging. Je klarer sich der Beitritt zur KPÖ als Parteilinie abzeichnete – so lässt sich zumindest an der „Freien Tribüne“, deren Berichterstattung die ideologische Entwicklung widerspiegelt, ablesen – umso weniger wurde auch auf kulturpolitische Fragen Bezug genommen.

Es hat den Anschein, dass der Herausgeber Moses Silburg seine Zeitschrift nicht in den Dienst der Parteipolitik und ihrer tagespolitischen Auseinandersetzungen stellen wollte, sondern vielmehr eine unabhängige, kritische Plattform für eine unabhängige jiddische literarische Debatte bieten wollte. Darauf werde ich im nächsten Kapitel ausführlicher eingehen.

²⁶⁹ Moses Abraham: ‚Revolutions-Mai‘. In: FT, I. Jg., Nr. 15-16 81. Mai 1919), 1.

²⁷⁰ Büchereinlauf, in: FT, III. Jg., Nr. 2-3 (21.1.1921), 6.

Kapitel Vier: Schreibtischrevolutionäre? Die jiddischen Schriftsteller Wiens und die Rätebewegung der Ersten Republik

4.1 Jiddische Schriftsteller aus der jiddischen Linken

4.1.1 Der Kreis um Moses Silburg

Ein modernistischer jiddischer Schriftstellerkreis gruppierte sich in Wien nach dem Ende des Ersten Weltkriegs um den jiddischen Literaturkritiker Moses Silburg und die jiddische Literaturzeitschrift „*Kritik*“. Sie ist zwar nicht als Parteizeitschrift einer bestimmten Richtung zu verstehen, aber Silburgs Zeitschrift zeigte eindeutig ihre Sympathien für eine proletarische jiddische Kultur und war eine Kampfansage an die Kulturauffassung der „bürgerlichen jüdischen Nationalisten“.

Herausgeber Moses Silburg stellte explizit eine Verbindung zwischen der Weiterentwicklung der jiddischen Kultur und der Entwicklung der Kultur des jiddischsprachigen Proletariats her. In den Rezensionen und literaturkritischen Aufsätzen der Zeitschrift fanden auch die kulturpolitischen Diskurse der jüdischen Linken, die aus der Auseinandersetzung zwischen jüdischem Nationalismus und dem revolutionären Internationalismus entstanden, ihren Widerhall. Silburg versuchte offenbar, mit seiner Zeitschrift eine Intervention auf dem Feld der jiddischen Kulturpolitik, insbesondere in seinem programmatischen Aufsatz „*Vos ikh hob aykh tsu zogen*“, in dem er einen eigenen Weg vorschlug.

Die Zeitschrift erschien von Frühjahr 1920 bis Frühjahr 1921, also in der entscheidenden Phase der Auseinandersetzungen der Linken Poale Zionisten mit den „rechten“ Zionisten wie auch ihres Bemühens, den Forderungen der Komintern gerecht zu werden. Die letzte Nummer Mai 1921 wurde von einem Programmartikel des Parteijournalisten Alexander Chaschin eröffnet und enthält eine eindeutige Stellungnahme zugunsten der Positionen der Linken Poale Zion-Bewegung.²⁷¹ Positiv wurde in der "*Kritik*" das weltliche jiddische Schulsystem in Polen besprochen, die „*Kultur-lige*“ wurde als

²⁷¹ Vgl. Aleksander Kh[ashin]: *Di yudishe oytomye in Rusland*, in: *Kritik*, Nr. 10 (April 1921), 3-17.

beispielhaft für die Entwicklung einer proletarischen Kulturbewegung genannt.

Im Lauf des Jahres 1919 scheint Moses Silburg zum Wortführer und Vordenker einer Gruppe jiddischer Schriftsteller in Wien geworden zu sein. Diese Entwicklung ging nicht ohne private Zerwürfnisse ab, wie sich aus dem faktischen Befund und aus den Erinnerungen von Melech Rawitsch herauslesen lässt. Für die Schriftstellerporträts von Rawitsch ist allerdings charakteristisch, dass er in seinen Erinnerungen die oft sehr persönlichen Querelen und Feindschaften, die unter jiddischen Schriftstellerkollegen häufig waren, mit Schweigen übergang. Das hat im Falle seiner Beschreibung der Wiener jiddischen Schriftstellergruppe allerdings zur Folge, dass er auch hier seine Darstellung auf das Anekdotische beschränkt, während viele Zusammenhänge ausgespart bleiben. Erkennbar ist, dass Rawitsch sich von der zionistischen Neoromantik seines Freundes und ersten Mentors S. J. Imber mit der Publikation von „*Nakete lider*“ emanzipierte.

Rawitsch wurde ein enger Mitarbeiter von Moses Silburg. Er scheint in der Zeitschrift „*Kritik*“ unter seinem bürgerlichen Namen „Z. Bergner“ als verantwortlicher Redakteur auf. Zumindest anfänglich war Melech Rawitsch von der Revolutionsbegeisterung ergriffen. Das zeigen seine „*Nakete lider*“ wie auch die Tatsache, dass er Beiträge sowohl im Organ der linken Poale Zionisten Wiens, der „Freien Tribüne“, wie auch im bundistischen „*Veker*“ publizierte, die einen offen prokommunistischen Kurs zeigten. In den zwanziger Jahren distanzierte er sich von dieser revolutionären Zeit und ironisierte die Lage in Wien und Österreich der Jahre 1919/20:

Das Jahr ist 1920 – nein, eigentlich 1919 – und die Stadt ist Wien, und das Land ist – sagen wir Don-Quijoten-Land, und die Zeit ist voller Illusionen, Phantasien, Träume. Auf den Wiener Straßen des 2., 9. und 20. Bezirks [...] treiben sich einige jiddische und hebräische Schriftsteller herum – die meisten aus Galizien. Vergeßt nicht, es ist Wien. Ihre Namen: A. M. Fukss, Mosche Groß, Dr. Melech Chmelnizki, Mendel Singer, Mosche Silburg, Jakob Messtel, Mosche Liwschiz, Her Horowitz, Schmucl-Jankev Imber und der Geschichtenerzähler [=Melech Rawitsch].²⁷²

Die „*Kritik*“ erschien in einer Phase der Neuorientierung der jüdischen Arbeiterbewegung, die bei allen Schwierigkeiten viele neue Impulse brachte, die in den nächsten Jahrzehnten weiterwirken sollten. Silburg selbst deklarierte sich in seinen Beiträgen als Vertreter eines jiddischistischen Maximalprogramms, und von diesem Standpunkt aus übte er gemäß dem

²⁷² Vgl. Rawitsch: Geschichtenbuch, 171. Die Schreibung der Namen folgt der Transkription von Armin Eidherr.

programmatischen Titel seiner Zeitschrift scharfe Kritik an allen Strömungen des jüdischen Lebens, vor allem an denen, die er als Gegner der Entwicklung der jiddischen Kultur ansah. Silburg war auch sehr kritisch gegenüber den bürgerlichen Zionisten, vor allem in der Frage der Palästinalpolitik. Er ließ aber auch deutlich anklingen, dass er von den Bolschewiki nicht die Lösung der Zukunftsfragen des jüdischen Volks erwartete.

Moses Silburg gehört heute zu den Vergessenen der jiddischen Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Er wurde 1884 in Molodetschna, einem „Shtetl“ in der Nähe von Wilna, geboren, erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung in Cheder und Jeschiwa, erwarb sich danach eine weltliche Ausbildung (vermutlich über Lehrerkurse) und war dann Lehrer in Minsk. Ab 1906 lebte er in Wilna. 1912 wurde er für seine bundistische Tätigkeiten verhaftet und lernte im Gefängnis den jiddischen Dichter Dovid Eynhorn kennen. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis war er gezwungen, Russland zu verlassen, lebte dann bis zum Ersten Weltkrieg in Lemberg und Krakau²⁷³.

Dieser Lebensweg Silburgs war für einen russisch-jüdischen Emigranten nicht ungewöhnlich. In Russland bestanden besondere Erschwernisse für jiddische Publikationen – in den 1890er Jahren bis 1905 wurden beispielsweise von der zaristischen Macht ausgerechnet im Zentrum des jüdischen Massensiedlungsgebiet, in Warschau, keine jiddischen Zeitung konzessioniert.²⁷⁴ Die jüdische Presse unterlag strenger Zensur und gerade sozialistische Blätter hatten keine Chance, legal zu erscheinen. Viele Emigranten aus Russland fanden für einige Zeit die Möglichkeit, in Galizien, vor allem in den grenznahen Städten Lemberg oder Krakau, oder aber in Wien zu publizieren, wobei sie natürlich die Situation in ihrer Heimat verfolgten und regen Anteil an den politischen Debatten nahmen. Ein bedeutender Teil der jiddischen Presse in Galizien und Wien war eine Emigrantenpresse, welche vor allem für den Export nach Russland bestimmt war.

In den Jahren 1918 – 1923 lebte Silburg in Wien und hielt sich als Hebräischlehrer mehr schlecht als recht über Wasser. Melech Rawitsch gab später folgende Beschreibung der äußeren Erscheinung und der Person Silburgs:

Er war arm und kränklich und ständig auf der Jagd nach Hebräischstunden. Sein Gesicht scharf und dünn gespitzt und grau – wie aus zwei mageren Profilen zusammen geklebt. Dazu hustete er, hustete ewig, hustete und rauchte halbe Zigaretten in einer langen Zigaretten spitze. Zwischen einem Husten und dem zweiten, redete er dünne, schnelle, scharfe Sätze voll der Vorwürfe

²⁷³ Vgl. Lexikoneintrag: *Zilburg, Moyshe*, in: *LNYL*, Bd. III/604-606.

²⁷⁴ Vgl. *Khone Shmeruk: Prokim fun der yidisher literaturgeshikhte*, 303 f.

gegenüber der ganzen Welt – in erster Linie der jüdischen. Silburg hatte eine magere, abgearbeitete Frau, Gele, welche noch gelehrter und intelligenter als er war und dazu noch zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Er hatte in der Literatur einen guten Ruf als Erzähler – aber jetzt fühlte er sich zu der Rolle eines Strafers und Mahners hingezogen. Hätte er sich dessen nicht geschämt, wäre er sogar gerne ein Prophet gewesen. Er war – geradeso wie die Propheten – ewig böse auf jeden, obwohl er ein guter Mensch war – bereit, das letzte Hemd herzugeben.²⁷⁵

Über das weitere Schicksal Silburgs ist bekannt, dass er 1923 von Wien nach Wilna ging. 1926 war er einer der Redakteure von „*Literarische bleter*“ und 1927 der Zeitschrift „*Ekspres*“ in Warschau. 1939 floh er vor den heranrückenden deutschen Truppen nach Bialystok und von dort weiter nach Wilna. Er konnte sich nicht mehr aus dem Wilnaer Ghetto retten und wurde, ebenso wie seine Frau Gele Silburg und seine Tochter, im Wald von Ponari ermordet. Sein Sohn überlebte in der Sowjetunion. Silburg war nicht nur Redakteur und Journalist, sondern auch ein talentierter Erzähler, der sehr große Mühe auf die Bearbeitung seiner Werke verwendete. Durch die Notwendigkeit des Gelderwerbs aber wurde er von eigener literarischer Arbeit abgehalten und arbeitete hauptsächlich an Übersetzungen.²⁷⁶

Über Gele Silburg sind faktisch keine Lebensdaten bekannt – das „*Leksikon fun der nayer yidisher literatur*“ erwähnt sie nur als „Silburgs Frau“, ohne einen Namen anzugeben. In der Zeit, da sie in Wien lebte, habe sie sie an einem hebräischen Lexikon gearbeitet – offenbar gab auch sie, wie ihr Mann, Hebräischstunden. Weitere Details sind über sie nicht bekannt. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, dass in dieser Arbeit praktisch ausschließlich von Schriftstellern die Rede ist. Nicht nur im Falle von Silburg ist davon auszugehen, dass die Ehefrauen und Partnerinnen der Schriftsteller die Arbeit ihrer Männer unterstützten und einen wesentlichen Beitrag zu ihrer literarischen Karriere hatten. Dieser Beitrag bleibt aber in vielen Fällen im Dunkeln. Eine besondere Ironie liegt darin, dass es offenbar Hebräischstunden waren, welche die Familie des Jiddischisten Silburg in Wien über Wasser hielten.

4.1.2 Alexander Chaschin

Personelle Querverbindungen zur jiddischistischen Parteilinken lassen sich in Wien vor allem über zwei Personen herstellen, die an der „*Kritik*“ mitarbeiteten: Alexander Chaschin und

²⁷⁵ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh, II*, 487.

²⁷⁶ Alle Angaben über Familie Silburg folgen dem Artikel: *Zilburg, Moyshe*, in: *LNYL*, Bd. III/604-606.

Moses Liwschitz.

Alexander Chaschin engagierte sich in der Zeit von 1919 bis 1921 in Wien in der Linken Poale Zion. Seine Beiträge finden sich in der „Freien Tribüne“ unter wechselnden Pseudonymen (Alexander, Wald). In der letzten Nummer der „*Kritik*“ 1921 findet sich ein ausführlicher und programmatischer Artikel über die „jüdische Autonomie“ in Russland, der ganz auf der Parteilinie der Linken Poale Zion liegt. Die Mitglieder der sowjetischen „Jewsekzija“ werden von Chaschin darin eines verkappten „Bundismus“ beschuldigt. Hingegen werden die Ansätze der Entstehung eines genuin „jüdischen Kommunismus“ hervorgehoben – der wenig überraschend vor allem von der Linken Poale Zion vertreten wird. Chaschin lieferte eine typische Apologie der Linken Poale Zion und ihrer Version des „jüdischen Kommunismus“. Dieser Artikel erschien auszugsweise auch in deutscher Übersetzung in der „Freien Tribüne“ – allerdings ohne jeden Hinweis auf das parallele Erscheinen in jiddischer Sprache in der „*Kritik*“.²⁷⁷

Melech Rawitsch bezeichnet Chaschin als politischen Zyniker und führt in seinen Erinnerungen an ihn ein Erlebnis aus seiner Wiener Zeit an. Nach einer Demonstration, die in blutigen Straßenkämpfen mit Todesopfern ausgeartet war, habe er ein nahe gelegenes Caféhaus aufgesucht und dort Chaschin angetroffen, der den noch ganz unter Schock des gerade Erlebten befindlichen Rawitsch mit einer ironischen Bemerkung empfing.²⁷⁸ Bei dem Ereignis, auf das Rawitsch Bezug nimmt, könnte es sich um die Unruhen von Gründonnerstag, 17. April 1919, wo es nach einer Demonstration von Kriegsinvaliden und Heimkehrern vor dem Parlament zu schweren Unruhen mit Schießereien und Todesopfern kam, oder um die als „Blutsonntag“ bekannten Ereignisse des 15. Juli 1919 handeln. An diesem Tag eröffnete die Polizei in der Hörlgasse, als Demonstranten versuchten, eine Polizeistation zu stürmen, das Feuer auf die Menge, was 16 Todesopfer zur Folge hatte. Die Polizei war auf ein hartes Durchgreifen gegen einen befürchteten kommunistischen Putsch eingestimmt worden.²⁷⁹

Anfang der zwanziger Jahre ging Alexander Chaschin in die Sowjetunion, wo er als Literaturkritiker in der sowjetisch-jiddischen Publizistik arbeitete und schrieb auch für den „*Apikoyres*“, der Zeitschrift der jüdischen Abteilung der sowjetischen „Gottlosenbewegung“.

²⁷⁷ Vg. A. Wald: Jüdische Nationalautonomie in Sowjetrußland, Freie Tribüne, 15-16, (30. April 1921), 2-3; und ebd., Nr. 21-22, (23. Juli 1921), 4-5.

²⁷⁸ Vgl. *Ravitsh: Aleksander Khashin*, in: *Mayn leksikon*, Bd. II, Montreal 1947, 34.

²⁷⁹ Vgl. Hautmann: Räterepublik, 145-148 bzw. a.a.O., 183-190.

Er war Mitarbeiter der sowjetischen Scholem-Aleichem-Ausgabe. Ende der dreißiger Jahre fiel er den stalinistischen Säuberungen zum Opfer. Seine Spur verliert sich 1938 in den sowjetischen Zwangsarbeitslagern.²⁸⁰

4.1.3 Moses Liwschitz

Ebenfalls der pro-kommunistischen Linken zuzuordnen war Moses Liwschitz (ursprünglich auch: „Lifschütz“ bzw. „Lifschitz“, geb. 18. Mai 1894 Belaja Tserkow, gest. April 1940, Palästina). Liwschitz war ein origineller jiddischer Dichter, der Anfang der zwanziger Jahre vor allem als Literaturkritiker an der Zeitschrift „Kritik“ mitarbeitete. Er stammte aus der Ukraine, sein Vater war ein *Koydanover* Chassid. Er besuchte Cheder und Gymnasium und lebte 1910-12 in Warschau, wo er auch kurze Zeit als Sekretär von Y. L. Perets arbeitete und später in Galizien, offenbar, um dem russischen Militärdienst zu entgehen. 1913 kam er aus Lemberg nach Wien und suchte Melech Rawitsch, dessen Gedichte er bewunderte, an seinem Arbeitsplatz in der Union-Bank auf:

Und eines schönen Tages kommt zu mir in die Bank ein junger Mann, in meinen Jahren, vagabundenhaft gekleidet (gemäß meinen damaligen Begriffen), Grübchen im Gesicht, glühende, schwarze Augen mit einem ewig verschmitzten Lächeln, als sagten sie ewig mit Enthusiasmus: „Was weißt du schon von der Welt“ ...²⁸¹

Zu Beginn des Krieges wollte Lifschitz gegen Russland kämpfen, wurde aber als russischer Bürger für 4 Jahre interniert. Anfang der 1920er Jahre änderte er die Schreibung seines Familiennamens von „Lifschitz“ auf „Liwschitz“, was offenbar damit zusammenhängt, dass er zu dieser Zeit bereits eine reformierte Orthographie des Jiddischen (phonetische Schreibung der Hebraismen) verwendete. Vorschläge zu einer radikalen jiddischen Orthographiereform waren bereits von Ber Borochow ausgearbeitet worden. In der Sowjetunion wurden diese Reformen mit staatlicher Unterstützung von jiddischen Linguisten geplant und durchgeführt.²⁸² Er arbeitete als Journalist und hatte Kontakte zu sowjetischen Nachrichtenagenturen. Laut dem *LNYL* war er für „sowjetische Verbindungs-Agenturen“

²⁸⁰ Vgl. Lexikoneintrag: *Khashin, Aleksander*, in: *LNYL* Bd. IV/390 – 392; *Khaym Beyder: Khashin, Aleksander*, in: *Sovetish heymland* 9/1990, 134-136.

²⁸¹ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh II*, 189-192, bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 44.

²⁸² Ausführlich dazu siehe das Kapitel „Soviet Yiddish orthography“ in: Gennady Estraiikh: *Soviet Yiddish*. Oxford 1999, 115-140.

tätig.²⁸³ Seine journalistische, pro-sowjetische Tätigkeit brachte ihn in den Geruch der sowjetischen Agententätigkeit, obwohl dafür ein konkreter Beweis fehlte. In den zwanziger Jahren war er jedenfalls klar pro-sowjetisch eingestellt, wie auch M. Rawitsch bestätigt. Nach seiner Emigration nach Palästina wandte er sich aber wieder dem Linkszionismus zu.

Der jiddische Schriftsteller und Sprachwissenschaftler Meir Wiener (1893 – 1941) beschrieb Mitte der zwanziger Jahre in Briefen an einen Schriftstellerkollegen eine Wiener literarische Kaffeehausrunde der hebräischen und jiddischen Schriftsteller. Wiener erwähnt dabei Liwschitz, dessen Lyrik Wiener zwar schätzte, dem er aber auch eine Vorliebe für literarische Intrigen vorwarf. Im Herbst 1925 meinte Wiener, er habe sich „auf ewig“ mit Liwschitz überworfen, dieser habe ihn auf unaufrichtige Weise in eine Polemik mit dem Literaturkritiker Moses Gross über die Literatur von Hofshteyn, Nister und Kvitko hineingezogen, nur um dann eine Gegenmeinung vertreten zu können.²⁸⁴ Wir finden also noch einige Jahre später einen Hinweis auf Polemiken, die zuvor in der Zeitschrift „*Kritik*“ geführt worden waren.

Etwas später, in den Jahren 1927 – 1928 taucht Moses Liwschitz im Umkreis des Vereins „Jüdischer Kultur-Kreis“ in Wien und der damit verbundenen Zeitschrift „*Yidish*“ auf. In dieser Zeit scheiterte auch seine Ehe, und in den Jahren darauf hielt er sich vor allem in Berlin auf.²⁸⁵ 1932 ging er aus Deutschland nach Paris, und erhielt 1934 ein kurzfristiges Visum für Palästina, um als Dramaturg am hebräischen Theater „*Habimah*“ zu arbeiten. Er blieb nach Ablauf des Visums in Palästina, revidierte seine politischen Haltungen und näherte sich dem Zionismus wieder an. Er konnte auch Familienmitglieder aus Europa nachholen. Im April 1940 starb er plötzlich an einer Herzkrankheit und wurde am Nachalat Jitzchak-Friedhof in Tel Aviv begraben.²⁸⁶

Als Autor debütierte Liwschitz in „*Dos interessante blat*“, Lemberg, (1914) und war an Sch. J. Imbers „*Nayland*“ (Lemberg-Wien) beteiligt. Gedichte und Literaturkritik erschienen in „*Kritik*“ (Wien 1920-21), zu deren aktivsten Mitarbeitern er zählte. Er schloss in dieser Zeit

²⁸³ Vgl. Lexikoneintrag: *Livshits, Moyshe*, in: *LNYL*, Bd. V/220-222.

²⁸⁴ Vgl. Brief von Meir Wiener an David Vogel, Wien, 8. Okt. 1925. Abraham Sutzkever Archiv, Hebrew University and National Library, Jerusalem, (coll. 4° 1565). Dank an Mikhail Krutikov (Ann Arbor) für den Hinweis auf die Briefe und Überlassung einer Übersetzung.

²⁸⁵ Dank an Frieder Kärsten, Bielefeld, für diese Mitteilung, die aus einem noch unpublizierten Beitrag zur Biographie von M. L. stammen.

²⁸⁶ Mitgeteilt von Elisha Porat (Israel) an den Verfasser (E-Mail 14. 8. 2009). Er korrigiert damit Angaben des *LNYL*.

auch Kontakt mit dem in Deutschland lebenden Schriftsteller *Der Nister*. Dieser empfahl ihn dem Literaturkritiker *Shmuel Niger* als originelles junges Talent.²⁸⁷ Als jiddischer Dichter sah sich Liwschitz selbst als von verschiedenen modernen Richtungen beeinflusst an, seine Lyrik weist oft bewusst derbe und groteske Züge auf. Er publizierte in einer Reihe literarischer Sammelschriften und Almanache, welche Anfang der zwanziger Jahre die avantgardistischen Strömungen der jiddischen Literatur vertraten. Sein Name findet sich in den Publikationen "*Toyt-tsiklus*" (Wien 1920), „*Sambatyen*“ (Riga 1922), „*Geyendik*“ (mit der Beteiligung von *Der Nister*, Leyb Kvitko, M. Lifshits, Berlin 1923) „*Shtrom*“ (Moskau 1922) und „*Inzl*“ (New York 1925). Er verfasste auch zahlreiche Beiträge für deutschsprachige und für jiddische Tageszeitungen.

4.2 Der Verlag DER KWALL

Wie bereits erwähnt, konnte der Schriftsteller Moses Silburg nach Ende des Ersten Weltkriegs seine Wiener jiddischen Schriftstellerkollegen davon überzeugen, dass nur mit einem eigenen Verlag eine sichere ökonomische Basis für jiddische Literatur in Wien geschaffen werden könnte. Die Idee stammte laut Melech Rawitschs Darstellung von Moses Silburg, der sie während eines Spazierganges schon 1919 fünf Schriftstellerfreunden (M. Rawitsch, A. M. Fuchs, Mendl Singer, M. Chmielnitzky, M. Liwschitz) auseinandersetzte.²⁸⁸

Der Verlag „Der Kwall“ [*der kval*] hatte ein ambitioniertes Programm, welches allerdings bald an die ökonomischen Grenzen stieß. In den Jahren 1919-21 erschien aber insgesamt doch eine größere Anzahl von jiddischen Büchern in diesem Verlag. Die wichtigste Leistung war aber die Herausgabe der Literaturzeitschrift "*Kritik*".

Für die Namensgebung gab es verschiedene Vorschläge, laut Rawitsch wurde auch ernsthaft an den Namen „*di brik*“ gedacht. Das sollte auf die „Brückenfunktion“ der Zeitschrift zwischen den verschiedenen literarischen Zentren in Europa und Amerika hinweisen. Es verweist aber auch auf den Ort der ersten Gespräche über die Zeitschrift, die man auf der „Elisabethpromenade am Ufer des Donaukanals“ geführt habe.²⁸⁹ Diese Ortsangabe verweist auf

²⁸⁷ Vgl. Sabine Boehlich: „Nay-gayst“. Mystische Traditionen in einer symbolischen Erzählung des jiddischen Autors „Der Nister“. Wiesbaden 2008, 42.

²⁸⁸ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh II*, 487 f. bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 172f.

²⁸⁹ Ebd., 4.

den Elisabethkai zwischen Rossauer- und Augartenbrücke.

Obwohl Rawitsch diesen Zusammenhang nicht explizit erwähnt, war gerade diese Stelle Wiens ein politisch besetzter Raum. Rawitsch schreibt nur von den "Spaziergängen", zu denen man sich traf. Am Elisabethkai (heute Rossauerländer) befand sich allerdings – und befindet sich noch – das Wiener Polizeigefängnis, die berühmt-berüchtigte „Liesel“. Politische Demonstrationen waren 1919 eine häufige Erscheinung und vor allem die Hörlgasse, welche vom Schottentor durch den neunten Bezirk in Richtung Donaukanal verläuft, war mehrmals Schauplatz heftiger Auseinandersetzungen. Melech Rawitsch, der in der Hahngasse wohnte, bestätigt an anderer Stelle, dass er Zeuge von blutigen Zusammenstößen zwischen linken Demonstranten mit der Polizei wurde. Die „Spaziergänge“ der Schriftsteller können durchaus am Rande von solchen Demonstrationen stattgefunden haben. Diese kurze Anmerkung sei den Überlegungen über den politischen Hintergrund der Entstehung von „Der Kwall“ und „*Kritik*“ vorangestellt.

4.2.1 Politische Hintergründe der Verlagsgründung

Ein Grund dafür, dass eine Trennung von Hickls Verlag erfolgte, lag wohl einerseits darin, dass dieser nach 1918 ein tschechischer Verlag wurde, der außerdem seinen Hauptsitz bald vom relativ nahegelegenen Brünn nach Prag verlegte. Wiener Kontakte zu Hickls Verlag blieben trotzdem weiter bestehen. So veröffentlichte Mendel Singer, Führer der sozialdemokratischen, „rechten“ Poale Zion in Wien, weiterhin bei Hickl. Mendel Singer war aber auch in das Verlagsprojekt „Der Kwall“ eingebunden. Insgesamt, so hatte es den Anschein, konnte es aber nicht angehen, dass ein eher bürgerlich-zionistisch ausgerichteter Verlag in einem Nachbarland eine Wiener jiddischen Schriftstellergruppe vertrat, die von der revolutionären Stimmung der Zeit ergriffen war und die den Platz der modernen jiddischen Literatur nur in einer sozial und politisch grundlegend veränderten Gesellschaft sah.

Moses Silburg attackierte in seiner Zeitschrift auch immer wieder die bürgerlichen Zionisten heftig und zeigte klare Sympathien für einen linken, „proletarischen“ Zionismus.²⁹⁰ Hinweise darauf, dass er damit in Wien auch nicht völlig alleine stand, gibt uns die poale-zionistische „Freie Tribüne“ des Jahrgangs 1919. Darin lässt sich eine kulturpolitische Linie der linken Poale Zionisten in Wien erkennen, die mit Silburgs Vorstellung große Ähnlichkeiten

²⁹⁰ Vgl. die Notiz: *Dray un eyner*. In: *Kritik*, Heft 1, (Feber 1920), 29-30.

aufweist. So finden wir darin den Hinweis auf die Notwendigkeit einer eigenen proletarischen Kulturbewegung und auf Bildungsarbeit unter dem jüdischen Proletariat. Man beklagte in der „Freien Tribüne“ die Dürftigkeit der gegenwärtigen jiddischen Literatur und verlangte, dass sie auf der Höhe der Zeit sein solle.

Auch Namen aus dem Kreis der Wiener jiddischen Schriftsteller tauchen gelegentlich in der "Freien Tribüne" auf. Melech Rawitsch etwa gab 1919 gemeinsam mit Moses Liwschitz (hier erwähnt nur als: „Libschitz“) für den „Oesterreichischen Borochow Fonds“ eine jiddische Gedichtanthologie „Lider fyn der Frajhajt [*lider fun der frayhayt*]“ heraus, deren Reinerträge dem Fonds zuflossen.²⁹¹ Alexander Chaschin taucht in verschiedenen Zusammenhängen, meist unter Pseudonym, in der „Freien Tribüne“ auf. Die Nummer zum 1. Mai 1919 trug auf der Titelseite ein Gedicht „Revolutions-Mai“, von einem gewissen Moses Abraham – ich vermute, dass es sich beim diesem Autor um Moses Abraham Fuchs handelte.²⁹²

Der neue Verlag, der hier gegründet werden sollte, war jedenfalls dem Umfeld der jüdischen Linken zuzuordnen. Insgesamt scheint das Verhältnis der jiddischen Schriftsteller zur Linken aber komplex bis schwierig gewesen zu sein. Auch in der Wiener Linken Poale Zion dürfte eine Sprachbarriere bestanden haben. Das Erscheinen der jiddischen Literaturzeitschrift „*Kritik*“ wurde etwa in der „Freien Tribüne“ weitgehend ignoriert. Nur Anfang 1921, als die Zeitschrift bereits ihren ersten Jahrgang hinter sich gebracht hatte, findet sich eine kurze Notiz, die auf sie verweist:

Büchereinlauf

Im Druck erschienen: Dezemberheft Nr. 6 der Monatsschrift ‚*Kritik*‘, redigiert von Moses Silburg, mit Beiträgen fun A. Chaschin: Einer fun die Letzte. D. Kenigsberg: Soneten. M. Silburg: Vos ich hob aich zu sogen. L. Kwitko: Fun Buch "Folk" und Andere. Eventuelle Besprechung vorbehalten.
²⁹³

4.2.2 Ökonomischer Hintergrund der Verlagsgründung

Die Gründung eines jiddischen Verlags in Wien wurde laut Melech Rawitsch Ende 1919 Realität. Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang folgende kurze Mitteilung in der Zeitschrift "Freie Tribüne" von Dezember 1919:

Eingesendet.

²⁹¹ Rezension von J. S.: Lider fyn der Frajhajt. In: FT, I. Jg. Nr. 10 (21.3.1919), 4.

²⁹² Vgl. Moses Abraham: ‚Revolutions-Mai‘. In: FT, I. Jg., Nr. 15-16 81. Mai 1919), 1.

²⁹³ Freie Tribüne, III. Jg., Nr. 2-3 (21.1.1921), 6.

Der jungjüdische Dichter Melech Rawicz, bittet uns nachstehendes zu veröffentlichen:
Ein neugegründeter jüdischer Verlag betraute mich mit der Redaktion einer *Anthologie galizisch-jüdischer Dichtung*. Ich wende mich auf diesem Wege an alle beteiligten Dichter um eine diesbezügliche briefliche Verständigung mit mir. Jedenfalls bitte ich um biographische Daten, eventuell Bücher.

Die Anthologie erscheint binnen 2 bis 3 Monaten.

Melech Rawicz

Z. Bergner-Rawicz, Wien, IX. Hahngasse 28/15²⁹⁴

Eine solche Anthologie galizisch-jüdischer Dichtung ist zwar im Verlag „Der Kwall“ nicht nachweisbar, da die Anzeige scheint aber ein erster Hinweis auf die Planung des Verlagprogramms zu sein.

Der Verlag „Der Kwall“ (so die zeitgenössische Transkription des jiddischen Verlagsnamens) war offenbar eine recht komplizierte Konstruktion: Es sollte zum Teil ein von Investoren getragener, profitorientierter Verlag sein, der nach den Gesetzen des freien Marktes agieren sollte, gleichzeitig aber ein „kooperativer Verlag“ jiddischer Autoren, und beide Verlagsteile eine Zusammenarbeit zum gegenseitigen Nutzen eingehen. Das grundlegende Geschäftsmodell des Verlags sollte, wie aus den Berichten von Rawitsch zu entnehmen ist, so aussehen, dass die Autoren ihre Kenntnisse und Arbeitskraft zu einem gewissen Teil dem Verleger zur Verfügung stellten, um einige profitable Bücherserien zu produzieren und sie dafür das Startkapital für die Herausgabe ihrer eigenen Werke in einem kooperativen Autorenverlag, die „Abteilung Kritik im Verlag der Kwall“, erhalten würden. „Der Kwall“ plante daher eine „Jüdische Volksbibliothek“, welche sich auf die Herstellung von „Volksausgaben“ jiddischer Klassiker spezialisieren sollte. Durch den Verkauf von in Wien billig produzierten Büchern im Ausland hoffte man, einen „Inflationsbonus“ zu lukrieren. Durch dieses Geschäft sollte der „Kapitalist“ des Verlags, an den Rawitsch sich nur mit dem Familiennamen Blumenfeld erinnert, seine Investition zurückerhalten.²⁹⁵

Verlagsgründungen auf einer solchen spekulativen Basis waren in Wien unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg insgesamt keine Seltenheit, sie scheinen eher die Regel gewesen zu sein. Im Zeitraum von 1919 bis zur Währungsreform von 1923 wurden in Österreich eine ganze Reihe belletristischer Verlage gegründet, die fast ausnahmslos eine kurze Lebensdauer hatten.²⁹⁶ Der erwähnte Geldgeber im Fall des Verlags „Der Kwall“ war ein gewisser Joel

²⁹⁴ Freie Tribüne, Jg. I., Nr. 46 (6. Dezember 1919), 6.

²⁹⁵ Vgl. *Ravitsh: Maysebukh II*, 491, bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 176.

²⁹⁶ Vgl. Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938*. Band I: *Geschichte des*

Blumenfeld, der als Buchhändler im IX. Bezirk tätig war.²⁹⁷ Welche Beziehung Blumenfeld zur jiddischen Sprache und Literatur hatte, ist unklar. Nach der Darstellung von Rawitsch war sie kaum gegeben. In einer Anzeige der „Freien Tribüne“ für einen Vortragsabend am 7. Februar 1919 taucht allerdings einmal der Name eines „Gen[osse] Blumenfeld“ auf, der die einleitenden Worte zu einer in „jüdischer Sprache“ abgehaltenen „literarische Aussprache“ beitrug.²⁹⁸

Ob dieser Genosse Blumenfeld tatsächlich mit dem Buchhändler Blumenfeld ident ist, lässt sich nicht mit letzter Sicherheit sagen, doch liegt die Vermutung nahe. Der Name taucht auch später nicht mehr in der „Freien Tribüne“ auf, doch besteht die Möglichkeit, dass sein Kontakt zu den jiddischen Schriftstellern über die Kulturveranstaltungen der Poale Zion entstand, welche in der „Freien Tribüne“ regelmäßig angekündigt wurden, und an denen sich gelegentlich auch jiddische Schriftsteller beteiligten. Wie auch immer der Kontakt zu Joel Blumenfeld letztlich zustandekam, fest steht, dass seine Beteiligung an dem Verlagsprojekt von zentraler Bedeutung gewesen sein muss, denn als Buchhändler war er Inhaber einer Konzession, die nach den damals geltenden gesetzlichen Regelungen auch eine Verlagsgründung abdeckte.²⁹⁹

Von den geplanten Serien der „Volksbibliothek“ jiddischer Literatur wurde nur eine einzige ansatzweise verwirklicht. Es handelte sich dabei um fünf Büchlein unter dem Titel „*Finf niftorim*“, die in einer recht hohen Auflage von 5.000 gedruckt wurden.³⁰⁰ Diese kleinformatigen Bücher sollten offenbar auch als Muster und Visitenkarte des Verlags dienen, mit denen man bei den Buchhändlern in Warschau und New York vorstellig wurde. Die ersten Verkaufsfahrten nach Warschau und New York unternahm der umtriebige Drucker Israel London.

österreichischen Verlagswesens. Wien [etc.] 1985, 92-98.

²⁹⁷ "Blumenfeld Joel, IX. Mosergasse 11, Buchhändler" laut Wiener Adreßbuch, Lehmanns Wohnungszeiger 1921/22 (und Folgejahre). 1927 scheint B. dort ein letztes Mal, nun mit der Berufsbezeichnung "Vertreter" auf. Laut Meldeunterlagen wurde Joel Blumenfeld 9.3. 1891 in Uhnów (heute: Uhniv, Ukraine, Kleinstadt im Lwiver Oblast nahe der polnischen Grenze) geboren, als Berufsbezeichnung ist dort "Handelsagent" angegeben und deutsch-österreichisch sowie polnische Staatsbürgerschaft. Von 23. 10. 1919 bis 8. 6. 1929 gemeldet Wien IX., Mosergasse 11/16. Später wohnte Familie Blumenfeld (Ehefrau Josefine und Kinder Josef, Osias und Leon) an der Adresse Barichgasse 36/5 und Obere Donaustraße 69/18. Am 29. 9. 1938 erfolgte die Abmeldung nach Paris. MA 8 –B-MEW- 6589/2010.

²⁹⁸ Vgl. Voranzeigen, in: Freie Tribüne, I. Jg., Nr. 4 (31. 1. 1919), 4.

²⁹⁹ Vgl. Hall: Österreichische Verlagsgeschichte, Band I, 99.

³⁰⁰ Vgl. Rawitsch: Geschichtenbuch, 179.

Sehr bald zeigte sich aber, dass die Eroberung des polnischen und amerikanischen Buchmarktes mit jiddischen Büchern aus Wien nicht so leicht durchzuführen war, wie man gedacht hatte. Die Buchgestaltung überzeugte nicht und die Qualität des Papiers im Nachkriegswien war äußerst mangelhaft. Ein wichtiger Punkt, der Schwierigkeiten bereitete, war auch der Erwerb von Rechten. Der Verlag versuchte anscheinend, bei der Herausgabe der Reihe „*Finfniftorim*“ diese Urheberrechtsfragen dadurch zu umgehen, dass man durch ausführliche einleitende Essays und die Titelgebung die Reihe als Bücher *über* die publizierten Autoren darstellte, und man den Eindruck zu erwecken versuchte, als ob man nicht Bücher mit Texten der fraglichen Autoren, sondern nur „Textbeispiele“ gedruckt habe. Das verfiel aber nicht. Der Verlag „Der Kwall“ wurde unter anderem in einen sehr unangenehmen Urheberrechtsstreit mit dem Warschauer „Jakob-Dinesohn-Komitee“, das den Nachlass des Schriftstellers Dinesohn verwaltete, verwickelt.³⁰¹

Schwierigkeiten stellten sich auch bald mit dem Verlagsvertreter ein. Der genaue Grund für das Zerwürfnis mit Silburg ist nicht zu eruieren, aber unterschiedliche Auffassung über geschäftliche Angelegenheiten dürften ein zentraler Punkt gewesen sein.

Israel London wurde am 3. Dez. 1898 in Hrubieschow geboren, erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung, besuchte ein hebräisches Gymnasium und bildete sich im Selbststudium weiter. Er kam während des Ersten Weltkriegs nach Wien und war Drucker für die Druckerei Adria in der Taborsraße 52b.³⁰² Laut Rawitsch wurde er auf die ersten Ausgaben des Verlags „Der Kwall“ aufmerksam. Er tauchte eines Tages im Büro des Verlags auf – dieses befand sich ja in derselben Straße, auf Taborstraße 7 – und bot sich von sich aus als Drucker für die Bücher des Verlags „Der Kwall“ an. London entwickelte auch sofort Geschäftsideen für den Verlag. Seine Tätigkeit als für den Verlagsvertreter war aber anscheinend nicht erfolgreich – zumindest nicht für den Verlag. Rawitsch berichtet, dass Israel London, statt Buchbestellungen zu lukrieren, mit den ausländischen Buchhändlern nur Kompensationsgeschäfte für die Bücher des Verlages abschließen konnte.³⁰³

Tatsächlich fällt auf, dass die „*Kritik*“ zunehmend im Anzeigenteil die Produkte von New Yorker und Warschauer Verlagen ankündigte und diese auch als Prämien für

³⁰¹ Siehe dazu: [Erklärung. Eine Antwort an das Dinesohn-Komitee]. In: *Kritik*, Heft Nr. 7 (25. Jänner 1921), 31.

³⁰² Vgl. Lexikoneintrag: *London, Yisroel*, in: *LNYL*, Bd. IV/424.

³⁰³ Vgl. Rawitsch, *Geschichtenbuch*, 179-181.

Neuabonnenten anbot. Statt eines direkten Verkaufs gegen harte Devisen war man stattdessen auf den Verkauf von Büchern ausländischer Verlage in Wien angewiesen, wodurch der erhoffte Währungsvorteil natürlich zunichte gemacht wurde. Der Verlag trennte sich noch 1920 in Unfrieden von Israel London. Eine Anzeige in „Kritik“ weist darauf hin, dass London nicht mehr befugt sei, für die „Kritik“ oder den Verlag „Kwall“ zu sprechen:

Erklärung: Der Verlag „Der Kwall“ gibt bekannt, dass Herr Israel London, der früher zu uns in gewisser geschäftlicher Beziehung gestanden ist, zu uns in keinerlei Verbindung steht und deshalb nicht berechtigt ist, im Namen des Verlages oder der Zeitschrift „Kritik“ zu sprechen.³⁰⁴

London verließ Wien zuerst Richtung Berlin und ging 1921 nach Paris, wo er in weiterer Folge eine Druckerei leitete und es selber zum Druckereibesitzer brachte. Er flüchtete 1941 nach Kuba und konnte 1943 in die USA einreisen, wo er ein erfolgreicher Geschäftsmann wurde. 1957 gründete er in New York einen eigenen Verlag „Der kva!“, der nicht nur den Namen, sondern auch das von Uriel Birnbaum gestaltete Verlagsblem des Wiener Verlages wieder aufgriff.³⁰⁵ Mit einer Serie schön gestalteter jiddischer Bücher löste er in den 1950er und 1960er Jahren teilweise das ein, was der Wiener Verlag für die jiddische Literatur versucht hatte.³⁰⁶

Das Unternehmen „Kwall“ bestand laut dem Verzeichnis "Protokollierter Firmen" im Wiener Adreßbuch von 1921/22 bis 1927 als Verlagsbuchhandlung m.b.H. an der Adresse Wien II., Taborstr. 7. Angeführt wird ein Stammkapital von 80.000 Kronen, Geschäftsführer waren Joel Blumenfeld, Josefine Blumenfeld sowie ein gewisser David Weintraub.³⁰⁷ Die Firma scheint zuletzt 1928 als „Verlagsbuchhandlungsgesellschaft in Liquidierung“ auf, als Liquidatorin wird Blumenfelds Gattin Josefine genannt.³⁰⁸

Es scheint sich nach dem Scheitern des Verlags um eine auf den Handel mit jiddischer Literatur spezialisierte Buchhandlung gehandelt zu haben. Diese Entwicklung dürfte sich sehr bald nach der Verlagsgründung abgezeichnet haben. Der Verlagsvertreter Israel London hatte Kommissionsgeschäfte mit Warschauer und New Yorker Buchhändlern abgeschlossen. Rawitsch berichtete, dass statt der erhofften Deviseneinnahmen der Verlag nur wieder Bücher

³⁰⁴ *Kritik*, Nr. 3, (1. September 1920), 31.

³⁰⁵ Vgl. Lexikoneintrag: *London, Yisroel*, in: *LNYL*, Bd. IV/424.

³⁰⁶ Vgl. *Ravitsh: Maysebukh II*, 498f. bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 183f.

³⁰⁷ Vgl. Wiener Adreßbuch, *Lehmanns Wohnungsanzeiger 1921/22*, Teil II, *Protokollierte Firmen*.

³⁰⁸ Vgl. ebd. für 1928.

anderer Verlage erhielt, die sich in den Verlagsräumlichkeiten in der Taborstraße 7 stapelten, wo man Räumlichkeiten gemietet hatte.³⁰⁹

Eine Tätigkeit einer Buchhandlung „Kwall“ ist zumindest für 1923 noch belegbar. Kwall wurde in der Wiener jiddischen Zeitschrift UNHOIB als „billigste Bezugsquelle“ von Büchern angepriesen:

Di biligste kwele fyn bicher iz der farlag und buchhandlung [sic!]
"Kwal" g.m.b.h., Wien, II., Taborstraße Nr. 7.
Ynzer farlag baziet [=bazitst?] a groisen lage fyn faršidene bicher,
di naieste literariše oisgaben in der jidiser yn hebreiſer wi
oich in andere ſprachen. – Far buchhendler, biblioteken
in engro yn detail, iz ynzer farlag di biligste kwele!³¹⁰

Joel Blumenfeld scheint also die Reste des Verlages in eine Buchhandlung umgewandelt zu haben.

4.3 Die „Kooperative Abteilung Kritik beim Verlag Der Kwall“

Die bedeutendste Leistung Silburgs in Wien war neben der Gründung eines Verlags die Herausgabe der Zeitschrift „*Kritik*“. Die Gründung einer Zeitschrift für die jiddische Schriftstellergruppe in Wien war sicher eine Notwendigkeit, nachdem die jiddische Presse Wiens ihnen keine adäquate Plattform mehr für die literaturtheoretischen Debatten bot. Die Zeitung der Poale Zion, „*Der yidisher arbeyter*“, konnte im Sommer 1917, mit der Erleichterung der Zensur, wieder in Wien erscheinen, und unter seinem an jiddischer Literatur interessierten Redakteur Mendl Singer eine Rolle für die jiddische Schriftstellergruppe Wiens in der Kriegszeit spielen, wurde aber im März 1919 nach Galizien zurückverlegt.³¹¹

Die Tageszeitung (und ab 1920 nur mehr Wochenzeitung) „*Yudishe morgenpost*“ hatte wenig Raum für das literarische Feuilleton und die parteipolitische Presse der Bundisten und der Poale-Zionisten, die sich aufgrund der Parteispaltungen vervielfältigte, bot zwar eine Plattform für gelegentliche literarische Beiträge. Sie konnten aber den Ansprüchen einer literarischen Gruppe, die sich Gehör verschaffen wollte, auf Dauer nicht genügen.³¹²

³⁰⁹ Vgl. *Ravitsh: Maysebukh II*, 490; bzw. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 175.

³¹⁰ UNHOIB, Nr. 1. Wien, (20. Juni 1923), [18]. Die Zeitschrift erschien in lateinischen Lettern.

³¹¹ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 381; Jacobs: *Tempest in a Teapot?* 178.

³¹² Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 387 f.

4.3.1 Die Zeitschrift „*Kritik*“

Sprachrohr der jiddischen Literatur Wiens sollte also eine eigene Zeitschrift sein. Moses Silburg wollte von Anfang an neben einem „kommerziellen“ Verlag auch einen Verlag für die Autoren gründen. Dieser war mit der Herausgabe der Zeitschrift „*Kritik*“ und der Werke der daran beteiligten Autoren befasst. Die Zeitschrift erschien in Wien in den Jahren 1920 und 1921 und war als Monatszeitschrift geplant. Mit gewissen Unregelmäßigkeiten im Erscheinungsdatum brachte sie es von Februar 1920 bis April 1921 auf einen Erscheinungszeitraum von etwas mehr als einem Jahr und zehn Nummern. Eine angekündigte Doppelnummer 11-12 für den Frühsommer 1921 dürfte nicht mehr zustande gekommen sein. Die „*Kritik*“ war zweifellos eine Ausnahmeerscheinung der Wiener jiddischen Publizistik, da sie eine höchst niveauvolle jiddische Literaturzeitschrift war, welche es in wirtschaftlich schwierigen Zeiten in einer Stadt des deutschtümelnden Antisemitismus einerseits und der jüdischen Assimilation andererseits auf die beachtliche Erscheinungsdauer eines vollen Jahres brachte. Viele ebenso ambitionierte Zeitschriftenprojekte scheiterten in derselben Zeit nach wenigen Nummern.³¹³

Die „*Kritik*“ wollte nicht nur eine Plattform für die jiddischen Literaten Wiens, sondern auch eine Brücke zwischen den Schriftstellern Amerikas und Europas sein. Sie machte aber auch ihrem Namen alle Ehre, was man an Silburgs scharfem Leitartikel "*Vos ikh hob aykh tsu zogen*" ablesen kann. Auch anderen Autoren hatte er viel Kritisches zu sagen. Rawitsch sekundierte Silburg in den Attacken auf das zionistische Establishment und der Verlagstätigkeit, vor allem des „Welt-Verlags“ in Berlin, was der Zeitschrift eine Unterlassungsklage aus Berlin einbrachte.³¹⁴ Moses Gross-Zimmermann griff den Expressionismus und die neuen Tendenzen in der jiddischen Literatur heftig an, und erntete heftigen Widerspruch von Silburg und Liwschitz.

Welche Rezeption dieser Aufsatz Silburgs und seine Zeitschrift insgesamt fanden, ist schwer nachvollziehbar. Nach Rawitsch soll aber gerade der Essay „Was ich euch zu sagen habe“ der „*Kritik*“ in der jiddischen Literaturwelt am meisten Beachtung verschafft haben.³¹⁵ Aus einer Durchsicht der Zeitschrift „*Kritik*“ selbst ergibt sich, dass die Zeitschrift außer in

³¹³ Einen Überblick über die Vielzahl kurzlebiger Periodica und eine Bewertung ihrer Rolle in der Geschichte der jiddischen Literatur gibt Leonard Prager: *Yiddish Literary and Linguistic Periodicals and Miscellanys: A selective Annotated Bibliography*. Haifa 1982.

³¹⁴ Vgl. *Ravitsch: Der velt-farlag*. In: *Kritik*, Nr. 3, (1. September 1920),30-31.

³¹⁵ Vgl. Rawitsch: *Geschichtenbuch*, 178.

Wien auch in Deutschland, Polen (wobei Ostgalizien aufgrund der besonderen politischen Lage noch eine Sonderstellung einnahm), in den USA und „in anderen Ländern“ vertrieben wurde. Laut Angaben im Anzeigenteil der Zeitschrift, der sich immer auf der letzten der 32 Seiten aller Einzelnummern befand, existierte ein Vertrieb in Warschau (durch eine Kooperation mit „*Nayer farlag*“), in Lemberg (zuerst über Josef Singer, dann N. Siegel), Bukarest (Jacob Groper), Buenos Aires (Bumaschny & Fein) und New York (über den Verlag „Amerika“).

Die in den letzten Nummern der Zeitschrift immer ausführlicher werdende „Liste der Mitarbeiter“ lässt vermuten, dass diese wohl in erster Linie die jiddischen Schriftstellern umfasste, deren Beiträge man bereits veröffentlicht hatte, oder die solche zugesagt hatten. „Mitarbeiter“ ist also nicht in allzu engem Sinne zu verstehen und bedeutet keine völlige Übereinstimmung mit Silburgs Linie. Dementsprechend steht aber zu vermuten, dass seine Zeitschrift immerhin von diesem Personenkreis – der durchaus viele bedeutende Namen der jiddischen Literatur einschließt – auch rezipiert wurde. Man kann also davon ausgehen, dass die Zeitschrift vor allem in Wien, Berlin, in Warschau und Lemberg gelesen wurde, aber wohl auch in Lodz, in London und zweifellos in New York wahrgenommen wurde, wo eine Kooperation mit dem Verlag „Amerika“ der Schriftstellergruppe „*Di yunge*“ bestand.

Die „*Kritik*“ veröffentlichte auch Beiträge einer Gruppe junger Schriftsteller, die als „Kiewer Gruppe“ eine wichtige Rolle in der modernen jiddischen Literatur des 20. Jahrhunderts spielen sollten und zu den bedeutendsten Autoren der sowjetisch-jiddischen Literatur zählten. „*Kritik*“ war offenbar die erste Zeitschrift, die über ihren Mitarbeiter Alexander Chaschin die Bedeutung dieser Dichtergruppe hervorhob. Zur Gruppe gehörten Perets Markish, David Hofshstein und Leib Kwitko. Zwei weitere Autoren dieses Kreises, Der Nister und der bereits etablierte Autor David Bergelson, werden ebenfalls als „Mitarbeiter“ der „*Kritik*“ geführt, es gab aber nur Besprechungen ihrer Werke, keine Beiträge.³¹⁶

Aus New York beteiligten sich die Vertreter einer sich zu dieser Zeit formierenden Schriftstellergruppe, welche unter dem Namen „*Di yunge*“ berühmt wurde. Bedeutende Namen sind Dovid Ignatoff, Ruvin Aysland, Al Gurye, H. Leyvick, Mani Leib. Wiener Mitarbeiter der

³¹⁶ Eine biographische Gemeinsamkeit der Autoren besteht darin, dass sie alle dem stalinistischen Terror zu Ende 1940 Jahre zum Opfer fielen. Siehe dazu die Anthologie von *Khone Shmeruk: A shpigl oyf a shteyn. Antologye. Poezye un proze fun tsvelf farshnitene yidishe shraybers in ratn-farband*. Tel Aviv, 1964.

Zeitschrift waren Melech Rawitsch, welcher in diesen Jahren als Vertreter des Expressionismus in der jiddischen Literatur Aufsehen erregte, A. M. Fuchs, einer der wichtigsten Prosaautoren, den die jiddische Literatur Galiziens aufzuweisen hat, und der Kritiker Moses Liwschitz.

Leider ist nirgendwo etwas über die Höhe der Auflage der Zeitschrift mitgeteilt worden. Die Aufzählung der in der Zeitschrift veröffentlichten Schriftsteller und Schriftstellerinnen ist einerseits sehr eindrucksvoll und zeigt, dass Silburg literarischen Geschmack und Kritikfähigkeit besaß, und dass die Selbstdefinition der „*Kritik*“ – nämlich dass sie „unter Mitarbeit der besten jungen literarischen Kräfte diesseits und jenseits des Meeres“³¹⁷ erscheine, zu einem gewissen Grade eingelöst werden konnte. Wien war aber sicher nicht der ideale Ort für eine jiddische Literaturzeitschrift. Der einfachste Grund für das Scheitern des Projekts war chronischer Geldmangel, etwas, woran im Laufe der jiddischen Literaturgeschichte unzählige Zeitschriftenprojekte scheiterten.

Der Verlag, welcher offenbar die Zeitung tragen sollte, geriet sehr bald in hoffnungslose ökonomische Schwierigkeiten. Die Kalkulation, dass man aufgrund vorhandener Druckmöglichkeiten und der Inflation, die einen Exportvorteil versprach, in Wien billig produzieren würde können, und der Verkauf auf dem polnischen und amerikanischen Markt die benötigten Devisen erwirtschaften würde, erwies sich als Milchmädchenrechnung. Die galoppierende Inflation der Kronenwährung machte es bald unmöglich, realistisch zu kalkulieren. Schwierigkeiten gab es offenbar auch mit den Autorenrechten und mit dem Verkauf. Außerdem entzog die weiter anhaltende Tendenz zur Assimilation unter den Wiener Juden bzw. die oft durch die restriktive Einbürgerungspolitik der Behörden erzwungene Rückkehr in die Heimat oder die weitere Emigration der jiddisch sprechenden Galizianer der jiddischen Literatur allmählich das lokale Publikum. Die Herausgeber der „*Kritik*“ waren sich dieser Schwierigkeiten sehr wohl bewusst. Schon in der ersten Nummer brachte die „*Kritik*“ eine pessimistische Einschätzung der Zukunft der jiddischen Kultur im deutschen Sprachraum.³¹⁸

Die jiddische Dichtung war aber nicht allen deutschsprachigen Autoren unbekannt. Melech Rawitsch und Albert Ehrenstein planten eine Anthologie jiddischer Dichtung in deutscher Übersetzung und deutscher Expressionisten in jiddischer Übersetzung. Ein Ergebnis der Zusammenarbeit war, dass eine Nummer der Zeitschrift drei Gedichte von Else Lasker-Schüler

³¹⁷ So im Text einer Anzeige für die „*Kritik*“, welche in mehreren Büchern des Verlages „*Der kval*“ erschien.

³¹⁸ Vgl. *M. Ravitsh: Yudishe kultur in daytshe shtet*. In: *Kritik*, Nr. 1, 1920, 30-31.

(„Ein Lied“, „Abraham und Isaak“, „Jakob und Esau“) und zwei von Albert Ehrenstein („Wanderers Lied“, „Verzweiflung“) in der jiddischen Übersetzung von Melech Rawitsch brachte.³¹⁹ Die geplante Anthologie wurde aber nicht realisiert.³²⁰

Der finanzielle Misserfolg führte zu den in solchen Fällen unvermeidlichen Spannungen und Zerwürfnissen. Angeblich übersiedelte der Geldgeber Joel Blumenfeld in die USA, womit laut Darstellung von Rawitsch das Schicksal des Unternehmens besiegelt war.³²¹ Die Verlagsteile „Der Kwall“ und „*Kritik*“ gingen spätestens ab 1922 getrennte Wege. Dem „Wiener Adressbuch“ zufolge existierte an der Adresse Taborstraße 7/12 noch einige Jahre eine als „in Liquidierung“ befindliche Buchhandlung „Der Kwall“, geführt durch Joel Blumenfeld.

Silburg dürfte hingegen noch kurze Zeit versucht haben, die „Kooperative Abteilung Kritik“ unter einem anderen Namen weiterzuführen. Für 1923 lässt sich jedenfalls nochmals ein Verlag mit dem Namen „Verlag Vilne“ nachweisen. In seiner Verlagsadresse findet sich zum Verlagsnamen der Zusatz „ehemalige Kritik“. Der Verlag druckte Bücher von New Yorker Schriftstellern. Verlagsadresse war „Weimarerstraße 19/10“. Ab 1924 taucht diese Adresse als Redaktionsanschrift der von Rudolf Glanz redigierten Zeitschrift „Unsere Tribüne“, der neu- oder wiedergegründeten deutschsprachigen Parteizeitung der Poale Zion in Wien, wieder auf. Moses Silburg, für den sich keine Wohnadresse in Wien ausfindig machen ließ, könnte bei Glanz Untermieter gewesen sein.

Das Scheitern der jiddischen Verlagstätigkeit ist vor dem Kontext der turbulenten Entwicklung innerhalb der Poale Zion zu sehen. Die politischen Umwälzungen in Osteuropa nach der Oktoberrevolution, die Distanzierung der Linken Poale Zionisten vom bürgerlichen Flügel der zionistischen Bewegung, blieben nicht ohne Auswirkungen auf die jiddischen Schriftsteller, die zumeist auch politisch sehr engagiert waren. Die Spaltungen in der jüdischen Arbeiterbewegung - zuerst die Spaltung der Poale Zion in „Linke“ (welche sich ebenfalls wieder spalteten) und in „Rechte“, wobei zusätzlich auch der „Bund“ nun in Wien tätig war, führten zu einer Schwächung

³¹⁹ Vgl. *Kritik*, Nr. 4, 19-22.

³²⁰ Vgl. *Meylekh Ravitsh: Dos andere daytshland*. In: *Mayse-bukh II*, 511-517.

³²¹ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh II*, 495 f. bzw. Rawitsch, *Geschichtenbuch*, 182. Allerdings bestätigt das Ergebnis der Meldeanfrage (siehe Anm. 297!) diese Auswanderung Blumenfelds nicht. Eventuell kehrte er nach Wien zurück. Die Übernahme von Vertretungen verschiedener New Yorker und Warschauer Verlage wird durch den Anzeigenteil der „*Kritik*“, in dem Bücher dieser Verlage angeboten werden, bestätigt.

der jiddischsprachigen Kulturarbeit unter der Wiener Arbeiterschaft.

Die Ablehnung des Jiddischismus als „kleinbürgerlichem Nationalismus“ durch die KPÖ führte zu einer weiteren Krise der jiddischen Kulturbewegung in Wien. Ab Ende 1920, nachdem in in der „Freien Tribüne“, dem Organ der Linken Poale Zionisten, als dezidiertes Ziel die Vereinigung mit der KPÖ ist, finden sich in der Zeitschrift nur mehr selten Hinweise mehr auf die jiddische Kultur in Wien. Die Zeitschrift „*Kritik*“ wurde also zu einem Zeitpunkt gegründet, als der Jiddischismus in der Wiener jüdischen Arbeiterschaft schon wieder auf dem Rückzug war. Zusammen mit der forcierten Rückwanderung und Auswanderung galizischer Flüchtlinge, mit welcher die österreichischen Behörden auch der antisemitischen Stimmung im Land Rechnung trugen, verschwand bis Mitte der 1920er Jahre ein großer Teil der sozialen Basis für ein jiddisches Kulturleben in Wien. Die Abwanderung jiddischer Literaten aus Wien folgte damit auch einer allgemeinen Wanderungstendenz, die eine Reaktion auf die schwierigen ökonomischen und politischen Bedingungen Wiens war.

Gründe für das Scheitern des Verlages „Der Kwall“ und der Zeitschrift „*Kritik*“ sind leicht zu finden. Die schwierige wirtschaftliche Lage in der Republik Deutsch-Österreich und im Wien der Nachkriegsjahre, die Feindseligkeit, welche vor allem den „polnischen“ Juden entgegengebracht wurde, alles das hätte auch ein finanziell besser abgesicherte Unternehmen zum Scheitern gebracht. Der Gedanke von Wien als einem Zentrum der jiddischen Literatur blieb ein unrealisierbarer Traum. Bemerkenswert bleibt aber, dass dieser Traum eine gewisse Zeitlang geträumt wurde und auch mit beträchtlicher Hartnäckigkeit verfolgt wurde. Einen wesentlichen Anteil daran hatte offenkundig Moses Silburg.

4.3.2 „Was ich euch zu sagen habe“: Moses Silburgs Auffassungen von jüdischer Kultur

Laut Melech Rawitsch war Moses Silburg die zentrale Persönlichkeit der jiddischen Schriftstellergruppe Wiens. Vor allem mit seinem polemischen Essay *Vos ikh hob aykh tsu zogn* soll er zu Beginn der 1920er Jahr in der jiddischen Literaturwelt einiges Aufsehen erregt haben. In diesem Essay nahm Silburg eine Bestandaufnahme der Lage der jiddischen Kultur vor und ging hart mit allen aktuellen Strömungen ins Gericht.

Silburgs Polemik erschien in den Heften 1,2,3,4 und 6 der „*Kritik*“ und wurde 1921 unter

demselben Titel auch als eigene Broschüre herausgebracht.³²² Die Lektüre der scharfen Polemik macht nachvollziehbar, was Melech Rawitsch mit seiner Charakterisierung Silburgs, wonach dieser sich in der „Rolle des Strafers und Mahners“ gesehen habe, gemeint hatte. Der scharfe Ton, den Silburg anschlägt, ist wohl auch damit zu erklären, dass sich für ihn als jiddischen Publizisten in Wien, und damit in deutschsprachiger Umgebung, die Fragen, die er aufwarf, mit besonderer Härte stellten.

Der Hintergrund für die Ausführungen Silburgs bilden, wie er auch selbst zu Anfang betont, die entsetzlichen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, die den Fortschrittsoptimismus der bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellten. Da Silburg nach der Beschreibung von Melech Rawitsch zu dieser Zeit der Wortführer der Wiener jiddischen Schriftsteller war, so ist dieser Essay auch als Teil des literarischen Programms der Gruppe zu sehen.

Der erste Teil des Essays war vor eine Polemik gegen Martin Buber und seine Jünger. Für Silburg ist Buber ein typischer jüdischer Intellektueller, der durch westliche Bildung dem Judentum im Grunde der zeitgenössischen jüdischen Gesellschaft völlig entfremdet war. Mit ihrem Interesse für die Ostjuden, den Übersetzungen jiddischer Literatur würden Buber und andere der jiddischen Literatur einen Bärendienst erweisen. Sie redeten in deutscher Sprache vom kulturellen Reichtum der Ostjuden und ignorierten dabei die verzweifelte ökonomische Lage derer, die weiter in dieser Literatur tätig sein wollten:

Eine Flut deutscher und polnischer Zeitschriften überschwemmte den „Ostjuden“:
Jüdische Rundschau, Jüdische Zeitung, Der Jude, Moriah, Jerubaal, hunderte Broschüren, Flugblätter, Almanache, Kalender, usw. usw. Und das große Kunststück, das Übersetzen, mit dem euer großer Meister, der alte Mendelssohn, den glücklichen Anfang gemacht hat, begann wieder, es gab keinen einzigen jüdischen Schriftsteller, den ihr nicht „verdeutsch“ hättet auf ewig und immerdar, und nicht nur die Bücher, auch die paar armen jiddischen und hebräischen Schriftsteller, die bedauerlicherweise keinen Platz für ihr Wort gefunden hatten, habt ihr auch eingespannt, mit Berditschewski an der Spitze.³²³

Vor dem Hintergrund des schrecklichen Krieges in Europa war Martin Buber für Silburg nur ein Idealist und utopischer Träumer, der keine Antworten parat hatte. Der Sozialismus Bubers sei nur der Luxus eines Intellektuellen, die Arbeiterschaft habe aber von Bubers "neuer Gemeinschaft"

³²² Vgl. Anzeige des Verlages "Der kval", in: *Kritik*, Nr. 8, (Februar 1921), 32. Da die Broschüre bisher aber nicht aufgefunden werden konnte, stützt sich die hier gebrachte Darstellung auf die Veröffentlichung in der Zeitschrift "Kritik".

³²³ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 1, 4. Zitiert nach Silburg: Was ich euch zu sagen habe, in: Soxberger: Nackte Lieder, 105.

nichts zu erwarten, resümierte er.³²⁴

Silburgs Vorwurf der Entfremdung von dem, was sich in den "jüdischen Massen" tatsächlich abspielte, galt offenbar auch anderen Kulturzionisten um Bubers Zeitschrift "Der Jude". Silburg schreibt vom seinem „Hass“ auf die Assimilanten, welche jede jüdische Besonderheit ablegt hatten, und davon leben konnten. Die Literatur über die Ostjuden blühe, während deren Heimat in Trümmern liege. Den deutschsprachigen Zionisten warf Silburg vor, die Eroberung der polnischen Gebiete nur als Gelegenheit gesehen zu haben, um die osteuropäischen Juden so schnell wie möglich an die deutsche oder polnische Kultur zu assimilieren – man serviere ihnen ein Surrogat, während man die tatsächlich vorhandene eigenständige kulturelle Entwicklung ignoriere oder behindere.³²⁵ Silburg meinte jene akademischen Experten für ostjüdische Fragen, die im Verein mit militärischen Planungsstäben in das jüdische Verlags- und Schulwesen in Osteuropa eingegriffen hatten. Die Vereinnahmung des Jiddischen als deutscher Dialekt sollte dabei die deutschen Ansprüche auf Einflussnahme im Osten untermauern.³²⁶

Der erste Teil der Polemik ist der Kritik an den bürgerlichen Zionisten des Westens gewidmet. Für Silburg sind sie „Fremde“ im jüdischen Leben: entfremdete Intellektuelle, welche eigentlich schon aus dem Kreis des Judentums ausgeschieden waren. Durch den Antisemitismus, durch das jüdische Leid, das sie nicht ausgenommen hat, kommen sie zurück zu ihrem Volk. Aber sie kommen mit Konzeptionen, welche dem Judentum eigentlich fremd sind. Nun bieten sie diese Konzepte als jüdische an, als Lösung für die Probleme des jüdischen Volkes, und dieses ist bereit, nach jedem Strohalm zu greifen.

Besonders kritisch beurteilt Silburg die Politik der „Jüdischen Legion“ und der von Wladimir Jabotinski repräsentierten Richtung des Zionismus. Er sieht darin ein Beispiel für die Abkehr von den jüdischen Idealen. Die höchste Tugend, die das jüdische Volk in seiner Geschichte erreicht hatte, war laut Silburg die Ablehnung der physischen Gewalt – die Zionisten aber idealisierten die militärische Karriere eines militärischen Helden wie Trumpeldor, nicht aber seinen Beitrag zum landwirtschaftlichen Aufbau des Land, den Silburg anerkennt.³²⁷ Hier finden wir also eine Absage an den „zionistischen Militarismus“, wie sie sich ganz ähnlich lautend auch in der „Freien Tribüne“ zu finden ist.

³²⁴ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 1, 6.

³²⁵ Vgl. ebd., 4f.

³²⁶ Siehe dazu auch: Zosa Szajkowski: *The Struggle for Yiddish During World War I: The Attitude of German Jewry*. In: *Leo Baeck Institute, Year Book 1964*, 131-158.

³²⁷ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 3, 4.

Anknüpfend an diese Kritik des Militarismus als politischer Option malte Silburg eine düstere Vision aus. Auf die britische Politik zu hoffen, sei die Hoffnung auf eine Erlösung durch einen "zweiten Kyros". Das werde aber nicht zum erträumten Zions-Idyll führen, Silburg befürchtet vielmehr einen Staat, welcher von Klassenkämpfen erschüttert wird, der eine Rüstungsindustrie hat und ein Parlament, in dem Politiker wie Jabotinski mit Bibelsprüchen die Notwendigkeit des Krieges gegen Nachbarstaaten begründen.³²⁸

Die zentrale Idee des Zionismus sieht Silburg in der „Galuth-Verneinung“, der Abwertung der jüdischen Diasporakultur. Diese Verneinung sei eine Idee, die paradoxerweise im 19. Jahrhundert in Osteuropa zu einem Anstoß für kulturelle Anstrengungen geworden sei. Er bringt das Beispiel des hebräischen Schriftstellers und Kulturzionisten Achad HaAm, der für Silburg die Fähigkeit des jüdischen Volkes personifiziert, negative Konzeptionen in positive kulturelle Produktivität umzusetzen.³²⁹

Besondere Kritik übte Silburg weiters an der zionistischen Position in der Schulfrage: Man gründe überall so genannte hebräische Gymnasien. Tatsächlich führten diese in Polen nur zur Polonisierung der jüdischen Jugend. In Deutsch-Österreich stelle sich die Frage gar nicht, hier sei die Unterrichtssprache ohnehin Deutsch, merkt Silburg an. Anstatt einer Jugend, die Hebräisch beherrscht, produziere diese Erziehung nur eine Jugend, die Jiddisch verachte und trotzdem nicht ausreichend Hebräisch könne. Anstatt also jüdische Werte zu vermitteln, führe sie nur zu deren noch rascheren Verlust.³³⁰

Silburg akzeptierte nur den Intellektuellen, der mit dem Volk lebt, als zum jüdischen Volk gehörig. Die Einheit des Volkes sei früher durch Einheit von Sprache, Religion und Tracht gegeben gewesen. Unter den heutigen Verhältnissen bleibe davon nur die Sprache. Silburg vertritt damit die Position eines radikalen Jiddischismus. Nur was in einer eigenen jüdischen Sprache geschaffen werde, könne man auch der jüdischen Kultur zuordnen. Alles andere nannte Silburg nur „Parodie“. Die Assimilanten oder Parodisten, wie er sie nennt, brächten dagegen nur die Parodierung anderer Völker zustande, meinte Silburg, könnten aber keine eigenständigen jüdischen Kulturwerte hervorbringen.³³¹

Wenn aber nun einmal überall die Gefahr der Assimilation bestand, so stellt sich die Frage,

³²⁸ Vgl. ebd., 5.

³²⁹ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 2, 5f.

³³⁰ Vgl. ebd., 6.

³³¹ Vgl. ebd., 3f.

welchen Ausweg aus dem Dilemma Silburg sah. Er fand für diesen Ausweg eine scharfe Formulierung:

Zurück ins Ghetto!

Ich sehe schon, wie die klugen Köpfe von links und rechts in Scharen unverzüglich über mich herfallen: Zurück?! Ins Ghetto?! Ich spreche das dunkle, mittelalterliche Wort mit Absicht aus und meine damit nicht den gelben Fleck auf dem Rücken: ich meine die „Autonomie“. Aber eben auch nicht die „Autonomie“, die nicht mehr als einen rechtlichen Zustand bedeutet und die zum Guten wie zum Schlechten dienen kann; (beispielsweise russische, polnische und andere Schulen für Juden, nach dem dreisprachigen Rezept von Dubnow und Anski u.a.). Ich meine jene geistige Autonomie, jenen Zauberkreis, den jeder individuelle Charakter, das Individuum oder ein Kollektiv, instinktiv in seinem Leben schafft, um seine innere Integrität zu bewahren. Eben dieser Zauberkreis, der keine äußeren Einflüsse heran lässt – das Ghetto, ist die erste Bedingung für seine Existenz als solches. Da liegt auch der tiefere Sinn der Individualität: die Sehnsucht nach den eigenen vier Wänden, nach der eigenen Atmosphäre, trägt jeder Mensch in sich, jede menschliche Gruppe.³³²

Dabei meint Silburg also offenbar nicht, dass diese jüdische Besonderheit in der Rückkehr zur orthodox-jüdischen Lebensweise bestehen sollte, wie sie zur selben Zeit beispielsweise Nathan Birnbaum, der frühere Vorkämpfer des Jiddischismus, propagierte.³³³ Silburg war der Ansicht, dass die Idee der kulturellen Autonomie konsequent umgesetzt werden müsse. Eine wesentliche Rolle schrieb er dabei einem modernen Schulsystem in jiddischer Sprache zu.³³⁴

Silburg setzte, trotz aller Skepsis, große Hoffnungen auf die jüdische Arbeiterbewegung als Träger der modernen jiddischen Kultur. Aber er forderte gleichzeitig auch „Nüchternheit“. Aus dieser Forderung folgte eine Bestandsaufnahme der jiddischen Kultur, die auch eine Kritik jenes säkularen Jiddischismus enthielt, den er selbst vertrat. Ich möchte diesen Punkt unterstreichen, weil es zeigt, dass Silburg sich von seinem Wunschdenken nicht dazu verführen ließ, die harten politischen Realitäten zu übersehen.

Das zeigt sich etwa an seiner Einschätzung der Entwicklung in Russland. Für Silburg stand die russische Revolution metaphorisch unter dem Zeichen des Sternes, wie der Beginn des Christentums. Das implizierte, dass Silburg offenbar ahnte, dass sich hier eine neue Staatsreligion mit absolutem Wahrheitsanspruch herausbildete.³³⁵ Das jüdische Volk stehe, so Silburg, in Russland vor der Entscheidung zwischen Sein oder Nichtsein. Das jüdische Leben im revolutionären Russland werde von Leuten geführt wird, die zwar die Kulturautonomie

³³² *Zilburg: Vosikh ...*, in: *Kritik*, Nr. 6, 8. Zitiert nach Silburg: Was ich euch zu sagen habe, in: Soxberger: Nackte Lieder, 118.

³³³ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 2, 7.

³³⁴ Vgl. ebd.

³³⁵ Vgl. ders., in: *Kritik*, Nr. 6, 10.

durchführen würden, also überall den Gebrauch des Jiddischen forcierten, diese Politik aber nur als Mittel zum Zweck ansehen würden. Sie sei von ihnen nur als eine Vorstufe zur vollständigen Assimilation gedacht. Die weitere Entwicklung zeigt, dass Silburg die politische Situation in der Sowjetunion schon Anfang der 1920er Jahre durchaus richtig eingeschätzt hatte.³³⁶

Für Amerika wiederum konstatierte Silburg, hier blühe die jiddische Presse, die jüdische Arbeiterbewegung habe feste Positionen errichtet, die Säkularisierung der jüdischen Arbeiterschaft war sehr weit gediehen. Aber, so fragte Silburg, wie stehe es um die amerikanische jüdische Jugend? Dem jiddischen Kulturleben in Amerika, meinte Silburg, gehe die soziale Basis verloren, denn die Jugend lerne nur in englischen Schulen. Der amerikanische „Blätterwald“ verhülle nur die Wahrheit – dem jiddischen Kulturleben in Amerika fehle es an dauerhaften Grundlagen für seine Zukunft.³³⁷

Silburg zeigt sich in seinen Beiträgen in der „*Kritik*“ einerseits als Modernist. Aber im Unterschied zu der bald darauf entstehenden Gruppe „*khalyastre*“ in Warschau, welche die Forderung nach einer jiddischen Moderne in der Literatur radikal zu verwirklichen versuchte³³⁸, betont er auch die nationale Aufgabe der jiddischen Literatur.

Versuche, eine umfassende Formel für das Problem der jüdischen Tradition in der Moderne zu finden, wie sie in Silburgs Artikel zum Ausdruck kommen, waren in dieser Zeit nichts Ungewöhnliches. So versuchte der Schriftsteller Eugen Hoeflich sich zur selben Zeit an der Neudefinition des Kulturzionismus durch eine Verbindung mit "panasiatischen" Ideen. Hoeflich hatte auch nachweislich Kontakt zu den Kreisen der jiddischen Schriftstellern Wiens, vor allem zu Melech Rawitsch.³³⁹

Der Schriftsteller und Philosoph Alfred Nossig hatte schon früher den Begriff eines „integralen Judentums“ für ein säkularisiertes Judentum geprägt und versuchte nach dem Ersten Weltkrieg, seine Idee zu verbreiten. Seine Vortragsreisen führten ihn auch nach Wien, wo er Kontakt zu verschiedenen jüdischen Kreisen suchte, darunter auch zu Hoeflichs Zirkel und zur Poale Zion. Ob Silburg mit Nossigs Schriften vertraut war, ist zwar nicht belegbar, es liegt aber

³³⁶ Vgl. ebd., 11. Zum historischen Hintergrund, auf den sich Silburg bezieht, siehe Salo W. Baron: *The Jews under Tsars and Soviets*, New York 1987(3. Aufl.) Kapitel 11, Era of Revolutions, insbesondere Abschnitt "Yevseksiya", 174 -179.

³³⁷ Vgl. *Zilburg: Vos ikh hob aykh tsu zogen*, in: *Kritik*, Nr. 6, 12 f.

³³⁸ Vgl. Rachel Ertel: *Khaliastra et la modernité européenne*. In: *Khaliastra*, Paris 1989, 267 f.

³³⁹ Vgl. Hoeflich Eugen, (Moshe Ya'akov Ben-Gavriël): *Tagebücher 1915 bis 1927*, Wien (etc.) 1999, 419.

im Bereich des Möglichen. Ein Verlag, der Nossigs Schriften verbreitete, und der den programmatischen Namen „Interterritorialer Verlag Renaissance“ trug, wurde etwa zur selben Zeit wie der Verlag „Der Kwall“ in Wien gegründet, und scheint ein ähnliches Geschäftskonzept verfolgt zu haben. Auch „Renaissance“ wollte von Wien aus den osteuropäischen Buchmarkt erobern.³⁴⁰

Mit seinen ideologischen Positionen lässt sich Silburg auch mit dem jiddischen Erzieher Abraham Golomb vergleichen. Silburgs „Zauberkreis“ der weltlichen jiddischen Kultur erinnert stark an Golombs Forderungen nach einem „integralen Judentum“, das durch das moderne jiddische Schulwesen vermittelt werden sollte.³⁴¹ Zu entscheiden, ob Golomb von den Ideen Silburgs direkt beeinflusst war, oder ob die Ähnlichkeit durch die Rezeption derselben Vorbilder bedingt ist, kann ich hier nicht entscheiden. Die Betonung des Gedankens, dass man eine moderne jüdische Kultur erst durch die bewusste Übernahme neuer Elemente aufbauen müsse, erinnert auch an Mordechai Kaplans Konzeptionen, die der Bewegung des jüdischen „Reconstructionism“ in den USA zugrunde liegen.

³⁴⁰ Vgl. Hall: Österreichische Verlagsgeschichte, Bd. II, 303-310.

³⁴¹ Vgl. Thomas Soxberger: Abraham Golombs ‚Integrated Judaism‘, in: Yiddish and the Left, Oxford, Legenda 2001, 195-207.

Kapitel Fünf: Die „Krise“ der modernen jiddischen Kultur Wiens (1923 -1938)

5.1 Die jiddische Kultur im Wien der zwanziger Jahre

Max Neugröschel beschreibt die Situation der jiddischen Kultur Wiens ab der Mitte der 1920er Jahre als von einem merklichen Niedergang und einer kontinuierlichen Krise geprägt. Ein deutliches Zeichen dafür, dass es eine solche Krise gab, ist der markante Einbruch der jiddischen Buchproduktion Wiens und das fast völlige Verschwinden einer jiddischsprachigen Presse in Wien. Bereits das Jahr 1922 zeigte einen deutlicher Rückgang der jiddischen Publikationstätigkeit in Wien. Es wurden weniger Bücher und Broschüren gedruckt als in den Jahren zuvor. Der Trend setzte sich fort, bis 1926 die jiddische Buchproduktion in Wien gänzlich zum Erliegen kam. In den darauffolgenden Jahren bis 1938 kam es nur mehr zu sporadischen Veröffentlichungen jiddischer Bücher, die in Wiener Kleinstverlagen oder im Selbstverlag erschienen.³⁴²

Diese Entwicklung ging mit der Verkleinerung der jiddischen Kulturszene Wiens und dem Prozess der Abwanderung jiddischsprachiger Aktivisten Hand in Hand. Dieser war eng verbunden mit der Verringerung der Bedeutung der jiddischsprachigen Parteiorganisationen in Wien. So kam es 1922 zur Verlegung der Weltzentrale der Linken Poale Zion nach Danzig. Damit wurde auch die Produktion von einschlägigen Parteibroschüren in Wien eingestellt.

Ein Indiz für den raschen Bedeutungsverlust des Jiddischen in der Wiener linken Szene ist es, wenn zwar auffälliger Weise der kommunistische „Verlag der Arbeiterbuchhandlung“ (Wien IX., Alserstr. 69) noch 1922 eine Reihe kommunistischer Schriften in jiddischer Sprache herausgab und sogar das Erscheinen weiterer Bücher und Broschüren ankündigte, dann aber keine weiteren Aktivitäten in diese Richtung mehr setzte.³⁴³

Die ideologische Konkurrenz zwischen den linken Bundisten, den Linken Poale-Zionisten

³⁴² Dies ergibt eine bibliographische Aufnahme jiddischer Bücher und Broschüren aus Wien für den Zeitraum 1915-1938. Siehe dazu Thomas Soxberger: Jiddische Literatur und Publizistik in Wien, Diplomarbeit, Universität Wien 1994, 104-114; [ders.] Zwischen Partei- und Selbstverlag, in: Eidherr/Müller: Jiddische Kultur und Literatur aus Österreich, Klagenfurt 2003, 250-263.

³⁴³ Publiziert wurden etwa: *Y. Preobrazhenski: Der driter yontev fun der oktober-revolutsiye*. Verlag der Arbeiterbuchhandlung (Jüd. Abt.). Wien 1921, 26 S. (Bestand: Bibliothek JMW). Siehe auch Anm. 241.

und den Kommunisten um die richtige politische Strategie, die einige Jahre die jiddische politische Presse in Wien angetrieben hatte, war Mitte der 1920er Jahre schon weitgehend obsolet geworden, da keine „Jüdische (d.h. jiddischsprachige) Sektion“ im Rahmen der KPÖ zustande gekommen war. Die Forderung nach einer solchen Sektion galt in der KPÖ als Restbestand „kleinbürgerlicher“ jiddischistischer Ideologie. Diese Bewertung ergab sich daraus, dass eines der Hauptargumente für den Jiddischismus in der Linken Poale Zion der Kampf gegen die fortschreitende „Assimilation“ war. Die sprachliche Assimilation der jüdischen Arbeiterschaft schritt in Wien aber schnell voran und wurde von den österreichischen Kommunisten auch begrüßt.

Der zweite Faktor, der für die Krise der jiddischen Publikationstätigkeit in Wien verantwortlich zu machen ist, war ein ökonomischer. Die 1922 einsetzende Hyperinflation war einer der Gründe, warum der Verlag „Der Kwall“ seine Tätigkeit spätestens 1922 endgültig einstellte. Seine Hauptredakteure, zuerst Rawitsch und dann Silburg, gingen nach Polen. Die verbleibenden Autoren orientierten sich für ihre Veröffentlichungen nach Polen, vor allem Warschau, und Berlin.

Auch das jiddische Theater erlebte zu Mitte der 1920er Jahre eine schwere Krise. Es blieb ein Teil der Wiener Unterhaltungskultur, erfüllte aber seine „kulturelle Aufgabe“, wie sie ihm von den Jiddischisten zugedacht wurde, nicht in der erhofften Art und Weise.³⁴⁴

5.1.1 Jiddische und hebräische Schriftsteller in Wien zu Mitte der zwanziger Jahre

Eine kleine Gruppe jiddischer und hebräischer Schriftsteller blieb aber auch in den 1920er Jahren in Wien wohnhaft. Ungeachtet der „Sprachkämpfe“ gab es einen Austausch zwischen Deutsch, Hebräisch und Jiddisch schreibenden Autoren. Ein Zeitzeuge für diese Wiener Jahre war Meir Wiener. Briefe von Meir Wiener (geb. 31. Dez. 1893 in Krakau – Sept. 1941 bei Moskau gefallen) aus den Jahren 1925-1927 erlauben einen kleinen Einblick in den Kreis jener wenigen hebräischen und jiddischen Schriftsteller, die sich Mitte der zwanziger Jahre in Wien aufhielten. Dieser kleine Schriftstellerkreis traf sich regelmäßig an den Stammtischen der traditionellen Wiener Literatencafés, wie etwa dem Café Herrenhof. Mit dem literarischen Leben anderer Städte konnte Wien damit sicher nicht mithalten.

³⁴⁴ Siehe dazu Abschnitt 2.4.4.: Jiddisches Theater in Wien als "nationale Kulturaufgabe".

Meir Wiener entstammte einer maskilischen Familie in Galizien. Er wuchs in Krakau auf und kam 1910 mit den Eltern nach Wien. Während des Ersten Weltkriegs studierte er in der Schweiz Philosophie, schloss aber nicht mit dem Doktorat ab. Nach seiner Rückkehr nach Wien arbeitete er an einer Reihe deutschsprachiger Zeitschriften mit und gehörte zum Freundeskreis um den Dichter und Publizisten Eugen Hoeflich. Hoeflich war ein dem zionistischen Mainstream gegenüber kritisch eingestellter „Kulturzionist“.³⁴⁵ Über diese Verbindungen kam er auch in Kontakt mit den Schriftstellern um die „*Kritik*“, an der er sich aber offenbar nicht beteiligte. Ein von Eugen Hoeflich und seiner Frau Mirjam Hoeflich-Schnabler geleitetes „Konzerbureau der Vereinigung jüdischer Forscher, Schriftsteller und Künstler“ organisierte 1921 jüdische Vortrags-, Konzert und Dichterabende. Ein „Jüdischer Abend“ im Auftrag des Klubs jüdisch-hebräischer Schriftsteller fand am 10. November 1921 im Hotel Continental, Taborstraße 8 (auf der gegenüberliegenden Straßenseite, Taborstraße 7, lagen die Büroräume des Verlags „Kwall“!) statt. Beteiligt waren Mali (Molly) Picon, Jakob Kalich, Isaak Deutsch, Melech Rawitsch und Alexander Chaschin – eine bemerkenswerte Kombination jiddischer Kulturschaffender, die ein Jahr später schon nicht mehr zustandegekommen wäre.³⁴⁶ 1922 stürzten die galoppierende Inflation und die darauffolgende Währungsreform das jiddische Verlagswesen und das jiddische Theater schließlich in eine schwere Krise.

In seiner Korrespondenz mit dem hebräischen Schriftsteller David Vogel, der einige Zeit in Wien gelebt hatte, aber zu Mitte der 1920er Jahre bereits in Paris wohnte, schrieb Meir Wiener:

Jeden Abend sitzen sie im Café Herrenhof: [Abraham] Sonne, [Isaak] Schreyer, [Zwi] Diesendruck, [Moses] Liwschitz, [Mejlech] Chmielnitzky und manchmal auch ich. Aber ich bleibe eine halbe Stunde und gehe wieder. Schreyer scheint ein guter Kerl zu sein. Ich habe mich ein wenig näher mit Sonne befreundet. Insgesamt bin ich sehr niedergeschlagen.³⁴⁷

Bei dem erwähnten Schriftsteller Schreyer dürfte es sich um Isaac Schreyer handeln (geb. 20. Okt. 1890, Wishnitz, Bukowina, gest. 14. Jän. 1948 New York). Schreyer hatte das deutsche Gymnasium in Czernowitz besucht und lebte in Wien, Berlin, London, New York. Er schrieb Gedichte in deutscher Sprache und übersetzte aus dem Jiddischen ins Deutsche, darunter

³⁴⁵ Vgl. Hoeflich, Tagebücher 1915 bis 1927 (siehe Anm. 339) .

³⁴⁶ Vgl. ebd., 419.

³⁴⁷ Brief von Meir Wiener an David Vogel, 8. Okt. 1925 (siehe Anm. 283).

Werke von Abraham Moses Fuchs, Melech Rawitsch, Dovid Eynhorn und anderen jiddischen Autoren.³⁴⁸

Meir Wiener ging 1923 nach Berlin und nahm dort Kontakt zur russisch-jüdischen Emigrantenszene auf. 1925 war er wieder in Wien, Anfang 1926 hielt er sich einige Wochen in Paris auf und versuchte dort erfolglos, Anschluss an die jiddische Literaturszene zu finden. Nach langen Überlegungen und inneren Kämpfen übersiedelte er in diesem Jahr in die Sowjetunion. 1927 wurde er Redakteur der Zeitschrift „*Royte velt*“ in Charkow. Kurz darauf wurde er in der Jiddischen Abteilung der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften, die unter der Leitung von Josef Liebermann stand, angestellt und hatte 1928 – 1931 einen Lehrstuhl für Jiddische Sprache und Literatur in Kiew inne. Ab 1933 lebte er in Moskau, wo er an seiner großen literaturwissenschaftlichen Arbeit „*Di yidishe literatur in 19. Yorhundert*“ arbeitete. Er entkam damit den stalinistischen Säuberungen der 1930er Jahre, welche vor allem die jiddischen Institutionen in Weißrussland und der Ukraine betrafen. Nach dem Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion meldete er sich freiwillig zur Armee und fiel im Sommer 1941. Sein wissenschaftlicher Nachlass blieb im Besitz der Familie und gelangte später nach Israel.³⁴⁹ Darunter befinden sich Fragmente eines Romans, der auch ein ausführliches Bild der intellektuellen jüdischen Szene Wiens nach dem Ersten Weltkrieg entwirft. In kurzen literarisch-biographischen Skizzen entwarf er Porträts von Zeitgenossen, die von galliger Schärfe sind.³⁵⁰

5.1. 2 Die Haltung der Poale Zion in der Sprachfrage Ende der zwanziger Jahre

Im Zeitraum von fünfzehn Jahren, von 1919 bis 1933, lassen sich über die deutschsprachige Parteipresse der Poale Zion merkliche Veränderungen in der Einstellung zum Jiddischen feststellen. Bei der Analyse der Zeitschriften lassen sich sowohl Hinweise auf die tatsächliche Sprachsituation finden, wie auch auf den „Sprachenkampf“ im Jischuw, der sich in den 1920er Jahren intensivierte und Auswirkungen auf die Diaspora hatte. Das führte auch in der Wiener

³⁴⁸ Vgl. Lexikoneintrag: *Shrayer, Efyom* [!], in: *LNYL*, Bd. VIII/801.

³⁴⁹ Vgl. Lexikoneintrag: *Viner, Meyer*, in: *LNYL*, Bd. III/449-450; Mikhail Krutikov: Yiddish between East and West: Expressionism, Revolution, and the Habsburg Myth in the Soviet Union, in: *Trans* Nr. 16, Juni 2006 <www.inst.at/trans/16Nr/06_6/krutikov16.htm>

³⁵⁰ Siehe dazu etwa den autobiographischen Text von Meir Wiener: Mordechai Gottfried, in: Soxberger: *Nackte Lieder*, 126-130.

Poale Zion zu Verschiebungen der sprachpolitischen Prioritäten.

Das Parteiorgan der Poale Zion war von 1919 bis 1923 die „Freie Tribüne“, die allerdings nach der Parteispaltung bei den Linken verblieb und dann eingestellt wurde. In diesen Jahren war das Jiddische eine wichtige Parteisprache der Wiener Poale Zion. Eine große Anzahl von Veranstaltungen wurde ausdrücklich mit dem Hinweis angekündigt, dass sie in Jiddisch gehalten werden. Der Donaukanal bildete eine „Sprachgrenze“: die Sektionen im 2. und 20. Bezirk (Leopoldstadt und Brigittenau), Gegenden mit einem hohen Anteil jüdischer Zuwanderer aus Osteuropa, führten ihre Tätigkeit vorwiegend in Jiddisch. Auf der anderen Seite des Donaukanals, im 1. und 9. Bezirk, war die Sprache hingegen Deutsch.³⁵¹ Die Entstehung einer Parteipresse in jiddischer Sprache unterstreicht die anfängliche Wichtigkeit des Jiddischen für die poale-zionistische Parteiarbeit in Wien noch weiter.

Die Parteispaltungen in der jüdischen Arbeiterbewegung Wiens nach dem Ersten Weltkrieg waren aber ein Faktor, der zur Schwächung der Stellung des Jiddischen führte. 1922 stellten die jiddischen Parteizeitungen Wiens ihr Erscheinen ein. Erst im April 1924 begann die sozialdemokratische Poale Zion wieder mit der Herausgabe einer deutschsprachigen Zweiwochenschrift unter dem Titel „Unsere Tribüne“. Dieser spielte offenbar auf die „Freie Tribüne“ an, die Organ des radikalen linken Flügels innerhalb der Wiener Poale Zion gewesen war. 1927 wurde das Blatt in „Der Jüdische Arbeiter“ umbenannt. Man griff mit dieser Umbenennung auf den Titel zurück, unter dem 1904 in Wien eine poale-zionistische Parteipresse in jiddischer Sprache begonnen hatte. Die Zeitschrift blieb dabei in Aufmachung und Stil zuerst einmal weitgehend unverändert. Erst in den 1930er Jahre zeigen sich starke inhaltliche Veränderungen.

In „Unsere Tribüne“ wie auch in der Zeitschrift „Jüdischer Arbeiter“ lassen sich immer wieder Äußerungen zur Sprachenfrage finden. Anfänglich ist die Haltung eine deutlich pro-Jiddische. Gleich in der ersten Nummer tritt Mendel Singer ganz in der Tradition Borochovs für Jiddisch als die Sprache des jüdischen Proletariats außerhalb Palästinas ein. Allerdings ist hier zu bemerken, dass er eine ähnliche Position wie einige Jahre zuvor Rawitsch einnimmt: Was für das Jiddische in Osteuropa gilt, kann nicht im selben Maß für Westeuropa gelten, wo die Assimilation eine unabwiesbare Tatsache ist:

³⁵¹ Siehe dazu den entsprechenden Hinweis in Ankündigungen von Veranstaltungen in der "Freien Tribüne" des Jahrgangs 1920.

Ich halte es nicht für eine Utopie, daß in organisierten jüdischen Gesamtheiten in Westeuropa der Unterricht des Jiddischen einen gebührenden Platz im Kultur- und Erziehungswerk einnimmt; aber es wäre zweifelsohne eine utopische, verknöcherte und dogmatische Anschauung, wenn man, was für die Zentren des jüdischen Lebens gilt, für die Peripherie, für die westeuropäischen Länder anwenden wollte.³⁵²

Die Absage an den „Dogmatismus“ ist meiner Meinung nach ein Hinweis darauf, dass die Poale Zion noch immer mit einer linken, jiddischistischen Parteiströmung zu rechnen hatte, die ein Eintreten für eine jüdische nationale Autonomie auf Basis des Jiddischen forderte – die Forderungen einer „utopischen Kulturpolitik“, wie sie der Kreis um Silburg ein paar Jahre früher vertreten hatte, noch nicht gänzlich in Vergessenheit geraten. Singer schloss seine Ausführungen mit der altbekannten Forderung der Poale Zion nach der Eroberung der Kultusgemeinden, was er den „Kampf für die Demokratisierung und Verweltlichung der national-autonomen Institutionen“ nennt. Seine Überlegungen beziehen dabei auch den Unterricht der jiddischen Sprache ein. Er meint, dieser könnte im Rahmen des Religionsunterrichts geschehen, denn dieser „kann zu einem Unterricht der jüdischen Geschichte, der Volkskunde, des Jiddischen und Hebräischen erweitert werden“.³⁵³ Letztlich vertritt Singer also nur ein Minimalprogramm für das Jiddische. Interessanterweise bot zur selben Zeit die Parteiorganisation Abendkursen für jüdische Arbeiter an, unter denen sich neben den Kursen für Deutsch, Hebräisch und Englisch auch Jiddischkurse finden.

Wie stark das Hochhalten des Andenkens von Ber Borochow Teil der Identitätsstiftung innerhalb der Wiener Poale Zion war, lässt sich daran ablesen, dass das Arbeiterheim Blumauergasse 1/II in „Arbeiterheim Borochow“ umbenannt wurde, wo es nicht nur eine „Schachsektion Borochow“, sondern auch eine „Jüdische Arbeiterbibliothek Borochow“ gab. Über die Geschichte dieser Bibliothek erfahren wir aus „Unsere Tribüne“:

Gegründet im Dezember 1922 durch eine reichhaltige Spende des amerikanischen Peoples Relief, hat sich diese Institution im Laufe ihres Bestandes schön entwickelt. Ausgestattet mit den Werken jiddischer und fremder Literatur, bietet sie dem jüdischen Leser die beste Lektüre. Von unseren alten Klassikern Mendele, Scholem Aleichem, Perez und Asch bis zu Markisch, Lajwik und Bergelson, alles findet hier der eifrige Leser. [...] Die Verwaltung konnte bisher nur auf die Anschaffung von Büchern in jiddischer Sprache bedacht sein, jetzt beabsichtigt sie, dem Wunsche der Mitglieder Rechnung tragend, auch eine deutsche Abteilung ins Leben zu rufen.³⁵⁴

³⁵² M. Singer: Ueber unsere Aufgaben in Westeuropa. In: Unsere Tribüne, 1. Jg. Nr. 1 (20.4.1924), 2.

³⁵³ Ebd.

³⁵⁴ Unsere Tribüne, 1. Jg. Nr. 1 (20.4.1924), 4.

Hier sieht man also, dass der deutschen Sprache zunehmend Rechnung zu tragen war, angeblich, wie es weiter in einer Erklärung der Leitung der Bibliothek heißt, verlangten „hunderte Arbeiter, unsere Leser“, von der Bibliothek auch Bücher in deutscher Sprache. Zu diesem Zweck veranstaltete man in der Pessach-Woche 1924 eine „Bibliothek-Woche, verbunden mit einer Bücher-Ausstellung und Bücherlotterie“.³⁵⁵

Für das Jahr 1927 berichtet der „Jüdische Arbeiter“ über den wieder virulenten Sprachenkampf in Palästina und rief zu einem Kompromiss auf. Noch immer wurde in der Zeitung der alte poale-zionistische Standpunkt wiederholt, dass es in Wirklichkeit keinen Widerspruch zwischen den Sprachen gebe. Sowohl die in jiddischer als auch die in hebräischer Sprache geschaffenen Werke seien Ausdruck der modernen jüdischen Kultur, welche eine Einheit darstelle.³⁵⁶

Nur wenige Jahre später, um 1929/30, ist insgesamt bereits ein deutliches Abrücken von früheren jiddischistischen Positionen zu konstatieren. Der Richtungswechsel in der Sprachenfrage ist wohl im Kontext der Vereinigung der (rechten) Poale Zion mit ihrer Schwesterpartei „Hitachdut“ 1933 zu einer gemeinsamen zionistischen Arbeiterpartei „Poale Zion-Hitachdut“ zu sehen, ein Vorgang, der Auswirkungen nicht nur für Palästina, sondern auch auf die Schwesterparteien in der Diaspora hatte. Die Vereinigung wurde auch von den entsprechenden Landesparteien in Österreich vollzogen. Bei den Kultusgemeindewahlen in Wien 1932 hatten außerdem zionistische Listen verschiedener Richtungen erstmals gemeinsam eine Mehrheit, was die politische Landschaft der Wiener jüdischen Gemeinde stark veränderte. Die Poale Zion ging gestärkt aus den Wahlen hervor und befasste sich ab nun auch intensiver mit Fragen der Kultusgemeinde.³⁵⁷

Die Argumentation auch der Wiener Poale Zionisten in der Frage des Jiddischen wurde Anfang der 1930er Jahre zunehmend defensiver. Auf den Seiten der Parteizeitung „Der Jüdische Arbeiter“ registrierte man die Erfolge, welche das Hebräische in Palästina aufzuweisen hatte, und verteidigte sich gegen Vorwürfe, man wäre gegen das Hebräische eingestellt.

Auffällig ist, dass ab 1930 im „Jüdischen Arbeiter“ die Besprechungen hebräischer Bücher zunehmen. Von einer Parteiarbeit auf Jiddisch, wie sie Singer einige Jahre zuvor auch für die

³⁵⁵ Ebd.

³⁵⁶ Vgl. „Die Stimme der Vernunft (Ein Brief aus Palästina)“. In: Der Jüdische Arbeiter, 4. Jg., Nr. 7 (30. Juni 1927), 2-3.

³⁵⁷ Vgl. Freidenreich: Jewish Politics in Vienna, 109.

westeuropäische Poale Zion in Aussicht gestellt hatte, war in Wien nicht mehr die Rede. Die reale Tendenz der Sprachentwicklung nicht nur in Palästina, sondern auch in den Ländern des Galuth lief in der Poale Zion-Hitachdut gegen das Jiddische. Ganz offenkundig nahm die Beschäftigung mit dem Hebräischen in der Parteipresse in dem Maße zu, wie die Bedeutung des Jiddischen abnahm.

Die Veränderung der Position des Jiddischen in der nunmehrigen Poale Zion-Hitachdut in Wien kann auch als Hinweis auf einen Generationswechsel gelesen werden. Auf den Seiten des „Jüdischen Arbeiter“ registrierte man, dass die Jugendorganisation der Poale Zion stärker sei als die Gruppe der Erwachsenen.³⁵⁸ Der Kommentator fragte sich in diesem Zusammenhang, wie es sein könne, dass die Poale Zion nur als eine Jugendorganisation angesehen werde. Wenn man das Umfeld der Zeit betrachtet, scheint die Antwort darauf aber klar. Die Poale Zion in Wien wurde Anfang der dreißiger Jahre mehr und mehr zu einer Organisation, die auf die Alijah vorbereitete. Dass diese Jugend, die mit dem „Goles“ gedanklich schon abgeschlossen hatte, sich mehr für das Hebräische als für das Jiddische, dem sie ohnehin in Wien schon entfremdet war, interessierte, liegt nahe.

Das Thema der konkreten Lage in Palästina wurde in der Parteizeitung zunehmend mehr Augenmerk geschenkt. Details zur Lage in Palästina nahmen zunehmend breiteren Raum ein. Was andere Länder angeht, so erweckte die Berichterstattung des „Jüdischer Arbeiter“ den Eindruck, dass das Jiddische überall auf dem Rückzug war. Auch die dort angekündigten Veranstaltungen zeigen die Tendenz, dass solche, bei denen das Jiddische explizit offizielle Sprache war (wie es Anfang der 1920er Jahre noch der Fall gewesen war), zunehmend seltener angekündigt wurden und dann ganz verschwanden. Nur bei den Feiern zum Ersten Mai, die wie der zur Tradition gewordene Borochoh-Gedenkabend im Dezember ein jährliche Fixpunkt im Festkalender der Wiener Poale-Zion war, wurden allenfalls jiddische Lieder dargeboten und literarische Lesungen jiddischer Werke gehalten. Doch auch hier stand nun die hebräische neben der jiddischen Sprache.³⁵⁹

Besondere Beachtung fanden die jiddischen literarischen Vorträge des jungen Rezitators Jehuda Ehrenkranz (einem entfernten Verwandten des jiddischen „Volkssängers“ Wolf

³⁵⁸ Vgl. ‚Die Entwicklungsaussichten unseres Jugendverbandes‘. In: Der Jüdische Arbeiter, 4. Jg., Nr. 2 (22. Februar 1927), 4.

³⁵⁹ Siehe dazu etwa die Ankündigung: ‚Hebräisches Konzert‘. In: Der Jüdische Arbeiter, 5. Jg., Nr. 3 (6. März 1928), 4.

Ehrenkranz des 19. Jahrhunderts). Die Hervorhebung der besonderen künstlerische Leistung seines Vortrags, etwa bei der Besprechung der Maifeier 1928, kann als ein Hinweis darauf gesehen werden, dass neben die gebotenen Inhalte einer jiddischen Lesung zunehmend der theatralische Charakter der Darbietung entscheidend wurde, und dass das volle Sprachverständnis beim Publikum nicht mehr unbedingt vorausgesetzt werden konnte.³⁶⁰

Daraus entsteht der allgemeine Eindruck, dass das Jiddische zwar einen wichtigen Teil der Identitätsbildung der Wiener Poale Zion bildete, die mit der Sprache auch an die Traditionen der jiddischsprachigen Arbeiterbewegung Osteuropas anknüpfen wollte. Die Stilisierung des Parteiideologen Ber Borochow zum früh aus dem Leben gerissenen jugendlichen Kämpfer für eine bessere Welt erscheint einerseits charakteristisch für die Partekultur der Poale Zion, die vor allem junge Leute ansprechen wollte. Der Umgang mit dem Erbe Borochows ist für mich aber auch ein Hinweis auf eine Tendenz zur Historisierung der eigenen Parteigeschichte. Nur wenig deutet auf eine Kontinuität der Rezeption von Borochows Jiddischismus im Mainstream der Wiener Poale Zion hin, die praktische Auswirkungen gehabt hätte. Ein Versuch, diese Tradition fortzuführen, scheint nur innerhalb einer sehr kleinen Gruppe stattgefunden zu haben, durch die ideologische Restbestände der "Linken Poale Zion" der Jahre unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg weiterlebten, und die eher am Rande der Poale Zion-Bewegung stand.

5.2 Die Schriftstellergruppe um Max (Mendel) Neugröschel

5.2.1 Ein gescheiterter Neubeginn: Die Zeitschrift „UNHOIB“

Für das Jahr 1923 findet sich in Wien ein eher kurios wirkender Versuch, eine jiddische Literaturzeitschrift in Lateinschrift zu gründen, die den optimistischen Titel „UNHOIB“ [=Anfang] trug. Herausgeber war der Journalist Sch[muel] J[akob] Harendorf, Eigentümer eine „Gruppe UNHOIB“ unter dem Vorsteher N. Knoll. Als „verantwortlicher Redakteur“ zeichnet ein ansonsten nicht in Erscheinung tretender Dr. B. Ziemand. Interessant ist allerdings der Hinweis auf die Druckerei der Zeitschrift, nämlich die Druckerei „Adria“ in der Taborstraße 52b. Dort waren in den vorangegangenen Jahren viele jiddische und deutschsprachige Publikationen der

³⁶⁰ Vgl. Der Jüdische Arbeiter, 5. Jg., Nr. 6, (23. April 1928), 1.

Poale Zion erschienen.³⁶¹

Als Redaktionsadresse wurde zwar Wien III., Keilgasse Nr. 15/5 angegeben, die Leserschaft wurde aber gebeten, „persönliche redaktionelle Angelegenheiten“ an die Adresse Wien II., Blumauergasse 1, 1.Stock, Tür 2 zu richten, also an das „Arbeiterheim“ der Poale Zion. Neben solchen Details lassen auch die Namen der Autoren der Beiträge darauf schließen, dass die Zeitschrift einen Versuch darstellte, bürgerlich-zionistische und poale-zionistische Journalisten und Schriftsteller für ein gemeinsames Zeitschriftenprojekt in jiddischer Sprache zu gewinnen und damit die Entfremdung, die zwischen den politischen Lagern eingetreten war, zu überwinden. In der Zeitschrift finden etwa Josua Tiger, der in den letzten Jahren ihres Bestehens Redakteur der jiddischen Wochenzeitung „Jüdische Morgenpost/*Yudishe morgenpost*“ war, als Verfasser einer kleinen Erzählung über einen Kriegsinvaliden.³⁶²

Auch Namen von Personen aus dem Umkreis des jiddischen Theaters finden sich in UNHOIB. Der Herausgeber S. J. Harendorf war selbst Theaterkritiker und gelegentlicher Theaterautor und hatte in seiner Jugend ein starkes Interesse am jiddischen Theater entwickelt.³⁶³ Eine kleine Anzeige erwähnt den Journalisten Abisch Meisels als künstlerischen Leiter eines „Jiddischen Miniatur Theaters“ (Wien XX., Mathildensplatz, Café Magnet). Meisels dürfte auch Verfasser der mit „A. M.“ gezeichneten polemischen Glosse sein, in der das Künstlerpaar Jacob Kalich und Molly Picon angegriffen wird. Neben dem allgemeinen Vorwurf an das Künstlerpaar, negativ auf das jiddische Theaterleben in Wien eingewirkt zu haben, wurde Kalich darin auch beschuldigt, als Manager seiner Frau auf der Europatournee in den vergangenen zwei Jahren vorgebliche Benefizveranstaltungen für die jüdischen Waisenkinder der Ukraine veranstaltet zu haben, bisher aber „vergessen“ zu haben, das Geld tatsächlich für den angegebenen Zweck zu überweisen.³⁶⁴

Die Tätigkeit des Kreises um UNHOIB, so kurzlebig sie offenbar war, lässt doch bereits eine Tendenz erkennen, die im jiddischen Kulturleben Wiens im Laufe der zwanziger Jahre immer deutlicher: Ein kleiner Kreis von „Aktivisten“ versuchte, einem potenziell interessierten Publikum über dezidiert jiddischistische ausgerichtete Publikationen jiddische Kultur nahe zu bringen. In einer redaktionellen Erklärung hieß es dazu: „Ohne von irgendeiner Partei abhängig zu sein, wird

³⁶¹ Vgl. UNHOIB/Anfang Wien, Nr.1 , (20. Juni 1923), 17.

³⁶² Vgl. J. Tiger: *Mit waser yn šwerd*, (Nowele). Ebd., 9-12. Die Übersetzung unter J. Tiger: *Mit Wasser und Schwert*, in: Soxberger: *Nackte Lieder*, 141-143.

³⁶³ Vgl. *Harendorf: Teater-karavanen*, 17.

³⁶⁴ Vgl. UNHOIB, Nr, 1, 15-16.

der 'UNHOIB' ein unabhängiges jüdisch-gesellschaftliches Organ sein und der Richtung des Jiddischen folgen.³⁶⁵

Erstmalig taucht in UNHOIB auch der Name eines jungen Lyrikers auf, der in den nächsten Jahren eine zentrale Rolle in der jiddischen Literaturszene Wiens spielen sollte: Max Neugröschel. Er ist in der Zeitschrift mit dem Gedicht „Štut-ferd“ [Stadtperde] vertreten.³⁶⁶

Max Neugröschel (geboren am 9. Feb. 1903 in Neu-Sandec, Galizien, gest. 8. Feb. 1965 in der Emigration in New York) entstammte einer Kaufmannsfamilie mit galizischem Hintergrund.³⁶⁷ Neugröschel besuchte in seiner Geburtsstadt Neu-Sandec den Cheder und eine polnische Schule und wandte sich erst später dem Jiddischen zu. 1924 veröffentlichte Neugröschel in Wien einen ersten kleinen Lyrikband „*In shvartsn malkhes*“ [Im schwarzen Königreich]. Seine Tätigkeit in den dreißiger Jahren und der Stil seiner literaturkritischen Publikationen erlaubt es, ihn jedenfalls als „linken Jiddischisten“ zu definieren. Leider gibt er in den Darstellungen über seinen persönlichen Anteil am jiddischen Kulturleben Wiens wenig Auskunft, es lässt sich aber erkennen, dass viele seiner Angaben auf einer persönlichen Involvierung beruhen.

Um Max Neugröschel gruppierte sich der jiddische Dichterkreis Wiens der 1920er-1930er Jahre. Aufgrund seiner gutbürgerlichen Herkunft und seiner Berufstätigkeit als Anwalt am Jugendgericht konnte er, wie auch der Arzt Mejlech Chmielnitsky, bis zu einem gewissen Grad die Rolle eines Mäzens übernehmen. In seiner historischen Behandlung der jiddischen Kultur in Wien hebt er seine Rolle allerdings nicht klar hervor.³⁶⁸ Allerdings gibt es auch Hinweise darauf, dass er ein eher ein schwieriger Charakter war. Josef Burg, der als Germanistikstudent 1936 aus Rumänien nach Wien kam, beschreibt ihn als schwierigen, aber im Grunde durchaus großzügigen Menschen, dem es schwer fiel, Herzlichkeit und Anteilnahme offen zu zeigen. Nicht alle Konflikte der jiddischen Schriftstellergruppe dürften sich also an künstlerischen oder politischen Fragen entzündet haben. Wie es in solchen Fällen von literarischen Gruppenbildungen wohl unvermeidlich ist, spielten persönliche Sympathien und Antipathien zweifellos eine wichtige Rolle.

1929 schloss Neugröschel sein Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Wien ab und arbeitete als Anwalt am Wiener Jugendgerichtshof. Er war auch Mitarbeiter eines Wiener

³⁶⁵ Vgl ebd., 3.

³⁶⁶ Vgl. M. Nairešl: Štut-ferd, in: UNHOIB Nr. 1, 9. Siehe auch Soxberger: Nackte Lieder, 181.

³⁶⁷ Vgl. Lexikoneintrag: *Naygreshl, Mendl*. In: *LNYL*, Bd. VI/212-213.

³⁶⁸ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 370.

Unterstützungsvereines des *YIVO*, der aber keine bemerkenswerte Tätigkeit entfaltete.

Neugröschel stand vermutlich ideologisch der Linken Poale Zion nahe. Zumindest kooperierte er ab 1934 eng mit A[vrom] B[er] Cerata, einem Aktivisten der Linken Poale Zion Polens und einem ambitionierten Drucker, der auch einen kleinen Verlag gründete. In A. B. Ceratas Verlag veröffentlichte Neugröschel zwei interessante kleine jiddische Anthologien. Eine davon war eine Sammlung von Texten galizisch-jiddischer Lyriker, die andere eine Sammlung von Gedichten polnischer Autoren, die Neugröschel ins Jiddische übersetzt hatte.³⁶⁹ Diese Anthologien waren offenbar weit umfangreicher geplant worden, als sie tatsächlich erscheinen konnten. Die schmalen Bändchen geben damit einen Hinweis auf die Begrenztheit der Mittel, die für jiddische Verlagstätigkeit in Wien Mitte der 1930er Jahre zur Verfügung standen.

Zu Anfang der dreißiger Jahre war Neugröschel ein Sympathisant der Kommunisten, in den Jahren 1935-37 war er auch Parteimitglied. Während des Spanischen Bürgerkrieges soll die Führung der KPÖ (die sich zu diesem Zeitpunkt bereits im Ausland befand) geplant haben, ihn nach Spanien zu schicken. Sein Neffe Fritz Feilhaber erinnert sich, Neugröschel habe zu diesem Zweck bereits begonnen, Spanisch zu lernen. Von dem Plan habe man aber wieder Abstand genommen, und Neugröschel sei stattdessen die Aufgabe zugefallen, eine Zeitschrift mit dem Titel „Biro Bidschan“ zu redigieren.³⁷⁰

Dabei dürfte es sich um eine der vielen Publikationen der „*Gezerd*“ gehandelt haben, die für die jüdische Kolonisationsarbeit im Fernen Osten der Sowjetunion werben sollte. Die „*Gezerd*“ war eine Organisation, welche die Ausbildung sowjetischer Juden zu Landwirten zum Ziel hatte. Sie ist auch unter der Abkürzung ihres russischen Namens als "OZET" bekannt. Die erwähnte Zeitschrift ließ sich bisher bibliographisch nicht belegen. In Neugröschels Überblick zur jiddischen Kultur in Wien gibt er nur einen kurzen Hinweis auf eine deutschsprachige Publikation der „Birobidschanisten“, die mit der Etablierung der Dollfuß-Diktatur eingestellt wurde.³⁷¹ Neugröschel fand es im New Yorker Exil offensichtlich nicht opportun, seine eigene Rolle dabei besonders herauszustreichen.

³⁶⁹ Vgl. *Mendl Naygreshl, Elyezer Shindler,,: Kleyne antologie fun der yidisher lirik in galitsie, 1897-1935*. Wien 1936, 47 S.; *Mendl Naygreshl: Poylishe liriker. Ibersetzungen*. Wien 1936, 48 S.

³⁷⁰ Vgl. E-Mail von Fritz Feilhaber an T.S. (7.9.2008, siehe Anm. 120)

³⁷¹ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 388.

5.2.2 „Jüdischer Kultur-Kreis“ und die Zeitschrift „*Yidish*“

Ende 1926 nahm ein „Jüdischer Kulturverein“ in Wien seine Tätigkeit auf. Aus einer Notiz in der poale-zionistischen Zeitschrift „Der Jüdische Arbeiter“ erfahren wir dazu:

Jüdischer Kulturkreis.

Die Konzentration aller gesellschaftlichen Kreise, die mit der jiddischen Sprache verbunden sind, hat zu der Gründung dieses Kreises geführt. Seine Aufgabe ist eine große. Die bisherigen Veranstaltungen geben die besten Hoffnungen. Alles, was irgendwie mit jiddischer Literatur, Theater, Volksmusik verbunden ist, findet dort seine Pflege. Wir werden über die größeren Veranstaltungen des Kreises berichten. Bemerkenswert ist, daß gerade die jüdische Arbeiterjugend bei den Veranstaltungen des Kulturkreises stark vertreten ist. Hohe Anerkennung verdienen die Künstler der Wiener jüdischen Bühnen, die ihr ganzes Können selbstlos in den Dienst dieser gesellschaftlichen Aufgaben stellen.³⁷²

Auffällig ist daran die Betonung der „gesellschaftlichen Aufgabe“ der Pflege der jiddischen Kultur und die Hervorhebung der Verbindung zur Arbeiterbewegung. Damit versuchte der Verein in seinem kulturpolitischen Programm sehr deutlich an Konzepte Ber Borochows anzuknüpfen. Der immer wieder in Zusammenhang mit jiddischen Kulturveranstaltungen auftauchende poale-zionistische Politiker Mendl Singer steht hier für eine gewisse personelle Kontinuität in dieser ideologischen Tradition. Die Berufung auf Borochows ideologisches Erbe war für die Wiener Poale Zion ganz sicher ein identitätsstiftendes Element.³⁷³

Die Verbindung zur Poale Zion und ihrem Borochow-Kult lässt sich die Ankündigung der Gründung eines jiddischen Theaterstudios im Jahr 1928 lesen, eine „Theatergemeinschaft“, die als Teil der „Bildungsarbeit“ der Poale Zion Theateramateuren die jiddische Kultur näherzubringen versuchte, der Name war bezeichnenderweise „Jüdisches Theaterstudio Borochow“.³⁷⁴ Es scheint also eine recht enge Kooperation zwischen Poale Zion und dem „Jüdischen Kulturkreis“ bestanden zu haben.

Genauere Daten zur Vereinsgründung des „Jüdischen Kulturkreises“ waren bisher nicht feststellbar. Allerdings ist seine Tätigkeit zumindest bis ins Jahr 1928 nachweisbar. In diesem Jahr begann der Verein die Herausgabe einer eigenen jiddischen Zeitschrift mit dem programmatischen Titel „*Yidish*“. Darin findet sich auch ein kurzer Tätigkeitsbericht des „Jüdischen Kulturkreises“ für das Jahr 1926/1927 sowie ein Hinweis auf sein ambitioniertes Programm in Form eines

³⁷² ‚Jüdischer Kulturkreis‘, in: Der Jüdische Arbeiter, 4. Jg., Nr. 1 (12. Jänner 1927), 4.

³⁷³ Vgl. ebd. die Notiz: ‚Der Borochow Abend am 14. Dezember‘.

³⁷⁴ Vgl. Der Jüdische Arbeiter, 5. Jg., Nr. 13 (24. August 1928), 4; ebd., Nr. 14, (20. Sept. 1928), 4.

Aufrufs:

Freunde des Jiddischen!

Der Jüdische Kulturkreis erneuert seine jährliche Arbeit. Stärker und nachhaltiger, als bisher, wie bisher, will der Jüdische Kulturkreis die Aufgabe, die vor ihm liegt, durchführen.

Der Jüdische Kulturkreis wird für eine gesunde und normale Kulturentwicklung in den breitesten Kreisen der Wiener Juden kämpfen.

Der Jüdische Kulturkreis wird ein Heim für alle jiddischsprachigen Juden Wiens schaffen. Wir werden jiddische Nachmittagsschulen für Kinder und Abendkurse für Erwachsene schaffen.

Wir werden in Wien ein jiddisches Organ schaffen, um für jüdische weltliche Kultur zu kämpfen und sie zu verbreiten.

Wir werden eine Brücke zwischen der großen und reichen weltlichen jüdischen Kultur und unserer Gemeinschaft hier sein.

Die zweihunderttausendköpfige jüdische Gemeinschaft Wiens darf nicht der jiddischen Kultur entfremdet werden.

Der Jüdische Kulturkreis wird wachsam sein und dafür kämpfen.

Freunde des Jiddischen!

Tretet dem Jüdischen Kulturkreis bei!

Unterstützt ihn in seiner schweren Tätigkeit!

Das Komitee.³⁷⁵

Die vom "Kulturkreis" angekündigten Jiddischkurse wurden zumindest für Erwachsene abgehalten. Die "Bildungsstelle" der Poale Zion teilte im Oktober 1928 mit, dass ein gewisser "Cerate" (also offenbar A. B. Cerata, von ihm wird noch in der Folge die Rede sein) Kurse in Jiddisch Schreiben und Lesen geben werde. Ein sonst nicht bekannter Ing. B. Baumann – ebenfalls ein Unterstützer des Kulturkreises – hielt einen Kurs „Monographien aus der jiddischen Literatur“ ab, also offenbar einen Literaturkurs. Das Jüdische Theaterstudio „Borochow“ war ebenfalls aktiv.³⁷⁶ Es schien also in diesem Herbst 1928, als wäre die Tätigkeit des Jüdischen Kulturkreises auf fruchtbaren Boden gefallen. Allerdings sollte sich in der Folge zeigen, dass diese Renaissance der „weltlichen jiddischen Kultur“ in Wien ein kurzlebiges Phänomen war. Vor allem die geplanten Nachmittagsschulen für Kinder scheinen niemals in die Nähe einer Realisierung gerückt zu sein.

An Veranstaltungen hatte im Arbeitsjahr 1926/27 der Kulturkreis insgesamt vierzehn so genannter „literarische Abende“ durchgeführt, bei denen insgesamt 1502 Teilnehmer gezählt worden waren – also etwas über hundert Teilnehmer pro Abend.³⁷⁷ Unter den genannten Vortragenden finden sich auch altbekannte Namen, die auch besonders hervorgehoben wurden.

³⁷⁵ Vgl. *Yidish*, Nr. 1 (April 1928), 27.

³⁷⁶ Mitteilungen der Bildungsstelle, in: *Der Jüdische Arbeiter*, 5. Jg., Nr. 15 (25. Okt. 1928), 4.

³⁷⁷ Vgl. ebd., 26. Das Original hat für „jüdisch“ und „jiddisch“ natürlich nur „*yidish*“, die Übersetzung versucht, dies sinngemäß zu interpretieren. Der Anspruch der weltlichen jiddischen Kultur war zweifellos, die jüdische Kultur in ihrer Gesamtheit zu repräsentieren.

Dazu zählten etwa Moses Liwschitz, Moses Groß (der über „theoretischen und praktischen Jiddischismus in Wien“ referierte) und Mendel Singer. Moses Liwschitz sprach vor dem Kulturverein „Über die junge jiddische Prosa“ und "Die geographische Lage der jiddischen Literatur". Er hielt auch eine Lesung eigener Werke und trug aus der Komödie "*Hershele Ostropolyer*" und aus dem Poem "*Sdom*" [Sodom] vor. Moses Gross wiederum referierte "Über theoretischen und praktischen Jiddischismus in Wien" und sprach bei einem Gedenkabend über den Schriftsteller Jehoasch.³⁷⁸

Mendl Singer referierte zum Thema „Die jiddische Sprache und der jüdische Arbeiter“. Etwas überraschend taucht in diesem Zusammenhang auch wieder einmal der Name des kommunistischen Politikers Michael Kohn-Eber auf („*M. Kon*“), der „Über die arbeitenden Juden in Sowjet-Russland“ sprach. Das Auftauchen dieses Namens in der Zeitschrift verdient nähere Aufmerksamkeit. In Nummer 2 von „*Yidish*“ wurde besonders hervorgehoben, dass neben dem Publizisten Isaak Schreyer (*Yitskhok Shrayer*) auch Mendl Singer (also der Führer der sozialdemokratischen Poale Zion in Wien) und Michael Kohn-Eber ihre Bereitschaft zur ständigen Mitarbeit an der Zeitschrift erklärt hätten.³⁷⁹ Das ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass hier der Versuch unternommen wurde, eine Zusammenarbeit der Reste der jüdischen Arbeiterbewegung von Anfang der zwanziger Jahre auf der Basis der jiddischen Kultur in die Wege zu leiten. Michael Kohn-Eber trug zur Zeitschrift einen Artikel über ein ganz typisches poale-zionistisches Thema bei: „Die ökonomische Lage der Juden in Russland“.³⁸⁰

Außer den oben angeführten Abenden wurden noch einige gesellschaftliche Ereignisse angeführt: Es hatte eine Jubiläumsfeier für Abraham Reisen, ein „künstlerisch-humoristischer Nachmittag“ und ein Purim-Ball („*purim-trask*“) stattgefunden. Man berichtete außerdem über eine Zusage des jiddischen Dramatikers Perets Hirshbeyn, er werde nach seiner Reise durch Sowjet-Russland auch Gast des jiddischen Kulturkreises in Wien sein.³⁸¹

Aus dem beteiligten Personenkreis und dem Inhalt der Zeitschrift „*Yidish*“ lässt sich schließen, dass der „Jüdische Kulturverein“ in einem Naheverhältnis zur pro-sowjetischen jiddischen Linken in Wien stand. Die Tatsache, dass in dieser Zeit die Situation in der

³⁷⁸ Vgl.ebd. „*shloyshim*“: hebr. „Dreißig“, in der jüdischen Tradition der dreißigste Tag nach dem Ableben eines Menschen, ein Datum, das traditionell mit einer Gedenkfeier verbunden ist.

³⁷⁹ Vgl. *Yidish*, Nr. 2 (Mai 1928), 13.

³⁸⁰ Vgl. *M. Kon: Der ekonomisher matsev fun di yidn in rusland*. In: *Yidish*, Nr. 2, (Mai 1928), 7-10 und Nr. 3-4, (Juni-Juli 1928), 9-14.

³⁸¹ Vgl. *Yidish*, Nr. 1 (April 1928), 28.

Sowjetunion für die Entwicklung der jiddischen Kultur relativ hoffnungsvoll erschien, spielte zweifellos eine Rolle für den Optimismus und den kämpferischen Ton, der von den Jiddischisten angeschlagen wurde.³⁸²

Einige Verbindungen des Kulturkreises gingen eindeutig auf die Zeit der Zeitschrift „*Kritik*“ zurück. So finden sich in „*Yidish*“ Beiträge von Y. Y. Sigal, einem Lyriker, der in Montreal lebte und dessen Werke bereits positiv in der „*Kritik*“ besprochen worden waren, und A. Shtoltsenberg wurde als ein galizischer Lyriker in New York vorgestellt.³⁸³

Nicht unerwartet, angesichts der Rolle, die die Jiddischisten dem jiddischen Theater beimaßen, sind in der Zeitschrift „*Yidish*“ Bezugnahmen und Hinweise auf das jiddische Theater. Die Nummer 2 von „*Yidish*“ vom Mai 1928 enthält eine Begrüßung des Dramatikers Hersch Sekler, der zu einem Besuch nach Wien gekommen war. Sekler, 1883 geboren in Galizien (Brodshin, (bei Stanislaw) geboren, hatte zwischen 1898 und 1902 in Wien gelebt und war dann in die USA emigriert, wo er 1907 als jiddischer Dramatiker debütierte.³⁸⁴ In Nummer 3/4 für Juni/Juli 1928 findet sich im internationalen Nachrichtenüberblick zu kulturellen Ereignissen mit Relevanz für die jiddische Kultur auch die kurze Mitteilung, dass Salmen Silberczwajg (*Zalmen Zilbertsvayg*) nach Wien kommen werde, um Material für sein großangelegtes Werk "*Yidisher teater-leksikon*" zu sammeln.³⁸⁵ Die Doppelnummer 5/6 (August/September 1928) ist überhaupt zur Gänze dem Besuch des staatlichen jiddischen Theaters aus Moskau gewidmet. Es war dies offenbar ein Großereignis für die Wiener Jiddischisten und zeigt auch die politische Tendenz der Zeitschrift.

Allerdings versuchte man, überparteilich zu sein und sich nicht zu sehr abzugrenzen. Aus Palästina schrieb deshalb der linke Poale Zionist Nir[-Rafalkes] einen Brief an die Redaktion, in dem er meinte, „*Yidish*“ stehe zu wenig klar auf dem Standpunkt der „Zukunftskultur, der Kultur der Arbeiterschaft.“³⁸⁶

Auffällig ist in der Zeitschrift das Fehlen der Erwähnung eines Ereignisses, das sich 1928 eigentlich hätte aufdrängen müssen, nämlich des zwanzigsten Jahrestags der Czernowitzer Sprachkonferenz von 1908. Es findet sich kein Hinweis, das geplant gewesen wäre, hier ein Jubiläum zu feiern. Offenkundig stellte Czernowitz keinen positiven Bezugspunkt für die

³⁸² Vgl. Gennady Estraykh: In Harness. Yiddish Writers' Romance with Communism. Syracuse University Press 2004.

³⁸³ Vgl. Lexikoneintrag: *Shtoltsenberg, A.*, in: *LNYL*, VIII/608-607.

³⁸⁴ Vgl. *Yidish*, Nr. 3 (Juni-Juli 1928), 3.

³⁸⁵ Vgl. ebd., 38.

³⁸⁶ *Nir*, zitiert in: *Shtimen vegn undzer zhurnal*. In: *Yidish*, Nr. 3-4, (Juni-Juli 1928), 34-35.

jiddischistische Bewegung in Wien dar. Damit kommt vielleicht auch die spezifische Atmosphäre dieser Jahre zum Ausdruck. Die jiddische weltliche Kultur sah sich Ende der 1920er Jahre als erstarkt und vor allem mit den Fragen der Gegenwart und der Zukunft beschäftigt. Ein Rückblick auf die relativ ergebnislose und aufgrund schlechter Planung nicht einmal dokumentierten Czernowitzer Konferenz war von keinem besonderen Interesse. Noch etwas mag hier eingeflossen sein: Während die Czernowitzer Sprachkonferenz den Ausgleich gesucht hatte und die Majorität der Teilnehmer auf der Einheit der jiddischen Kultur in „beiden jüdischen Sprachen“ bestanden hatte, stand das Ende der 1920er Jahre unter dem Zeichen der Konfrontation der beiden säkularen Sprachbewegung von Jiddisch und Modernhebräisch. Während Jiddisch in den Ländern der Diaspora feste Positionen geschaffen hatte, zeichnete sich die immer stärkere Verankerung des Hebräischen in der jüdischen Gemeinschaft in Palästina ab. Diese war zu diesem Zeitpunkt zwar immer noch eine relativ kleine jüdische Ansiedlung. Die ideologischen Kämpfe um die Gesellschaftsordnung, die im „Jischuw“ entstehen sollte, fand aber große Aufmerksamkeit in der jüdischen Presse.

Bemühungen um eine säkulare jiddische Kultur waren in Palästina eng mit einer pro-kommunistischen Linken verbunden. Jiddische Kulturinitiativen standen damit, abgesehen davon, dass hier die Sprache des „Galuth“ propagiert wurde, für die zionistische Seite unter dem Generalverdacht des Antizionismus. Die britische Mandatsmacht bekämpfte aber Kommunisten und ihre Sympathisanten als politisch subversive Kräfte. In diesem Zusammenhang kam es immer wieder zur Ausweisung von Jiddisch-Aktivisten aus Palästina. In der Zeitschrift "*Yidish*" wurden diese Geschehnisse als Beweis einer feindlichen Haltung des zionistischen Establishment in Palästina gegenüber dem Jiddischen rezipiert und versucht, die Vorgänge propagandistisch gegen den „rechten“ Zionismus in Stellung zu bringen.³⁸⁷

Die Gegnerschaft gegenüber dem Jiddischen in Palästina war zweifellos eine prinzipielle Frage. Die offizielle zionistische Linie strebte die Entstehung einer einsprachigen hebräischen Nation an. Darin hatte ein Relikt der Diaspora wie das Jiddische keinen Platz. Jiddische Sprache und Kultur waren aber Teil des Alltagslebens vieler Einwanderer aus Osteuropa, und die Positionen des Hebräischen waren bei weitem nicht so gefestigt, wie die zionistische

³⁸⁷ Typisch dafür A. Shavski: *Shmits un deportatsye (a briv fun Palestine)*. In: *Yidish*, Nr. 3-4, Juni-Juli 1928, 24-26.

Selbstdarstellung es gerne haben wollte.³⁸⁸ Das trug dazu bei, den Konflikt noch erbitterter zu machen.

Die Wiener Jiddischisten um „*Yidish*“ suchten, wie auch der Kreis um die „*Kritik*“, den Kontakt zu Wilna, wo unterdessen das *YIVO*-Institut entstanden war. Max Weinreich, der Direktor des *YIVO*, politisch ein Bundist, richtete ebenfalls in einem Schreiben an die Redaktion ermutigenden Worte an das „kleine Häuflein“ der Jiddisch-Aktivisten in Wien und stellte auch die Frage nach den Möglichkeiten einer jiddischen Schule für Wien. Das war ein Punkt, den auch die Redaktion der Leserschaft der Zeitschrift „*Yidish*“ besonders ans Herz legte.³⁸⁹

Eine Debatte über eine jüdische Schule war in Wien bereits vom Jüdischen Nationalrat geführt worden. Diese Schuldebatte fiel zusammen mit einer Bewegung zur Errichtung hebräischer Schulen in Osteuropa durch den zionistischen Schulverein „*Tarbut*“. In Wien resultierte daraus die Einrichtung eines hebräischen Gymnasiums, das später nach dem zionistischen Oberrabbiner Wien Zwi Perez Chajes zu seinen Ehren später in Chajes-Gymnasium umbenannt wurde.

Die jiddischistische Seite hatte dem offenbar wenig entgegenzusetzen. In Moses Silburgs Zeitschrift „*Kritik*“ finden sich zwar einige scharfe Seitenhiebe gegen diese pro-hebräische Ausrichtung der jüdischen Schulbewegung.³⁹⁰ Max Neugröschel konzediert im Rückblick, dass es zwar den Hebraisten in Wien gelungen sei, trotz schwieriger Umstände den Unterricht des (modernen) Hebräisch einzuführen, während es den Jiddischisten nicht gelang, in der Schulfrage einen vergleichbaren Erfolg zu erzielen.³⁹¹ Wir können daraus nur schließen, dass die Frage der jiddischen Schule in Wien eine gewisse Zeit Thema war und dass diese Debatte um die jiddische Schule in Wien noch gegen Ende der 1920er Jahre nicht ganz verstummt war, letztlich aber keine Resultate zeitigte.

5.2.3 Der kommunistische Journalist Sigmund Löw

In seiner im New Yorker Exil publizierten Darstellung des jiddischen Kulturlebens Wiens hat

³⁸⁸ Vgl. *Aryeh Pilovsky: Tsvishn yo un neyn. Yidish un yidish-literatur in Erets-Yiroel, 1907-1948.* Tel Aviv 1986; Yael Chaver: *What must be forgotten: the Survival of Yiddish in Zionist Palestine.* New York 2004.

³⁸⁹ Vgl. ebd. 34.

³⁹⁰ Vgl. Silburg: *Was ich euch zu sagen habe*, in: *Nackte Lieder*, 115-116.

³⁹¹ Vgl. *Naygreshl: Moderne yidische literatur*, 388 f.

Neugröschel seine Rolle in der Kommunistischen Partei nicht erwähnt. Auch seine Zusammenarbeit mit dem "später als proletarischen Romanautor bekannt gewordenen"³⁹² Sigmund Löw erwähnt er nur im Kontext der gemeinsamen Herausgeberschaft der Zeitschrift „*Yidish*“. Wie gut er tatsächlich mit Löw bekannt war, geht daraus nicht hervor.

Einerseits war es zum Zeitpunkt der Publikation seines Überblicks für Neugröschel sicher nicht besonders opportun, seine Bekanntschaft mit kommunistischen Parteigängern hervorzukehren. Andererseits mag hier auch seine Enttäuschung über die kommunistische und sowjetische Politik eine Rolle gespielt haben, die schon in der Zeit vor dem „Anschluss“ begonnen hatte. Eine Reise in die Sowjetunion im Mai 1936, wo er unter anderem mit sowjetisch-jüdischen Intellektuellen, u. a. dem berühmten Schauspieler und Regisseur Salomon Michoels, zusammengetroffen war, hatte ihm Hinweise auf die tatsächliche Situation der jiddischen Kultur in diesem Land gegeben.³⁹³ Unter den „Verschwundenen“ der Säuberungen war Ende 1936 auch sein Bekannter Sigmund Löw.

Der jiddische Journalist und Schriftsteller Sigmund Löw (Ziskind Lyev) wurde 1898 in Rzeszow in Westgalizien geboren. 1938 kam er in einem Straflager bei Wladiwostok um. Nach Cheder, Besuch einer polnischen Volksschule und der Absolvierung einer Tischlerlehre kam er als Kriegsflüchtling nach Wien, wo er sich 1915 freiwillig zum Militärdienst meldete (dazu soll er sich in den Papieren zwei Jahre älter gemacht haben, sodass sich auch 1896 als Geburtsjahr findet). Löw kam in russische Kriegsgefangenschaft, wurde nach Sibirien gebracht und arbeitete später in Kohlebergwerken im Ural.³⁹⁴ 1919 lebte er wieder in Wien und verbrachte hier die nächsten Jahre.

Löws Debüt soll bereits 1914 im „*Lemberger tageblatt*“ erfolgt sein. In den 1920er Jahren arbeitete er als politischer Journalist der linken Bewegung in Polen, Deutschland und Österreich. Im Rahmen der „Roten Hilfe“ und der „Internationalen Arbeiterhilfe“ setzte er sich besonders für linke politische Häftlinge in Polen ein. Löw wurde 1927 Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs.³⁹⁵ 1927 soll er nach eigenen Angaben in die

³⁹² Ebd., 390.

³⁹³ Vgl. Josef Burg: Ein Gesang über allen Gesängen, Leipzig 1998, 84.

³⁹⁴ Diese Zeit ist beschrieben in dem autobiographischen Band von Zigmund Lev: *Fir mentorshn zukhn di revolutsye*. Minsk 1933.

³⁹⁵ Angabe laut einem Brief, den er im Juni 1933 in Zusammenhang mit einem Parteiverfahren an die KP in Dänemark richtete. Eine Kopie des Briefs wurde mir von Löws Tochter Frieda Löw überlassen. Siehe Thomas Soxberger: Sigmund Löw (Ziskind Lyev), a ‘Revolutionary Proletarian’ Writer. In: East

Kommunistische Partei Österreichs eingetreten sein. 1928 war er an der Zeitschrift „*Yidish*“ in Wien beteiligt. Anfang der 1930er Jahre hielt er sich meist in Lemberg auf, wo er auch seine zweite Frau kennenlernte. Im Sommer 1932 ging er mit seiner Familie nach Berlin. Im April 1933 wurde er dort verhaftet. Nach seiner Ausweisung erfolgte die Emigration über Dänemark in Sowjetunion. Dort arbeitete er zuerst für das jiddische Theater in Minsk und übersiedelte 1935 zuerst in den Moskauer Vorort Lyublino. Ende 1936 kam es in Moskau zu seiner Verhaftung. Auf einem jiddischen Schriftstellerkongress in Minsk im März 1937 wurde sein Name nochmals erwähnt, wobei man ihn als „Gestapo-Agenten“ bezeichnete.³⁹⁶ Das war offensichtlich die Nachwirkung ähnlich lautender Beschuldigungen, mit der er bereits 1933 in Dänemark zu kämpfen gehabt hatte.

In der Mainnummer von „*Yidish*“ finden sich Beiträge von Z. *Lyeve* (Sigmund Löw), die erhellend für die ideologische Ausrichtung der Zeitschrift sind. Löw forderte eine Zusammenarbeit der jiddischen Kultur-Institutionen in Westeuropa und schlug einen Kongress aller Vereinigungen, die in Westeuropa auf jiddischistischer Basis arbeiten, vor.³⁹⁷

Erst zehn Jahre später hatte das Projekt, das hier vorgeschlagen wurde, vor dem Hintergrund der „Volksfrontpolitik“ einen gewissen Erfolg. In der Reihe der antifaschistischen Kongresse dieser Zeit fand vom 17. bis 21. September 1937 in Paris ein internationaler jiddischer Kultur-Kongress statt.³⁹⁸ Allerdings hatten wichtige Teile der linken Jiddischisten, insbesondere aus den bundistischen Organisationen, den Kongress wegen der starken kommunistischen Beteiligung boykottiert. Der angestrebten Dachorganisation der (linken) jiddischen Kulturorganisationen im „*Yidisher kulturfarband*“ (*YKUF*) traten also hauptsächlich kommunistische oder pro-sowjetische Gruppierungen oder auch Einzelpersonen bei.

Sowjetische Schriftsteller konnten sich allerdings nicht an der Konferenz beteiligen. Es war die Zeit der „Säuberungen“ und Auslandskontakte waren für sowjetische Bürger

European Jewish Affairs, Vol. 34, No. 2, Winter 2004, 161 u. 169 Fn. 73. Im Archiv der KPÖ war eine Mitgliedschaft Löws nicht nachweisbar. Dank für Auskünfte an Wilhelm Weinert, Alfred-Klahr-Gesellschaft Wien.

³⁹⁶ Vgl. Lexikoneintrag: *Lyeve, Zigmund*, in: *LNYL*, Bd. V, 87-88; Soxberger: Sigmund Löw, in: *East European Jewish Affairs*, Vol. 34, No. 2, Winter 2004, 164.

³⁹⁷ Vgl. Z. *Lyeve*: *Vegn a tsuzamenarbet fun yidische kultur- institutsies in mayrev eyrope*. In: *Yidish*, Nr. 2, (Mai 1928), 4-6.

³⁹⁸ Vgl. *Ershter alveltlekher yidisher kultur-kongres, Pariz, 17-21 sept. 1937. Stenografisher barikht*. Paris etc. (o.J.)

praktisch nicht mehr möglich. Nach dem Rippentrop-Molotow-Pakt kam es außerdem zu einer Austrittswelle enttäuschter nichtkommunistischer Mitglieder aus dem „YKUF“, die seine Bedeutung weiter schwächte.

5.3 Die "Vereinigung der hebräischen und jiddischen Presseberichterstatter"

Eine der wenigen Möglichkeiten, als jiddischer Schriftsteller ein regelmäßiges Einkommen zu erzielen, war die journalistische Tätigkeit. So waren in Wien die Schriftsteller A. M. Fuchs und Mejlech Chmielnitzky bis zum Jahr 1938 als Korrespondenten jiddischer Zeitungen in Amerika tätig. Ihre literarischen Arbeiten publizierten sie hauptsächlich im Ausland. In Wien organisierten sich Mitte der 1920er Jahre die jiddischen Journalisten zusammen mit den hebräischen in einem eigenen Verein. Die Statuten des Vereines wurden in einem Schreiben vom 11. Sept. 1925 eingereicht, und zwar von:

Regierungsrat J. Kreppel, Bundesbeamter, Wien VIII., Alserstr. 55, Sigmund Haber, beedeter Dolmetsch für hebräisch und jiddisch [sic!], Wien II., Grosse [sic!] Mohrengasse 3B, Isaak Brainin, Bundesbeamter, Wien II., Lessinggasse 8.³⁹⁹

Laut Vereinsstatuten verstand sich die Vereinigung mit Vereinssitz Wien als strikt überparteilich, womit indirekt auf die ideologischen Gegensätze verwiesen wird, die oft mit den beiden Sprachen verbunden wurden. Als Vereinsziel wurde die „Förderung der beruflichen Interessen der Mitglieder und der Geselligkeit“ definiert. Beitreten konnten Journalisten, wenn sie für eine hebräische oder jiddische Zeitung tätig waren. Eine Aufnahme von jüdischen Journalisten, die in anderen Sprachen schrieben, war nur aufgrund einer Entscheidung des Vorstandes vorgesehen.

Eine dem Bundeskanzleramt am 20. Dezember 1925 zugeschickte Mitgliederliste umfasst insgesamt 13 Namen von Korrespondenten ausländischer jüdischer Zeitungen. In der Ausgabe zum 8. Jänner 1926 berichtet die deutschsprachige Wochenzeitung „Jüdische Presse“ von einer „vor kurzem stattgefundenen Generalversammlung“ der Vereinigung. Präsident wurde M. Henisch (The Day, New York), Stellvertreter war M. A. Tennenblatt (Jüdische

³⁹⁹ Der Verein wurde am 19. 9. 1925 von der Gemeinde Wien genehmigt, im Jänner 1926 erfolgte die Feststellung des Innenministeriums, dass keine Gründe zur Untersagung der Vereinstätigkeit vorliegen. ÖStA, AdR, BKA, 15/4 Zl. 157274-25. Dank an Dieter Hecht für den Hinweis auf den von ihm aufgefundenen Akt.

Telegraphen-Agentur), Schriftführer S. Haber (Die Zeit, Wilno), Kassier S. Picker (Hajnt, Warschau). Das „literarische Sekretariat“ hatten M. Gross (Hajnt, Warschau) und A. M. Fuchs (Forward, New York) inne. Das Büro der Vereinigung befand sich in Wien II., Praterstr. 9/5.⁴⁰⁰ Eine der Vereinsbehörde am 12. Dezember 1926 mitgeteilte Statutenänderung betraf nur die Abänderung des Vereinsnamens auf „Vereinigung jüdischer Auslands-Berichterstatter in Wien“.

Der Verein war wie alle anderen jüdischen Vereine vom Verbot jeglicher jüdischen Vereinstätigkeit nach dem „Anschluss“ betroffen. Mit Datum vom 30. November 1938 erging ein Schreiben des Stillhaltekommissars an den damaligen Obmann der Vereinigung Dr. Sigmund Finkelstein (I., Wipplingerstr. 12). Der Verein wurde am 21. Februar 1941 endgültig im Vereinsregister gelöscht.

Die einzelnen Vereinsmitglieder dürften meist altgediente Journalisten der jiddischen und hebräischen Presse gewesen sein, allerdings sind nicht über alle in gleichem Maße biographische Angaben verfügbar. Wenig bekannt ist etwa über M. A. Tennenblatt. Joseph Leftwich erwähnt, dass er in seiner Eigenschaft als Londoner Redakteur der „Jewish Telegraph Agency“ (JTA) 1930 auf der Durchreise in Wien mit M. A. Tennenblatt zusammentraf, welcher der Wiener Korrespondent der JTA war.⁴⁰¹

Der Journalist Siegmund Haber (geb. 28. Sept. 1887 in Kolomea) gab von 1906-12 in Kolomea das jüdisch-nationale Wochenblatt „*Yudishe folkspolitik*“ heraus. Während des Ersten Weltkriegs kam er nach Wien. Nach unbestätigten Angaben wird ihm eine maßgebliche Rolle für die Anerkennung des Jiddischen in der Ersten Republik zugeschrieben. Haber war auch als Übersetzer aus dem Jiddischen und Hebräischen ins Deutsche tätig und starb bereits 1938 in Wien.⁴⁰²

Der Literaturkritiker Moses Groß(-Zimmermann) wurde bereits in Zusammenhang mit seinen Beiträgen zu „*Kritik*“ erwähnt, wie auch der Schriftsteller A. M. Fuchs. Beide emigrierten 1938 nach Palästina.

Von A. M. Fuchs ist bekannt, dass er bald nach dem Anschluss von der Gestapo verhaftet wurde. Viele Manuskripte wurden durch die Gestapo konfisziert und vernichtet. Darunter soll sich auch ein großer Roman befunden haben. Nach mehreren Wochen Haft kam er frei und emigrierte

⁴⁰⁰ Jüdische Presse, 12. Jg., Nr. 2 (8. Jänner 1926), 12.

⁴⁰¹ Vgl. Josef Leftwich: Thinking of Vienna. In: Fraenkel: The Jews of Austria, 231.

⁴⁰² Vgl. Lexikoneintrag: *Haber, Zusye*, in: *LNYL*, Bd. III/1.

mit der Familie über die Schweiz nach Paris. Im New Yorker „*Forverts*“ schrieb er Artikel über die Schrecken des „Anschlusses“, deren Zeuge er in Wien geworden war.⁴⁰³

Einer der tatsächlichen „Veteranen“ der jiddischen Presse Galiziens war eines der ersten Gründungsmitglieder des Vereins, Regierungsrat Jonah Kreppel. Er hatte seine Karriere als Journalist und Zeitungsherausgeber in Krakau begonnen. Seit Ende 1914 lebte er in Wien. Er war ein Mitglied der streng orthodoxen Agudas Jisroel und ist erwähnenswert als Verfasser einer großen Zahl von jiddischen Kriminalgeschichten, die von der jüdischen Jugend Galiziens gern gelesen wurden. Kreppel starb im August 1939 im KZ Buchenwald.⁴⁰⁴

Salomon Picker, ein zionistischer Journalist im Umfeld der Jüdischen Nationalpartei, wurde bereits erwähnt. Sein weiterer Verbleib Ende der dreißiger Jahre ist ungeklärt.

Der zionistische Funktionär Dr. jur. Sigmund (auch: Zygmunt, hebräisch: Seew) F(öbus) Finkelstein (geb. 1889 Lemberg) lebte seit 1915 in Wien. Er war einer der Journalisten, die Silburg wegen ihrer „assimilatorischen“ Politik eines namentlichen Angriffs gewürdigt hatte.⁴⁰⁵ Finkelstein wurde 1936 Obmann des Vereines. Er war auch Mitarbeiter der „Jüdischen Telegraphenagentur“. Finkelstein emigrierte 1938 nach Palästina, war dort als hebräischer Journalist tätig und starb 1959 in Israel.⁴⁰⁶

Auch der jiddisch schreibende zionistische Theaterschriftsteller und Journalist Abisch Meisels dürfte dem Verein angehört haben. Meisels schrieb in den zwanziger Jahren eine Reihe zionistischer Revuen für das jiddische Theater in Wien.⁴⁰⁷ Von Neugröschel wurden sie – zweifellos auch wegen ihrer klaren zionistischen Tendenz – als belanglose „Schund-Stücke“ abgetan.⁴⁰⁸ Das jiddische Theater hatte als die wichtigste Institution des jiddischen Kulturlebens kontinuierlich bis 1938 Bestand. In den zwanziger und dreißiger Jahren waren stets mindestens zwei bis drei jiddische Ensembles tätig. Das „Jüdische Theater“ spielte, unter der Leitung von Morris Siegler und ab 1915 von Schulim Podzamcze, kontinuierlich von 1908 bis 1938, zuerst im Theatersaal des Hotel Stefanie, Taborstraße 12. Es befand sich zuletzt am Spielort Praterstraße 60.

⁴⁰³ Vgl. Armin Eidherr: Abraham Mosche Fuchs. In: Abraham Mosche Fuchs: Unter der Brücke, Salzburg 1997, 95.

⁴⁰⁴ Vgl. Lexikoneintrag: *Krepl, Yoyne*, in: *LNYL*, Bd. VIII/275-277.

⁴⁰⁵ Vgl. Silburg: Was ich euch zu sagen habe, in: *Nackte Lieder*, 105, bzw. *Kritik*, Nr. 1 (Feber 1920), 4.

⁴⁰⁶ Vgl. Adunka: *Exil*, 51-57.

⁴⁰⁷ In Edition und Übersetzung liegt vor: Abisch Meisels: *Von Sechistow bis Amerika*. Herausgegeben und übersetzt von Brigitte Dalinger und Thomas Soxberger, Wien 2000.

⁴⁰⁸ *Naygreshl. Di moderne yidishe literatur*, 397.

Ende der 1920er Jahre waren das „Jüdische Künstlerkabarett“ und später die „Jüdischen Künstlerspiele“ in der Praterstraße 34 (Nestroyhof, heute Nestroyplatz 1) tätig, an beiden Ensembles wirkte auch Meisels als Stückautor und Souffleur mit.⁴⁰⁹

Abisch Meisels floh, nachdem er eine private Warnung erhalten hatte, seine Verhaftung stehe unmittelbar bevor, im Mai 1938 mit seiner Familie in die Tschechoslowakei (die Flucht wurde getarnt als Muttertagsausflug). Er konnte kurz vor dem Anschluss der „Resttschechei“ im Frühjahr 1939 als gefährdeter Journalist ein Visum nach England erhalten. Die schon länger bestehende Tätigkeit von Abisch Meisels als Korrespondent der Londoner jiddischen Zeitung „*Di tsayt*“ von Morris Myer war offenbar ein wesentlicher Faktor, dass er auf die Liste der Journalisten genommen wurde, denen in letzter Minute die Ausreise gelang.⁴¹⁰

5. 4 Die Krisensituation des letzten Jahrzehnts (1928-1938)

Obwohl in jeder Nummer von „*Yidish*“ betont wurde, dass das Erscheinen der Zeitschrift auf längere Zeit gesichert sei, blieb die vierte bereits die letzte Nummer der Zeitschrift. Das Projekt, über eine Zusammenführung von Jiddischisten verschiedener politischer Richtungen in Wien zumindest einen „*minyen*“ für die jiddische Kultur zu halten, war offenkundig gescheitert. Neugröschel zog in einem Artikel für eine amerikanische jiddische Zeitung 1930 ein Resümee, in dem er von einem „Niedergang“ der jiddischen Kultur Wiens sprach.⁴¹¹

Das deutlichste Zeichen für das Verschwinden des Jiddischen aus der Wiener Öffentlichkeit stellt das Ende einer jiddischen Publizistik dar. Neugröschel erwähnt noch einen missglückten Versuch von Moses Groß und Moses Liwschitz, zu Ende der 1920er Jahre eine jiddische Zeitschrift zu publizieren, nennt aber weder ihren Titel noch das genaue Erscheinungsjahr. Er hielt es offenbar für besser, den Mantel des Schweigens über dieses missglückte Unternehmen zu breiten. Eine von Y. Anilovitsh erstellte Übersicht über die jiddische Presse listet für 1930 ein in Wien erscheinendes Wochenblatt auf. Auch 1931 soll, laut einer statistischen Übersicht über die jiddische Presse weltweit, noch eine jiddische Wochenzeitschrift

⁴⁰⁹ Vgl. Dalinger: Verloschene Sterne, 84-97.

⁴¹⁰ Vgl. Interview mit Ruth Schneider, Tochter von Abisch Meisels, geführt von Thomas Soxberger, (Wien, 3. Juni 2001, Abschrift im Archiv des Jüdischen Museums Wien).

⁴¹¹ Vgl. *Naygreshl: Di moderne yidische literatur*, 387.

in Österreich (was wohl heißt, in Wien) erschienen sein.⁴¹² In der Biographie des Journalisten S. J. Harendorf-Dorfson im "*Leksikon fun der nayer yidisher literatur*" wird er als Herausgeber einer Zeitschrift „*Yidishes vokhnblat*“ in Wien genannt.⁴¹³ Unklar bleibt, ob sich diese Angaben auf zwei unterschiedliche Zeitschriftenprojekte oder auf ein und dieselbe Zeitschrift beziehen.

Einer der wichtigsten Gründe für das Scheitern der Bestrebungen, ein jiddisches literarisches Leben aufrecht zu erhalten, ist wohl in der sich deutlich abzeichnenden Faschisierung der österreichischen Gesellschaft zu sehen. Der jiddische Schriftsteller Y. A. Liski (geboren 12. Juni 1899 Jezherna, Ostgalizien – gestorben 1990 in London) verließ aus diesem Grund bald nach seinem literarischen Debüt im Jahr 1928 Wien. „Liski“ war der Schriftstellernamenname von Jehuda-Itamar (Sumer) Fuchs. Er hatte ihn als der jüngere Bruder des bereits bekannten Autors A. M. Fuchs gewählt.⁴¹⁴ Als jiddischer Schriftsteller debütierte er 1928 mit zwei Erzählungen in "*Yidish*".⁴¹⁵ Laut seinen eigenen Angaben war es die Erfahrung des Antisemitismus Ende der 1920er Jahre, die ihn veranlasste, Wien zu verlassen. Liski erzählte dazu, dass er Ende der zwanziger Jahre in einem Wiener Kaffeehaus gesessen sei, als eine Gruppe junger Faschisten hereinkam und ihn fragte, was er hier schreibe. Er habe laut geantwortet: „Jiddisch!“, worauf er ebenso laut die Antwort erhalten habe: „Hinaus!“ Daraufhin habe er begriffen, dass es Zeit zum Aufbruch war.⁴¹⁶

Liski ließ sich in London nieder, wo er als Journalist und Schriftsteller tätig war. Er war viele Jahre überzeugter Kommunist. Erst mit den Enthüllungen Chruschtschows über die Stalin-Zeit distanzierte er sich vom sowjetischen Kommunismus. Er blieb im Londoner Stadtteil Whitechapel wohnhaft.

Die 1930er Jahre waren also von der sich immer mehr abzeichnenden Bedrohung durch den Faschismus geprägt. Mit den Wahlerfolgen der Nationalsozialisten in Deutschland

⁴¹² Vgl. Y. Anilovitch: 5 yor yidische prese (1926-1930) Statistische sakh-haklen. In: *Yivo bleter*, Bd 2, 1931, 96-120.

⁴¹³ Vgl. Lexikoneintrag: *Harendorf, Shmuel-Yankev*, in: *LNYL*, Bd. III/78.

⁴¹⁴ „Liski“ bedeutet auf polnisch „Füchlein“.

⁴¹⁵ Vgl. Y. A. Liski: *Payn*. In: *Yidish*, Nr. 1, (April 1928), 12-17; und [ders.], *Gendz*, in: *Yidish*, Nr. 3-4 (Juni-Juli 1928), 15-21. Letztere auch in Übersetzung, vgl. J. A. Liski, "Gänse", in: Soxberger, *Nackte Lieder*, 196-174.

⁴¹⁶ Vgl. den Nachruf: *Y. A. Liski (1899-1990)* in: *Oksforder Yidish II/1991*, 279; vgl. auch Lexikoneintrag: *Liski, Y. A.*, in: *LNYL*, Bd. V/175. Nach mündlicher Auskunft von Barry Davis (London), der ihn noch persönlich kannte, war Liski lange Jahre überzeugter Kommunist, wandte sich aber nach dem Bekanntwerden der stalinistischen Verbrechen nach dem Zweiten Weltkrieg von der Partei ab.

1930 wurde auch in Österreich die Agitation der Nationalsozialisten immer aggressiver. Die Errichtung des austro-faschistischen Dollfuß-Regimes zwang bereits Aktivisten der jüdischen Arbeiterbewegung, so etwa Mendl Singer, in die Emigration.⁴¹⁷ Damit wurde das jiddischistische Milieu in Wien noch kleiner.

5.4.1 „*Tsushtayer*“, Lemberg-Wien

Ein Versuch, aus der Enge des jiddischen literarischen Milieus auszubrechen, war die Pflege der Kontakte mit gleichgesinnten Personen und Gruppierungen. Solche gab es offenbar in Polen und Rumänien.

Von 1929 bis 1931 erschienen in Lemberg drei Nummern der avantgardistischen Literaturzeitschrift „*Tsushtayer*“, benannt nach dem jiddischen Wort für „Beitrag“. In der Literatur findet sich auch häufig die Bezeichnung „*Cusztajer*“, nach der polnischen Transkription des Titels. Die Zeitschrift war Sprachrohr einer Schriftstellergruppe, zu der unter anderem Ber Sznaper (Schnapper), Nochem Bomse, Israel Aszenbach, Deborah Vogel, Rochel Korn und Rochel Auerbach und Max Neugröschel gehörten. Galizien hatte bis zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahre keine Literaturzeitschrift mehr gehabt und galt als eine der literarisch konservativsten Provinzen Polens. Viele galizische jiddische Schriftsteller lebten bereits in Warschau und in verschiedenen Ländern der Emigration, etwa in den USA, Palästina und Argentinien.

Ein Rezensent der ersten Nummer von „*Tsushtayer*“, S. Drechsler, wies in der Wiener Zeitschrift "Der jüdische Arbeiter" ausdrücklich darauf hin, dass Galizien der jüdischen Welt immer eine Fülle an Talenten und Strömungen geschenkt habe, selbst aber der Verachtung anheimfalle: Bei einem Galizianer mit Talent vergesse man seine Herkunft, handelt es sich um einen untalentierten Schreiberling, sehe man sich in der Meinung über die Galizianer bestätigt, meinte Drechsler.⁴¹⁸

Er betonte auch, dass die Wiener Gruppe galizianisch-jiddischer Schriftsteller in dieser ersten Nummer prominent vertreten sei. Er zählte dazu David Königsberg, Ber Schnapper, Liski und Max Neugröschel. Damit kann "*Tsushtayer*" eigentlich auch als eine Plattform der

⁴¹⁷ Vgl. *Naygreshl: Di moderne yidische literatur*, 391.

⁴¹⁸ Vgl. S. Drechsler: 'Jung-Jiddische Literatur'. In: *Der jüdische Arbeiter*, Wien, 7. Jg., Nr. 6 (14. März 1930), 3-4.

jiddischen Schriftsteller Wiens gesehen werden. Drechsler verlieh auch seiner Hoffnung Ausdruck, dass der literarische Nachwuchs, der hier zu Wort komme, zu der Bedeutung der bereits etablierten Galizianer heranwachsen möge, was wohl vor allem auf den Erzähler Y. A. Liski und den Lyriker Ber Schnapper gemünzt war.⁴¹⁹

Ber Schnapper (auch: Sznaper, geboren 1903 oder 1906 in Lemberg, kam vermutlich 1939 in Polen um) studierte in den Jahren 1926 bis 1930 am Wiener hebräischen Lehrerseminar und debütierte in dieser Zeit als jiddischer Dichter.⁴²⁰ Der erste Lyrikband „*Opshoym*“ erschien in Wien 1927 und thematisiert Armut im (sub)proletarischen Milieu und Revolutionsstimmung. Biographisches über ihn ist wenig bekannt, seine Lyrik weist ihn als talentierten Dichter aus. In vielen seiner Gedichte kommt eine pessimistische Grundstimmung zum Ausdruck und werden Traurigkeit und Verlorenheit des Menschen der Großstadt thematisiert.⁴²¹

Ber Horowitz, der Anfang der 1920er Jahre in seine Karpatenheimat zurückgekehrt war, aber immer wieder nach Wien kam, gehörte ebenfalls zu der Lemberger-Wiener „*Tsushtayer*“-Gruppe. Eine besondere Rolle spielten die beiden Lyrikerinnen Rochel Korn (1898 – 1982) und Debora Vogel (1902 – 1942). Beide entstammten gutbürgerlichen Elternhäusern, in denen vor allem Polnisch gesprochen wurde, und beide hatten ihre Jugendjahre im Ersten Weltkrieg als Kriegsflüchtlinge in Wien verbracht. Nach dem Ersten Weltkrieg wandten sie sich aber aus eigener Entscheidung dem Jiddischen zu und begannen in dieser Sprache zu schreiben.⁴²²

Die jiddische Schriftstellerszene Wiens zu Ende der zwanziger Jahre war also klein und konnte keine eigene Zeitschrift am Leben erhalten. Man hielt aber den Kontakt mit der internationalen Welt der jiddischen Literatur aufrecht. Anfang der dreißiger Jahre bestand die Gruppe noch aus Neugröschel, A. M. Fuchs, M. Groß, M. Chmielnitzky, und wohl auch

⁴¹⁹ Vgl. ebd.

⁴²⁰ Viele der Mitglieder wurden in der Shoah ermordet. Der Arbeiterdichter *Yisroel Frenkel*, geb. 1896, kam 1942 soll „in einem Todeslager auf österreichischem Boden“ umgekommen sein, vgl. Lexikoneintrag: *Frenkel, Yisroel*, in: *LNYL*, Bd. VII/526. Eine Anfrage an der Gedenkstätte Mauthausen erbrachte aber kein Ergebnis.

⁴²¹ Vgl. Lexikoneintrag: *Sznaper, Ber*, in: *LNYL*, Bd. VIII/748.

⁴²² Zu Rochel Korn vgl. Lexikoneintrag: *Korn, Rokhl*, in: *Kagan, Berl: Leksikon fun yidish shraybers* (Ergänzungsband zu *LNYL*), New York 1986. Zu Debora Vogel vgl. Werberger, Anette: Nur eine Muse? Die jiddische Schriftstellerin Debora Vogel und Bruno Schulz. In: Hotz-Davies, Ingrid/Schahadat, Schamma (Hrsg.): *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt*, Bielefeld 2007, 257-286.

Liwschitz, wenn dieser auch viel Zeit in Deutschland verbrachte. Es bestanden auch Kontakte zwischen Wien und der jiddischistischen Linken in Rumänien, nach Czernowitz und Bukarest. Das bezeugt die Tatsache, dass der literarische Debütant Josef Burg (1912-2009) ebenfalls zur Literatengruppe um Mejlech Chmielnitzky und Max Neugröschel stieß.⁴²³ Burg, im Karpatendorf Wizhnits geboren, hatte seine Jugendjahre in Czernowitz verbracht. 1936 kam er aus Bukarest zum Germanistikstudium nach Wien. Er berichtet, Schlomo Bickel habe ihm bei dieser Gelegenheit eine Empfehlung an Chmielnitzky nach Wien mitgegeben. Neben Ber Horowitz traf Burg auch Max Neugröschel. Neben den bekannteren Wiener Literatencafés frequentierten die jiddischen Schriftsteller auch regelmäßig das Zentral-Café in der Taborstraße – sozusagen das jiddische Gegenstück zum Café Central in der Herrengasse.⁴²⁴

Für die Wiener jiddischistische Szene lässt sich über Burgs Familiengeschichte eine indirekte Verbindung zum Einsatz für das republikanische Spanien herstellen, welche für die jiddische Linke sehr bedeutsam war. Ihre Organisationsstrukturen stellten in Europa und den USA eine wichtige Basis für die Rekrutierung von Spanienkämpfern dar. Der Anteil von jüdischen Interbrigadisten war dementsprechend hoch. Auch aus Österreich kamen zahlreiche Spanienkämpfer. Josef Burg hatte in Czernowitz, wie sein jüngerer Bruder Benjamin Burg (1916-1936) in einer Gruppe der linken Jugendbewegung verkehrt. Während Josef Burg zum Germanistikstudium nach Wien kam, ging Benjamin 1936, nachdem er in Czernowitz eine Gefängnisstrafe wegen „subversiver politischer Tätigkeit“ absitzen hatte müssen, nach Spanien und fiel dort noch im selben Jahr.⁴²⁵

Ein anderes Thema, das über das jiddischistische Milieu hinaus eine jüdische Linke mobilisierte, war das Birobidschan-Projekt. Diese Kolonialisierungs-Initiative zur Gründung einer jüdischen Sowjet-Republik im Fernen Osten Russlands wurde propagandistisch als sowjetische Lösung der jüdischen Frage aufbereitet. Der kommunistische Journalist Otto Heller bereiste in den zwanziger Jahren die Sowjetunion. In seinem Reisebericht, der in einem Wiener Verlag unter dem eher irreführenden Titel „Der Untergang des Judentums“ erschien, widmete er auch dem Aufbau in Birobidschan ein ausführliches Kapitel. Hellers Darstellung einer bereits im Gang befindlichen „Lösung der Judenfrage durch den Sozialismus“ steht

⁴²³ Burgs sehr stilisierte Erinnerungen daran sind in mehreren Buchausgaben zu finden, zuerst in *Yoysef Burg: A farshpetikter ekho*, Moskau 1985, 339-348.

⁴²⁴ Vgl. ebd., 339.

⁴²⁵ Vgl. *Burg: A farshpetikter ekho*, 88-91 u. 235f.

gedanklich in der Traditionslinie des Austromarxismus von Otto Bauer. Die ökonomische und soziale Entwicklung in der Sowjetunion löse das Judentum als eigenständige Gruppe auf, was eine zu begrüßende Entwicklung sei, da sich darin der historische Fortschritt der Menschheit manifestiere, so die Grundaussage von Otto Heller.⁴²⁶

Die Tatsache, dass auch in Wien eine deutschsprachige Zeitschrift für die Birobidschan-Propaganda erschien, wurde bereits erwähnt. Neugröschel berichtet, dass sie unter dem Dollfuß-Regime eingestellt werden musste.⁴²⁷ Bisher konnte eine solche Zeitschrift nicht nachgewiesen werden. Auffällig ist aber, dass 1936 eine Zeitschrift mit dem Titel „Birobidjan [!] in Bau“ in Brünn unter der Redaktion eines „Ing. Alfred Pollak“ erschien.⁴²⁸ Möglicherweise handelte es sich dabei um eine Nachfolgepublikation der von Neugröschel redigierten Zeitschrift, da Brünn während des Ständestaates ein Sammelpunkt der linken Emigration aus Österreich war.

Der Wiener kommunistische Journalist Hermann Peczenik⁴²⁹ wirkte an der Übersetzung eines Buches des sowjetisch-jiddischen Autors Moses Alberton über Birobidschan mit, das 1932 im E. Prager-Verlag erschien.⁴³⁰ Dieser Verlag wich ebenfalls während der Zeit des Ständestaats ins Nachbarland aus, in diesem Fall nach Bratislava.⁴³¹

Die Buchpublikation über Birobidschan scheint in Zusammenhang mit der Aktivität der Gesellschaft „Geserd“ in Wien zu stehen, die zumindest für Anfang 1933 nachweisbar ist. In den „Jüdischen Künstlerspielen“ fand am 15. Jänner 1933 eine Matinee „Neue jüdische Dichtung aus Sowjetrußland“ statt. „Die Schauspieler der Wilnaer Truppe Jakob Weislitz und Josel Kamen“ lasen dabei aus „den Werken von Bergelson, Charik, Fefer, Hofstein, Lurie, Markisch, Nadir, u.a.“, außerdem war „Lotte Serkin, Moskau, in ihren neuen russischen

⁴²⁶ Vgl. Otto Heller: Der Untergang des Judentums: Die Judenfrage, ihre Kritik, ihre Lösung durch den Sozialismus. Wien u. Berlin: Verlag für Literatur und Politik, 1931.

⁴²⁷ Vgl. *Naygreshl: Di moderne yidische literatur*, 388. Nach Erinnerung von Fritz Feilhaber war Neugröschel selbst der Redakteur der Zeitschrift, die den Titel "Biro Bidschan" getragen habe, vgl. E-Mail Fritz Feilhaber an T.S. (7.9. 2008).

⁴²⁸ Vgl. David Grossmann: *Obraz brněnské židovské komunity v její spolkové činnosti (náboženství, sionismus, asimilace)*, Diplomová práce, Katedra historie FFMU, Brno 2002, 7. Im Internet: <http://jab.wz.cz/brnospolky/spolky_brno_text_grafy.pdf>

⁴²⁹ Hermann Peczenik nahm an den Februarkämpfen 1934 teil und wurde mit seiner Frau Anna (geb. Gadol) aus Österreich ausgewiesen. Sie schlossen sich den Internationalen Brigaden in Spanien und später der französischen Resistance an. Hermann Peczenik kam in Auschwitz, Anna Gadol-Peczenik in Ravensbrück um. Vgl. <http://www.wegenachravensbrueck.net/current/gadol/2.html>

⁴³⁰ Es handelt sich um Moses Alberton: *Birobidschan, die Judenrepublik*, E. Prager, Leipzig 1932.

⁴³¹ Vgl. Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Bd. II, 291f.

Tänzen“ zu sehen.⁴³² Die Tätigkeit von Geserd kann aber angesichts der politischen Lage in Österreich mit dem sich abzeichnenden „Ständesaat“ in weiterer Folge keinen großen Umfang mehr angenommen haben.

Eine Verbindung nach Frankreich wurde durch A. B. Cerata hergestellt, der in den 1930er Jahren in der „Ligue contre l'Antisemitisme“ aktiv war. 1937 finden wir ihn als Teilnehmer beim „Ersten Jiddischen Kulturkongress“, der zur Gründung der linken Kulturorganisation *YKUF* führte, und gemeinsam mit Neugröschel wurde er als Vertreter Österreichs in deren Zentralverwaltung gewählt.

Knappe Auskünfte über die Situation der jiddischen Schriftstellergruppe Wiens und ihre Kontakte zu Schriftstellerin in anderen Ländern sind in Erinnerungen von Joseph Leftwich (ursprünglicher Name: Lefkowitz, 1892 –1984) zu entnehmen. Leftwich war laut eigenen Angaben 1920 „*editorial secretary*“ in der Redaktion einer jiddischen Zeitschrift „Renaissance“ in London und korrespondierte in dieser Funktion mit einer Schriftstellergruppe in Wien, die er als „*similar*“ beschreibt. Es handelte sich dabei um die Herausgeber der „*Kritik*“. Diese Korrespondenz führte zu einer Freundschaft mit Melech Rawitsch, die auch in späteren Jahren andauerte.⁴³³ Bei einem Wienbesuch in den 1930er Jahren lernte Leftwich auch Max Neugröschel kennen, den er aber als eher distanzierte Persönlichkeit erlebte. Im Gegensatz dazu beschreibt er Ber Horowitz, der sich zu diesem Zeitpunkt wieder einmal in Wien aufhielt, als ausgesprochen warmherzigen und enthusiastischen Menschen. Nach dem Anschluss im März 1938 korrespondierte Horowitz mit Leftwich über die Möglichkeit einer Emigration nach England. Der damalige Wien-Aufenthalt von Horowitz fällt offenbar damit zusammen, dass er in diesem Jahr noch eine kleine jiddische Anthologie im Verlag A. B. Cerata herausbrachte – das letzte jiddische Buch, das sich für die jiddische Schriftstellergruppe in Wien bibliographisch nachweisen lässt.⁴³⁴ Als alle Bemühungen erfolglos blieben, kehrte Horowitz im Sommer 1938 wieder nach Polen zurück, wo er später ums Leben kam.⁴³⁵

⁴³² Angaben nach einem Veranstaltungsplakat, faksimiliert in: Ruth Beckermann: Die Mazzesinsel, Wien 1984, 114.

⁴³³ Vgl. Leftwich: *Thinking of Vienna*, 231.

⁴³⁴ Vgl. *Ber Horowitz: Fun Itsik Vatenmakher biz Itsik Gutkind, yidishe motivn in der poylisher poeziye. Iberzetsungen*. Wien 1938, 67 S.

⁴³⁵ Vgl. Leftwich: *Thinking of Vienna*, 238-39.

5. 4.2 Jiddische Verlagstätigkeit in Wien

Die politische Entwicklung in Deutschland warf ihre Schatten auch auf Österreich, wo sich eine Faschisierung des politischen Lebens vollzog. Die Politik des Austrofaschismus war zwar im Vergleich zum Nationalsozialismus weniger eindeutig antisemitisch ausgerichtet, beziehungsweise konnte der Eindruck entstehen, sie richte sich nur gegen „marxistische“ Juden. Das Regime fand deshalb durchaus auch die Unterstützung konservativer jüdischer Gruppen. Für die weltliche jiddische Kultur bedeutete aufgrund ihrer Nähe zur Arbeiterbewegung das Jahr 1934 aber bereits einen massiven Einschnitt. Es konnte sich nur der eher unpolitische Bereich der Unterhaltung im jiddischen Theater halten und eine eingeschränkte Produktion schöngeistiger Literatur. Jiddische Autoren in Wien, wie Max Neugröschel, Mejlech Chmielnitzky, D. J. Silberbusch, Löbel Taubes waren im Allgemeinen darauf angewiesen, ihre Bücher in Eigenverlag herauszubringen. Ein solcher Eigenverlag war vermutlich „Literaturfreunde“ („*Literatur-fraynd*“) von J. A. Silberbusch. Einzig der „Verlag A. B. Cerata“ brachte es auf einige Jahre der kontinuierlichen Tätigkeit.

Der jiddische Schriftsetzer und Drucker Abraham Ber Cerata (geb. 1900 Noworadomsk, Polen – gest. 4. März 1963 Zfat) war ein Aktivist der linken Poale Zion. Der Zusammenhang der Verlagsgründung mit seinem politischen Engagement ist aber nur indirekt herstellbar. In seinem Kleinverlag gab er von 1934 bis 1938 eine Reihe von kleinen, aber sorgfältig gestalteten jiddischen Lyrikbänden heraus. Cerata hatte eine traditionelle jüdische Erziehung erhalten und war Schriftsetzer von Beruf. In den Jahren 1916-18 arbeitete er in einer Munitionsfabrik in Ungarn und lebte hier bis 1934, übersiedelte dann nach Warschau und ging in weiterer Folge nach Paris. Auffällig ist, dass er auf dem jiddischen antifaschistischen Kongress in Paris 1937 neben einem unbekanntem Tschenstochowski und J. Hermann, der sich zu dieser Zeit ebenfalls schon in Polen aufhielt, als Vertreter der jiddischen Kultur Österreichs genannt wird.⁴³⁶ Im publizierten stenographischen Bericht des Kongresses finden sich allerdings keine Debattenbeiträge österreichischer Delegierter, und es gibt keinen Beleg für eine tatsächliche Teilnahme der genannten Vertreter aus Österreich neben Cerata. Die Vermutung, dass Ceratas kleiner Verlag in Wien auch eine gewisse Deckmantelfunktion für seine politischen Aktivitäten hatte und dass über

⁴³⁶ Vgl. *Ershter alveltlekher yidisher kultur-kongres, Pariz, 17-21 sept. 1937. Stenografisher barikht. Paris etc.* (o.J.), 345. In die Zentralverwaltung des „IKUF“ wurden A. B. Cerata und M. Neugröschel gewählt, ebd. 363.

seine Person ein Kontakt der Linken Poale Zion Polens nach Wien aufrechterhalten wurde, liegt demnach nahe.

Cerata war in Paris in der „*LICA (Ligue Contre L'Antisemitism)*“ aktiv, die versuchte, der nationalsozialistischen antisemitischen Propaganda entgegenzuwirken. Die Tatsache, dass er dadurch eine gewisse öffentliche Rolle innehatte, könnte aber auch dazu beigetragen haben, dass er als politischer Gefangener aus Frankreich in das KZ Sachsenhausen gebracht wurde und nicht in eines der Vernichtungslager Osteuropas. Cerata überlebte und kehrte nach der Befreiung 1945 wieder nach Paris zurück. Er arbeitete weiter als jiddischer Setzer, stellte wieder Verbindungen zwischen den überlebenden jiddischen Kulturschaffenden her und verfasste Beiträge für die jiddische Presse in Paris und Israel. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Israel im galiläischen Ort Zfat.⁴³⁷

Der Druck der Bücher des Verlags A. B. Cerata erfolgte in der Wiener Druckerei „Reiter & Co.“, bei der es sich um die altbewährte jiddische Druckerei in der Taborstraße 52B handelt, die als „Adria“ Anfang der zwanziger Jahre viele jiddische Parteibroschüren gedruckt hatte. Inhaber der Druckerei waren seit Ende der zwanziger Jahre Karpel Reiter und Ruchla Reiter.⁴³⁸ Als Autoren des Verlages finden wir Max Neugröschel, Ber Horowitz, Elieser Schindel und einmal auch Itsik Manger. Es fällt dabei auf, dass sich alle Autoren politisch dem linken Jiddischismus zuordnen lassen.

Die Unterstützung der jiddischen Schriftsteller durch A. B. Cerata war mehr eine moralische, denn ökonomisch dürfte dieser Kleinverlag eher bedeutungslos gewesen sein. Aber es zeigt sich daran, dass die Jiddischisten in Wien bis 1938 versuchten, einen jiddischen Verlag am Leben zu erhalten.

5.4.3 Das Ende im Jahr 1938

Der „Anschluss“ Österreichs im März 1938 bedeutete das endgültige Ende für die jiddische

⁴³⁷ Vgl. Lexikoneintrag: *Tserata, A. B.*, in: *LNYL*, Bd.VII/610-611; vgl. auch: Melekh Rawicz: *A. B. Cerata – Intimate Portrait*, in: *Radomsko Memorial Book*, 286 - 287, online: www.jewishgen.org/yizkor/Radomsko/rad274html.

⁴³⁸ Laut Wiener Adreßbuch. *Lehmans Wohnungsanzeiger 1938*: öff. Ges.: Karpel Reiter, zeichn. selbstdg., u. Ruchla Reiter. Im „Wiener Adreßbuch“ für 1942 scheint unter dieser Adresse die „Buchdruckerei Raoul und Wallner“ auf, eine "Arisierung" ist daher zu vermuten. Akten dazu konnten nicht festgestellt werden.

Kultur in Wien. Max Neugröschel wurde verhaftet und zuerst im Konzentrationslager Dachau, später in Buchenwald inhaftiert. Von dort konnte er nach neun Monaten freikommen und nach Brasilien flüchten, wo bereits Verwandte lebten. Er blieb dort nur zwei Jahre und ging dann weiter nach New York. In dieser Zeit publizierte er weiter jiddische Gedichte und plante eine große Arbeit über die moderne jiddische Literatur in Galizien zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, von der er einzelne Kapitel 1955 in einem Sammelband veröffentlichte. Seine letzten Lebensjahre waren eher von Enttäuschung und Verbitterung gekennzeichnet. Neugröschel starb, noch relativ jung, 1965 im New Yorker Exil.⁴³⁹

1939 emigrierte Mejlech Chmielnitzky mit Frau und Sohn nach New York. Er starb nur kurze Zeit nach seiner Frau, die 1946 infolge einer Familientragödie umgekommen war.⁴⁴⁰ Freunde und Verehrer des Dichters besorgten eine Ausgabe seiner Lyrik, die 1948 in New York erschien. Zu dieser Buchausgabe schrieben Mendl Naygreshl und Melech Rawitsch Beiträge.⁴⁴¹ Andere Schriftsteller des Kreises der Wiener jiddischen Schriftsteller, welche in Osteuropa geblieben waren, fanden den Tod durch die Hand nationalsozialistischer Mörder und ihrer Handlanger. Moses Silburg kam mit Frau und Tochter in Wilna um, nur sein Sohn überlebte in der Sowjetunion. Ebenso wurden die Dichter David Königsberg, Schmucl Jankev Imber und Ber Schnapper sowie der Privatgelehrte Matthias Mieses, der 1908 auf der Czernowitzer Sprachkonferenz seine „Viertelstunde des Ruhms“ gehabt hatte, von den Nationalsozialisten in Polen ermordet.⁴⁴²

⁴³⁹ Vgl. Lexikoneintrag: *Khmielnitski, Meylekh*, in: *LNYL*, Bd. III/397-399.

⁴⁴⁰ Mündliche Mitteilung von Arye London (Jerusalem) im August 2009.

⁴⁴¹ Vgl. *Meylekh Kmelnitski: Ru un umru*, New York 1948.

⁴⁴² Diese Angaben zum Tod der erwähnten Autoren folgen den entsprechenden biographischen Artikel des *LNYL*.

Kapitel Sechs

Jiddische Philologie als eine Wissenschaft des „Nation building“

Di ershte zakh far a yedn dervakhndikn folk iz: vern a har iber zayn eygener shprakh. (Das Erste für jedes erwachende Volk ist: Herr zu werden über die eigene Sprache).

Ber Borochow 1913⁴⁴³

6. 1 Jiddische Philologie und jüdische Nation

Das diesem Kapitel vorangestellte Motto von Ber Borochow ist seinem programmatischen sprachwissenschaftlichen Aufsatz „*Di oyfgabes fun der yidisher filologiye*“, publiziert in der Zeitschrift „*Der pinkes*“ („Die Chronik“), Wilna 1913 entnommen. Sie finden sich auf seinem Grabstein in Kiew.⁴⁴⁴ Das sagt bereits einiges über den Stellenwert, der dieser Schrift beigemessen wurde, aus. Das Borochowsche Programm der „Jüdischen Philologie“ ist als Teil eines „Nation building“ zu verstehen. In der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg entwickelte sich ein Programm der „Kulturautonomie“, das für die jiddische Sprachbewegung wichtig war. In den zwanziger Jahren machte sich eine Reihe von Linguisten daran, die „jiddische Philologie“ nach Borochows Vorgaben zu einer ernstzunehmenden Wissenschaft zu machen. Sie beschäftigten sich im Sinne dieser Forderungen sehr viel mit Sprachnormierung, mit lexikalischen Fragen, verbindlichen Grammatiken, vor allem für den Schulunterricht, und der Orthographiereform.

Zu Ende des 19. Jahrhunderts begann eine ernsthafte sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Jiddischen. Jüdische Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts in Deutschland, die Vertreter der „Wissenschaft des Judentums“ wie etwa Heinrich Graetz hatten Jiddisch als ein Relikt des mittelalterlichen Ghettolebens der Juden betrachtet.

Wie im Westen, so prognostizierten die Vertreter der Haskalah in Deutschland, werde mit der Modernisierung des jüdischen Lebens auch in Osteuropa diese Mundart sehr schnell verschwinden, und einzige Aufgabe jüdischer Intellektueller könne es nur sein, zu dieser

⁴⁴³ Vgl. *Ber Borokhov: Di ufgabes fun der yidisher filologiye. In: Ber Borokhov. Sprachforschung un literaturgeshikhte.* Erstmals erschienen in: *Der Pinkes. Yorbukh far yidisher literatur un shprakh, far folklor, kritik un bibliografie*, Wilna 1913.

⁴⁴⁴ Ber Borochows sterbliche Überreste wurden 1963 von Kiew nach Israel überführt und auf dem Friedhof des Kibbutz Kinneret bestattet. Vgl. EJ, Jerusalem 1972, Vol. 4, 1255.

Entwicklung beizutragen.

Ähnlich war die Sicht der Vertreter der Haskalah im zaristischen Russland. Hier war die staatliche Politik gegenüber der jüdischen Minderheit im Verlauf des 19. Jahrhunderts höchst ambivalent. Einerseits gab es viele diskriminierende Bestimmungen für die jüdische Bevölkerung, andererseits wollte man unter den Juden Russlands moderne Bildung verbreiten und sie zu treuen Staatsbürgern erziehen. Trotz massiver Eingriffe durch die staatliche Zensur entwickelte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine jiddische Massenkultur in den jüdischen Siedlungsgebieten im Westen des Russischen Reiches. Vor allem in den größeren Städten, wie Warschau, Odessa, Wilna entstand eine Unterhaltungskultur, die Belletristik und Theater umfasste. Populärwissenschaftliche Werke, Zeitschriften und Zeitungen erschienen und die durch sie verbreiteten Ideen bildeten die Basis für moderne politische Bewegungen. Sozialisten und Zionisten waren, wenn sie Breitenwirkung erzielen wollten, darauf angewiesen, auch entgegen aller Vorbehalte gegenüber dem „Jargon“, auf diesen zurückzugreifen.

Ende des 19. Jahrhunderts begannen auch Akademiker, auf das Phänomen des „jüdischen Jargons“ und der „Jargonliteratur“ in Osteuropa aufmerksam zu werden. Es kam eine erste wissenschaftliche Beschäftigung mit jiddischer Sprache und Literatur in Gang.⁴⁴⁵ Um 1904/5 tauchten in Russland Forderungen nach einem umfassenden jiddischen Bildungssystem, von Volksschulen bis zu den Hochschulen, auf. Auch in Österreich, wie wir gesehen haben, wurde das Jiddische zum Thema in Zusammenhang mit der Frage der Anerkennung einer jüdischen Nation. Dabei waren aber erst Vorbehalte zu überwinden, die in der Frage zum Ausdruck kamen, ob das Jiddische überhaupt eine Sprache mit einer Grammatik sei und ausreichend entwickelt, um als Sprache differenzierter Kulturvermittlung zu dienen.

⁴⁴⁵ Leo Wiener (1862-1939) veröffentlichte 1899 die erste jiddische Literaturgeschichte: *The history of Yiddish literature in the nineteenth century*. Alexander Harkavy publizierte 1891 das erste seiner jiddischen Wörterbücher, wovon das umfangreiche dreisprachige jiddisch-englisch-hebräische Wörterbuch mehrere Auflagen erlebte. Vgl. Dovid Katz: *Alexander Harkavy and his trilingual dictionary*. In: *Alexander Harkavy: Yidish-english-hebreisher verterbukh/ Yiddish-English-Hebrew Dictionary. A Reprint of the 1928 Expanded Second Edition*. YIVO Institute for Jewish Research / Schocken Books, New York 1988.

6.1.1 Matthias Mieses

Einer der ersten, die systematisch versuchten, die Vorurteile gegenüber dem Jiddischen zu entkräften und mit wissenschaftlicher Argumentation nachzuweisen, dass das Jiddische anderen modernen Sprachen gleichwertig ist, war ein Privatgelehrter aus Galizien, Matthias Mieses. Er versuchte einen neuen wissenschaftlichen Zugang zur jiddischen Sprache zu begründen. Matthias Mieses wurde am 30. Juni 1885 in Przemysl geboren und kam während des Zweiten Weltkriegs in seiner Heimatstadt im Ghetto um. Er erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung und „weltliche“ Bildung durch Privatlehrer. Aus Leidenschaft wurde er Linguist und schrieb als Privatgelehrter zahlreiche Bücher und Broschüren zur jiddischen Sprache, zum Antisemitismus, zur Rassenfrage und anderen Themen. Bekanntheit erlangte er als einer der Redner auf der „Czernowitzer Sprachkonferenz“ im August 1908.⁴⁴⁶

In seinem Vortrag auf der Sprachkonferenz zerpfückte er alle Vorurteile, die gegen Jiddisch bestanden – dass es nur ein regelloser, zufälliger Jargon sei; dass es kein Entwicklungspotenzial habe, da es terminologisch unzureichend sei – und widerlegte diese Ansichten Punkt für Punkt. Er hielt seine Rede auf Jiddisch und machte damit laut Berichten von Zeitzeugen einen ungeheuren Eindruck auf seine Hörerschaft.

1915 publizierte Mieses die Schrift „Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte“, wo er Jiddisch in eine Reihe von jüdischen Sondersprachen stellt, die sich aufgrund der religiösen Absonderung der jüdischen Gemeinden von ihrem Umfeld entwickelten. Dieser Grundgedanke wurde von Max Weinreich mit stärkerer linguistischer Untermauerung weitergeführt. Weinreich übernahm daraus offenbar das Konzept der vielen „jüdischen Sprachen“, die im Laufe der Geschichte entstanden waren. Jiddisch war für Weinreich nur eine in einer langen Kette jüdischer Sprachen, aber bei weitem die Wichtigste, da seine Entwicklung untrennbar mit der Entstehung der gesamten aschkenasisch-jüdischen Kultur verbunden war.

Der Beitrag von Matthias Mieses lag nicht so sehr in den stichhaltigen Details seiner Forschungsergebnisse, sondern in einem grundsätzlich neuen Zugang zur jiddischen Sprachgeschichte.⁴⁴⁷ In der Schrift „Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte“ schrieb

⁴⁴⁶ Vgl. Lexikoneintrag: *Mizes, Matisyohu*, in: *LNYL*, Bd. V/566-569.

⁴⁴⁷ Siehe dazu den Versuch der Neubewertung des Beitrags von Matthias Mieses zur jiddischen

Mieses:

Im Verhältnis der Gebildeten wie der Regierenden zu den jüdischen Dialekten und speziell zur hoffnungsvollen, zukunftsreichen yiddischen [sic!] Sprache muss Wandel geschaffen werden. So geht es nicht weiter. Im Osten, wo das territorial unabhängig herausgebildete Yiddish zum Organ einer modernen, mannigfaltigen und entwicklungsreichen Literatur geworden ist, ist seit Jahrzehnten eine immer kräftiger werdende und an Tiefe zunehmende Bewegung im Gange, die yiddische Sprache zu emanzipieren, dem als Ghettoblüte verschrieenen „Jargon“ einen ebenbürtigen Sitz in der Sprachfamilie Europas zu erkämpfen.

[...] Das Zeitalter der Naturwissenschaften, das für die kleinen, für die politisch unselbständigen, vom Schicksal stiefmütterlich behandelten Völker dasselbe leistet, was das Zeitalter der Reformation für die großen, unabhängigen Nationen: die Erhebung der von den Intellektuellen missachteten Volkssprachen zu Literatursprachen; das Zeitalter der Demokratisierung und Völkergleichberechtigung, das von den großen Kämpfen wider die Tyrannen, von den Verkündern der Menschen- und Völkerrechte entfesselt wurde und über die Gauen Europas wie eine Sturmbräut fuhr und alles was beiseite geschoben und verwahrlost war, alle schlummernden und geringgeschätzten Dornröschen zu einer neuen Morgenröte wachposaunte, kann seine Frühlingsschalmel nicht gerade vor den Ansiedlungsgebieten der Juden verhallen lassen und dem belebenden Odem des allgemeinen Erwachens vor den Judenvierteln Halt gebieten.

Die Emanzipationsbewegung des Judentums [...] muss der Sprache der Juden [...] dieselbe Anerkennung erfechten, wie sie auch allen anderen Sprachen selbst politisch abhängiger Völker zuteil wurde. Weg mit den Vorurteilen einer kleinkrämerischen, antijüdisch gefärbten Sprachdogmatik. Mit dem Banner einer reinen, unvoreingenommenen Empirie in die Höhe! Möge einmal der Tag heranbrechen, wo dem normalen und berechtigten, aber missverstandenen und verhöhnnten Lebensmanifestationen des ewigen Volkes Gerechtigkeit geschieht, die Wissenschaft den schädlichen Spuk rudimentärer Verstellungen [sic! gemeint ist wohl: Vorstellungen] und Irrtümer beseitigt und die Öffentlichkeit dem Judentum gegenüber mehr Verständnis und Billigkeit bekundet!⁴⁴⁸

Die Schriften von Mieses wurden weitgehend vergessen, während Ber Borochow bald als der eigentliche Begründer der jiddischen Philologie angesehen wurde. In den letzten Jahren hat es einen Versuch gegeben, dieses Bild zu revidieren. Dovid Katz sieht grundlegende Ideen der jiddischen Sprachwissenschaft bereits bei Mieses formuliert und meint, dass Ber Borochow wie Max Weinreich sich auf ihn bezogen, ohne seine Vordenkerrolle zu würdigen. Sein Zeitgenosse Ber Borochow sah in Matthias Mieses, mit dem er in Wien zumindest einmal zusammentraf, einen „geborenen Dilettanten“.⁴⁴⁹

Wenn man die Schriften von Mieses liest, so versteht man sehr schnell, was Borochow mit seinem Diktum gemeint hatte. Es sind keine wissenschaftlichen Arbeiten nach strengen Kriterien. Sie wirken eher wie mithilfe eines eklektizistisch zusammengetragenen

Linguistik durch Robert D. King: Matisyohu Mieses, in: Dov Ber Kerler (ed.): History of Jewish Studies. Winter Studies in Yiddish, Vol. 3, Oxford/Chur 1991, 25-38.

⁴⁴⁸ Matthias Mieses: Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte, Löwit, Wien 1915, 118-120.

⁴⁴⁹ Vgl. *Borokhov: Sprach-forschung*, 412.

Zettelkastens produzierte Elaborate, stark überfrachtet mit rhetorischen Figuren und mit einem agitatorischen oder missionarischen Tonfall.

Zu erwähnen ist noch, dass seine Schwester Rahel Mises 1918 an der Universität Wien über die Lautlehre des jiddischen Dialekts Mittelgaliziens dissertierte. Über das Schicksal von Rahel Mises ist aber nichts weiter bekannt.⁴⁵⁰

6.1.2 Ber Borochow und der „Borochowismus“

Ber Borochow war ein Mensch von gänzlich anderem Temperament als Miseses. Er verstand es, ein klares Gedankengebäude zu präsentieren und darüber hinaus seine jiddische Sprachwissenschaft. Im Unterschied zum Einzelgänger Miseses war er in ein enges Netzwerk von Intellektuellen, politischen Aktivisten und Akademikern eingebunden, wobei sein politischer Aktivismus zweifellos eine wichtige Rolle spielte.

Ber Borochow konnte konkrete Aufgaben für die jiddische Forschung formulieren und selber diese exemplarisch umzusetzen. Die Jiddistik verdankt der wissenschaftlichen Tradition, welche von ihm, oder zumindest in seinem Namen begründet wurde, sehr viel. Seine theoretischen Schriften zur jiddischen Sprache haben das Bild der „jiddischen Philologie“ so stark geprägt, dass etwa Dovid Katz von einer „Yiddish philology in the Borokhovichian sense“ spricht.⁴⁵¹ „Borochowism“ steht für eine ganze Denkschule in der jiddischen Sprachwissenschaft.

Ber Borochow (21. Juni 1881 in Solotonoschi, Ukraine geboren, gestorben 4. Dezember 1917 in Kiew) war einer der wichtigsten Ideologen der Poale Zion und galt manchen als eigentlicher Begründer der Poale-Zion. Er war nämlich einer der wichtigsten Initiatoren des Kongresses der Poale-Zion Gruppen in Poltawa 1906, auf dem eine einheitliche „Jüdische Sozialdemokratische Partei Poale-Zion“ gegründet wurde. April 1906 wurde er verhaftet, im November entlassen, lebte eine Weile in der Illegalität und verließ Sommer 1907 Russland. Er lebte zuerst in Liège, Belgien und begann eine ausgedehnte Vortragstätigkeit. Ab

⁴⁵⁰ Rahel Miseses: Jüdisch-deutsche Lautlehre Mittelgaliziens, in historischem Verhältnis zur deutschen Sprachen. Phil. Diss., Wien 1918. Handschriftlich, 102 Seiten.

⁴⁵¹ Vgl. Dovid Katz: 'Ber Borokhov, Pioneer of Yiddish Linguistics'. In: Jewish Frontier, June-July 1980, 10-20.

Herbst 1912 wohnte er mit seiner kleinen Familie in Wien.⁴⁵² Nach der Kriegserklärung an Serbien im Sommer 1914 (28. Juli) musste Borochow als russischer Staatsbürger bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Österreich-Ungarn und Russland seine Internierung befürchten und verließ deshalb Wien am 5. August 1914. Er reiste über Italien reiste in die USA, wo er weiter für die Poale-Zion-Bewegung arbeitete.⁴⁵³

Im März 1917 kehrte Borochow nach Russland zurück, beteiligte sich an einem Kongress der russischen Poale Zion in Kiew und wurde Delegierter zur Gesamtrussischen demokratischen Beratung. Bald danach erkrankte er aber an einer Blutvergiftung und starb nach wenigen Tagen.

In seiner Zeit in Wien redigierte Borochow unter anderem die Parteizeitung „*Dos fraye vort*“, die für Russland bestimmt war, und betrieb überdies philologische Studien zur jiddischen Sprachgeschichte.⁴⁵⁴ Melech Rawitsch berichtete in Erinnerungen an Borochow, wie er und sein Schriftstellerfreund Abraham Mosche Fuchs in den ersten Kriegstagen des Hochsommers 1914 den ihnen gut bekannten Politiker mit einem schweren Koffer an einer Straßenbahnhaltestelle am Wiener Schottenring trafen. Borochow bereitete sich auf seine Abreise vor und brachte einen Teil seines Privatarchivs, den er für seine philologischen Studien benützt hatte, bei einem Freund unter. Im Jahr 1919, so Rawitsch weiter, habe er Borochows Archiv und seine Bibliothek unbeaufsichtigt und nur lose in Kisten verpackt in einem – von ihm nicht näher bezeichneten – Vereinslokal (eventuell der Wiener Poale Zion) vorgefunden. Über den weiteren Verbleib des Archivs und der Bibliothek konnte er aber nichts Weiteres berichten.⁴⁵⁵

Die Anekdote mag als bezeichnend für den zwiespältigen Umgang mit dem Erbe Borochows gelten, der in Wien gepflogen wurde. Zum ideologischen Erbe Borochows gehört die „jiddische Philologie“, die von ihm als eine „engagierte Wissenschaft“ konzipiert war und die er einer „reinen“ oder „bloßen“ Linguistik entgegenstellte. Ein jiddischer Philologe habe seine Aufgabe für das Volk, das einen Kampf und seine politische und ökonomische Emanzipation führe, zu erfüllen. Borochow konzipiert die Geschichte der jiddischen Sprache als eine unter vielen Volkssprachen, welche sich auf dem Weg zu „Kultursprachen“ befänden.

⁴⁵² Zum Ergebnis der Meldeanfrage siehe Anm. 105.

⁴⁵³ Vgl. *Matisyohu Mints: Naye tsaytn – naye lider*, 26-30.

⁴⁵⁴ Vgl. Lexikoneintrag: *Borokhov, Ber*, in: *LNYL*, Bd. I/235-238.

⁴⁵⁵ Vgl. *Melekh Ravitsh: Mayn leksikon*, Bd. IV, Buch I, Tel Aviv 1980, 64f.

Er vergleicht dabei, wie Mieses, den Stand der jiddischen Sprache mit anderen Sprachen, und er verband damit die Forderung nach Emanzipation der „jüdischen Massen“ mit der nach einer Aufwertung ihrer Sprache. Wichtig war für Borochow, dass die jiddische Philologie in jiddischer Sprache betrieben werde sollte und eine sprachnormierende Rolle einnahm. Das unterscheide sie von der Linguistik, die nur *über* eine Sprache forsche, ohne dabei Stellung zu aktuellen Problemen der Sprachgemeinschaft zu nehmen, meinte er.

Borochows Wirkung war wohl nicht zuletzt deshalb so groß, weil er klar und pointiert formulieren und eine intensive Auseinandersetzung mit „jiddischistischen Ideen“ in seinem politischen Umfeld anregen konnte. Er verband die Ergebnisse der akademischen Forschungen seiner Zeitgenossen mit der Forderung nach einer nationalen jiddischen Philologie. Dies tat er nicht nur theoretisch, sondern er zeigte auch selbst, was er von dieser Forschung erwartete, indem er selber umfangreiche Aufsätze veröffentlichte. Seine Arbeiten bedeuteten für ihre Zeit einen völlig neuen Standard für die jiddische Forschung.

Bei Borochow Konzept einer „jiddischen Philologie“ verdankte offenbar wesentliche Impulse seinem von 1912 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges dauernden Aufenthalt in Wien. Das Wiener Umfeld scheint für Borochows philologischen Forschungen durchaus günstig gewesen zu sein. Ein Großteil der Arbeit am programmatischen Aufsatz „*Di oyfgabes fun der yidisher filologiyeh*“ und an der bibliographischen Arbeit „*Di biblyotek funem yidishn filolog*“, mit der er der jiddischen Sprachwissenschaft eine umfangreiche Bibliographie zur Verfügung stellte, wurde in Wien geleistet.

Aus der Korrespondenz, die Borochow von Wien aus mit dem zu dieser Zeit in Wilna lebenden jiddischen Literaturwissenschaftler Schmuël Nigler führte, der die Herausgabe der wissenschaftlichen Zeitschrift „*Der pinkes*“ plante, sehen wir, welche vielfältigen Kontakte Borochow über seine unmittelbare Parteiarbeit hinaus pflegte. So traf Borochow mit dem Direktor der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Bernhard Wachstein, zusammen.⁴⁵⁶ Nathan Birnbaum und Scholem Aleichem sah er bei Besuchen in Wien im Frühjahr 1913.⁴⁵⁷ Borochow führte auch ein langes Gespräch mit Matthias Mieses, über den er zu sagen hatte:

Er ist ein netter Mensch [...], aber ein geborener Dilettant, [...] der imstande ist, interessante Gedanken zu neuen wissenschaftlichen Gebieten zu äußern, die in der Forschung bisher noch

⁴⁵⁶ Vgl. ebd., 390.

⁴⁵⁷ Vgl. ebd., 413.

von niemand betreten worden sind.⁴⁵⁸

Borochows Korrespondent Schmuël Nigër war ein Bruder von Daniel Charney und ursprünglich ebenfalls in der russischen revolutionären Bewegung tätig. Nach dem Scheitern der ersten russischen Revolution von 1905 zog er sich auf eine sprachwissenschaftliche Tätigkeit zurück. Sein erstes großes Projekt war die Gründung einer Zeitschrift für jiddische Sprachfrage. Der erste wissenschaftliche Sammelband zur jiddischen Sprach- und Literaturgeschichte, den Nigër unter dem Titel „*Der pinkes*“ plante, erschien 1913. Die Publikation stellte eine völlige Neuheit in der jiddischen literarischen Landschaft dar und markierte auch eine neue Etappe in der Entwicklung der jiddischen Sprachforschung. Das Projekt wurde durch den Ersten Weltkrieg zwar unterbrochen, aber nach dem Krieg etablierte Schmuël Nigër sich als einer der führenden Literaturkritiker und Erforscher der jiddischen Literatur.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Borochows Konzepte in diesen Punkten zu einem wichtigen Bezugspunkt der jiddischen Sprach- und Literaturwissenschaft, die in den 1920er Jahren einen raschen Aufschwung erlebte.⁴⁵⁹ Die Forderungen, welche Borochow für eine „jiddische Philologie“ aufstellte, gingen in zwei Richtungen. Erstens hatte diese Philologie Argumente gegen Vorurteile zu liefern, die gegenüber dem Jiddischen bestanden. Zweitens erwartete er von ihr, dass sie die Entwicklung der Sprache steuern würde.

1925 wurde in Berlin die „*Yidishe visnshaftlekhe organizatsye (YIVO)*“ gegründet. *YIVO*-Institute mit unterschiedlichen Sektionen wurden in Wilna, Berlin und New York gegründet, das wiederum eine Filiale in Buenos Aires besaß, die nach dem Zweiten Weltkrieg von besonderer Bedeutung wurde.

Auch Wiener jüdische Forscher, die ihre Arbeiten auf Deutsch schrieben, stellten in den 1920er Jahren Kontakte zum *YIVO* her und publizierten umfangreiche Arbeiten in jiddischer Übersetzung in den Schriftenreihen des Instituts. Damit hatte die jiddische Sprache eine beträchtliche Aufwertung und Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt erfahren.

⁴⁵⁸ Im Original „*a voyler mentsh [...] nor a geboyrener diletant [...] er iz feik tsu zogn interesante gedanken dort, vu der feld iz nokh fun keynem nit batrotn*“. Ebd., 412.

⁴⁵⁹ Vgl. Barry Trachtenberg: *The Revolutionary Roots of Modern Yiddish*, 181.

6.2 Jiddische Sprachwissenschaft in Wien

6.2.1 Alfred Landau und Bernhard Wachstein

Zwei Wiener Wissenschaftler wurden vom YIVO als Wegbereiter einer neuen jüdischen Wissenschaft geehrt, welche über die engen Rahmen der "Wissenschaft des Judentums" hinauswies. Das waren der Sprachwissenschaftler Alfred Landau und der Bibliothekar Bernhard Wachstein.

Alfred Landau, (geb. 25. Nov. 1850 in Brody – gest. 27. März 1935 in Wien) besuchte ab 1865 das Gymnasium in Wien, begann dann ein Jus-Studium, das er 1875 mit dem Doktorat abschloss. Landau praktizierte als Anwalt, befasste sich aber auch mit Sprachwissenschaft. Landau schrieb ausschließlich Deutsch, war aber einer der ersten, der grundlegende Arbeiten zur jiddischen Linguistik veröffentlichte. Er sammelte Material zu einem jiddischen Wörterbuch und einer historischen Grammatik des galizischen Jiddisch. Ber Borochow nahm während seiner Zeit in Wien Kontakt mit ihm auf und berichtete in einem Brief an Shmuel Niger, dass er versucht habe, Landau davon zu überzeugen, dass „eine ernstzunehmende jiddische Sprache existiert, die sowohl ernst als auch imstande ist, europäische Gedanken und Empfindungen in Jiddisch – nicht Deutsch, und nicht Hebräisch – auszudrücken“ und er ihm deshalb Nigers sprachwissenschaftliche Schriften zu lesen gegeben habe. Landau habe bis zu diesem Gespräch nichts von der Existenz einer jiddischen Literaturkritik und Publizistik gehört.⁴⁶⁰ Die Unwissenheit Landaus mag auch auf ein spezifisches Desinteresse an jiddischistischen Bemühungen zurückzuführen sein. Als einer der Begründer der modernen Jiddischforschung wurde Landau aber vom YIVO zu seinem 75. Geburtstag mit der Festschrift „*Landoy- bukh*“ (Wilna 1926) geehrt. Sein wissenschaftlicher Nachlass ging an das YIVO in Wilna über und dort während des Zweiten Weltkriegs teilweise verloren.⁴⁶¹

Bernhard Wachstein war mit seinen Quellenstudien bahnbrechend für die Entstehung der neueren Judaistik, die auch sehr großen Einfluss auf die Forschung des YIVO hatte. Wie sein Kollege Alfred Landau wurde er mit speziellen Gedenkschriften des YIVO geehrt.⁴⁶²

⁴⁶⁰ Borokhov: *Briv tsu Shmuel Niger*, (12. Nissan 673), in: *Borokhov: Sprachforschung*, 422.

⁴⁶¹ Vgl. Lexikoneintrag: *Landoy, Alfred*, in: *LNYL*, Bd. IV/427-429

⁴⁶² Vgl. Dr. Alfred Landau und Dr. Bernhard Wachstein, *Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619*. Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig 1911.

Wachstein war auch persönlich befreundet mit dem Direktor des Wilnaer *YIVO*, Max Weinreich, der ihn als einen Wegbereiter der modernen jüdischen Forschung schätzte. Weinreich hielt sich Ende 1927 im Rahmen einer Forschungsreise einige Zeit in Wien auf und traf dort auf Wachstein.⁴⁶³

6.2.2 Die "Gesellschaft der Freunde des Jüdischen Wissenschaftlichen Institutes"

Der Aufenthalt von Max Weinreich in Wien gab auch den entscheidenden Impuls für die Einrichtung einer „Gesellschaft der Freunde des Jüdischen Wissenschaftlichen Institutes“:

Dr. Max Weinreich in Wien

Ueber Einladung des Wiener Arbeitskreises für das Jüdische Wissenschaftliche Institut kam der bekannte Gelehrte, Leiter der europäischen Sektion des Instituts nach Wien, um die Arbeit für das Institut in Oesterreich zu organisieren.

[...] Für den 26. Dezember hatten die Wiener Mitarbeiter des Institutes eine Reihe von jüdischen Gelehrten und Persönlichkeiten in den Sitzungssaal der Jüdischen Gemeinde geladen. Von den eingeladenen Gemeindevorstehern war Vizepräsident Dr. Ornstein erschienen.

Im Namen des Wiener Arbeitskreises begrüßte Dr. Rudolf Glanz den Gast als den erfolgreichen Organisator der jüdischen Wissenschaft [...]. Dr. Weinreich hielt sodann vor dem zahlreich erschienenen Publikum von Gelehrten einen großangelegten Vortrag über die Arbeit der einzelnen Sektionen des Instituts und der zentralen Hilfseinrichtungen desselben⁴⁶⁴

Bemerkenswert ist an dem Bericht übrigens die Betonung auch der Quantität der Arbeit des Instituts, der offenbar ein zusätzlicher Überzeugungs- und Werbeeffect zugemessen wurde:

Er [Weinreich] gab die Abschlußzahlen des mit Ende 1927 gesammelten wissenschaftlichen Materials bekannt und verglich diese Ziffern mit den bisherigen Ergebnissen der jüdischen Wissenschaft.

Die Einberufer hatten sämtliche bisherigen und in Druck befindlichen Institutspublikationen aufgelegt. Die Anwesenden konnten sich so am besten über die umfassende Arbeit des Instituts orientieren.

Vor einer breiteren Oeffentlichkeit sprach Dr. Weinreich am 30. Dezember im Festsaal des Handelsmuseums über „Perspektiven der jüdischen Kultur“.

In mehrfachen Besprechungen mit den hiesigen Freunden legte Dr. Weinreich den Grund für die „Gesellschaft der Freunde des Jüd. Wiss. Instituts“ für Oesterreich. Es wurde ein Aufruf erlassen, der zur Arbeit für das Institut auffordert.⁴⁶⁵

Neben der Gewinnung wichtiger Wiener Gelehrter zur Mitarbeit und der Vorbereitung einer „ethnographischen Expedition“ des Wiener Arbeitskreises ins Burgenland erwähnte der

⁴⁶³ Vgl. Sophie Wachstein: Hagenberggasse 49, 63; und *Yidish*, Wien, Nr.3-4, 1928, 34.

⁴⁶⁴ *Der Jüdische Arbeiter*, V. Jg., Nr. 1, (1. Feb. 1928), 4.

⁴⁶⁵ Ebd.

Bericht auch noch den Abschiedsabend, an dem „der Nestor der jüdischen Sprachwissenschaft, Herr Dr. Alfred Landau teil[nahm]“. ⁴⁶⁶

Die Statuten des Vereins wurden 1928 von Dr. Rudolf Glanz und Mendel Singer eingereicht. ⁴⁶⁷ Der Verein scheint aber in der Folge nicht sehr aktiv gewesen zu sein. Anfang Mai 1933 erstattete Rudolf Glanz bereits die Auflösungsanzeige des Vereins, der laut diesen Angaben „seit Jahren“ nicht mehr existiere. ⁴⁶⁸ Er scheint also bereits zu Beginn der dreißiger Jahre im Kontext der umfassenden Krise, die sich im Wiener jiddischen Kulturleben bemerkbar machte, seine Tätigkeit eingestellt zu haben. Ansätze zu einer Forschung im Sinne der YIVO-Institute hatten in Wien offenbar nicht den Erfolg, den man sich gewünscht hätte.

In den Schriftenreihen des YIVO publizierte eine Reihe von Wiener Forschern. Es finden sich dort Beiträge von Leo Kellner, Alfred Landau, Bernhard Wachstein, Artur Goldmann, Max Grunewald, Israel Taglicht, Robert Stalek und Rudolf Glanz. ⁴⁶⁹ Diese teilweise sehr umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten wurden aber, soweit ersichtlich, im Allgemeinen nicht auf Jiddisch verfasst, sondern aus dem Deutschen übersetzt. In der Zeitschrift „*Yidish*“ wird auch ein „Wiener Arbeitskreises des Jüdischen Wissenschaftlichen Instituts“ erwähnt, der möglicherweise mit der erwähnten Gesellschaft zusammenhängt. ⁴⁷⁰

In diesem Umfeld bewegte sich auch Max Neugröschel, der eher als „Privatgelehrter“ bezeichnet werden muss, aber auch Mitarbeiter von YIVO-Publikationen war. ⁴⁷¹ Vor allem ist seine umfangreiche Arbeit über die jiddische Literatur und Publizistik in Galizien und Wien zu erwähnen, die er erst in der Emigration in New York publizierte. Sie entspricht zwar nicht mehr heutigen wissenschaftlichen Standards, da sie kaum einmal die benützte Literatur zitiert, bei Überprüfung der dort gemachten Angaben erweist sich aber, dass Neugröschel, wohl auch aus eigener Beteiligung am von ihm beschriebenen jiddischen Kulturleben Wiens, im Allgemeinen sehr genau informiert war. ⁴⁷² Damit bleibt sie als Werk eines Zeitzeugen von unschätzbarem Wert für unsere Kenntnis der zerstörten jiddischen Kultur Wiens.

⁴⁶⁶ Ebd.

⁴⁶⁷ Vgl. Wiener Stadt- und Landesarchiv, MA 119, A 32 Vereinskataster 2414/1928.

⁴⁶⁸ Vgl. ebd.

⁴⁶⁹ Vgl. *Yidish*, Wien, Nr. 1, (April 1928), 28.

⁴⁷⁰ Vgl. ebd.

⁴⁷¹ Vgl. Thomas Soxberger, *Jüdische Literatur und Publizistik in Wien* (Diplomarbeit) Wien 1994, 94-98.

⁴⁷² Vgl. *Naygreshl: Di moderne yidishe literatur*, 267-396.

Resümee : Literatur und Politik

Die Vernichtung des österreichischen Judentums, auch akademische Vorurteile und eine Sprachbarriere haben dazu geführt, dass lange Zeit die jiddische Literatur, die in der Zwischenkriegszeit in Wien entstand, nicht die gebührende Aufmerksamkeit erfahren hat. Das Gefühl, nicht den gebührenden Stellenwert in der öffentlichen Wahrnehmung zu haben, bestimmte aber bereits das Lebensgefühl der Träger des jiddischen Kulturlebens in Wien in den 1920er und 1930er Jahren.

Der Überblick über die jiddische Kultur in Wien, den ich auf den Zeitraum von 1904 bis 1938 eingegrenzt habe, versuchte den politischen Bezugsrahmen der in diesem Zeitraum entstandenen Wiener jiddischen Literatur aufzuzeigen.

Ich habe versucht, mich dem politischen Gehalt dieser Literatur unter zwei Gesichtspunkten anzunähern. Der erste war, sie ihm Kontext der Nationalitätenkonflikte der späten Habsburgermonarchie zu sehen, in der sich verschiedene nationale Kulturen voneinander abzugrenzen bemühten. Dadurch wurde das Konzept der Assimilation in Frage gestellt.

Die zweite Punkt war die über den Rahmen der Monarchie hinausgreifende Frage der Zukunft des jüdischen Volkes als Diasporavolk. Wie sollte ein stets in der Position einer gefährdeten Minderheit lebendes Volk zu einer effektiven Interessensvertretung kommen? Die Suche nach einer spezifischen jüdischen Politik, welche eine Antwort auf diese „jüdische Frage“ geben sollte, führte zu verschiedenen Antworten, mit denen sich auch die jiddischen Schriftsteller auseinandersetzten. Für Galizien und Wien war es Nathan Birnbaums „Diasporanationalismus“, den er vor dem Hintergrund der Nationalitätenpolitik der Donaumonarchie entwickelt hatte.

Der Versuch eines jüdischen „*Nationbuilding*“ führte aber zum „Sprachenstreit“, in dessen Zentrum die Frage stand, welche Sprache die Funktion der Nationalsprache einnehmen sollte: Hebräisch oder Jiddisch. Die Czernowitzer Sprachkonferenz war ein Versuch, in dieser Frage Klarheit zu schaffen.

Der marxistische Theoretiker Ber Borochoch verband diesen Sprachnationalismus mit seinem Konzept der Emanzipation des jüdischen Volkes. Die maßgebliche Rolle in diesem Prozess der Umgestaltung des Judentums zu einer modernen Nation sollte dabei das

jiddischsprachige Proletariat Osteuropas spielen. Auch dieses Konzept beeinflusste das Denken einiger jiddischer Schriftsteller in Wien.

Da ein solches jüdisches Proletariat in Wien aber nur schwach entwickelt war, beziehungsweise die Zuwanderer aus Osteuropa schnell einen sprachlichen Assimilationsprozess durchliefen, war die Basis für eine solche proletarische jiddische Kultur in Wien sehr schmal.

Wien als „literarisches Zentrum“ der jiddischen Kultur

Die Beschreibungen von Melech Rawitsch und Max Neugröschel enthalten ein immer wiederkehrendes Narrativ der Entwicklung des „jiddischen literarischen Zentrums“ Wien. Diese Erzählung beginnt mit den „verspäteten“ Anfängen einer modernen jiddischen Literatur in der „verschlafenen Provinz“ Galizien. Das Bild der literarischen Provinz Galizien wird schon vor dem Ersten Weltkrieg von Y. L. Peretz verwendet, der 1912 konstatierte: „Das jiddische Galizien erwacht. Aber einstweilen spricht es noch im Schlaf.“⁴⁷³ Neugröschel breitet es aus und ergänzt es um die Elemente der „Isolation“ und „Krise“ der jiddischen Literatur in Wien nach einer kurzen Blütephase zu Anfang der zwanziger Jahre.

Auch den Beiträgen und Literaturkritiken von Moses Groß-Zimmermann, Naftoly Weinig und A. M. Fuchs in der Zeitschrift „*Kritik*“ liegt dieses Narrativ zugrunde. Deutlich ist erkennbar, dass diese Autoren von einem Paradigma einer idealtypisch kontinuierlichen Entwicklung der jiddischen Literatur (und auch des jiddischen Theaters) als Teile einer modernen jüdischen Nationalkultur ausgingen. Jiddisch musste in dieser Sichtweise erst nachholen, was andere Sprachen schon früher geschafft hatten. Dieses Konzept der „nachholenden Entwicklung“ findet sich bei Ber Borochow und dem Literaturkritiker Shmuel Niger.

In der „Rückständigkeit“, der Verschlafenheit der galizischen Provinz wurde dabei eine zusätzliche Anomalie gesehen. Galizien war in der Sicht von Moses Gross, wie er in der „*Kritik*“ schrieb, vor dem Ersten Weltkrieg eine „verzauberte Insel der Zwerge“, auf welche die moderne jiddische Literatur erst durch den „Vulkanausbruch“ der revolutionären Bewegung 1905 in Russland gelangte:

⁴⁷³ Im Original: „*Dos yidische Galitsye vekt zikh. Nor dervayl redt es nokh fun shlof*“. Zitiert nach *Naygreshl: Di moderne yidische literatur*, 304.

Bis vor kurzer Zeit war die Bezeichnung „Galizianer“ in unserer literaturkritischen Terminologie Ausdruck einer ganz bestimmten Beurteilung. Man hatte sich daran gewöhnt, bei dem Wort „galizianer Autor“ nicht an eine Bezeichnung der topographischen Wissenschaft zu denken, sondern an einen geistigen Horizont. Besonders spürbar wurde die Ödnis, der „Galizianismus“ um das Jahr 1905 herum, zu der Zeit, als die russische Revolution scharenweise jüdische politische Emigranten nach Russland trieb, Revolutionäre, Künstler, welche aus dem vulkanischen Russland mit seinem kochenden Sturm und Drang hierher verschlagen wurden wie auf eine verzauberte Insel der Zwerge.⁴⁷⁴

Eine solche Auffassung erklärt, welche Bedeutung quantifizierbaren „Erfolgen“ und „Krisen“ der jiddischen Literatur beigemessen wurde. Die Gründung von Verlagen, die Entwicklung der Buchproduktion, die Zahl der jeweils erscheinenden jiddischen Zeitungen und Zeitschriften, die Qualität des jiddischen Theaters wurden als Indikatoren für die Entwicklung einer nationalen Kultur gewertet, welche sowohl quantitative als auch qualitative „Kulturwerte“ schaffen sollte. Äußerungen zu den „nationalen“ Aufgaben des jiddischen Autors finden sich in zeitgenössischen Beiträgen zur jiddischen Literatur auf Schritt und Tritt.

Den ideologischen Brückenschlag von national-romantischer Dichtung zu einer proletarischen Kulturbewegung schuf die Ideologie der Linken Poale Zion, die sich auf Ber Borochow berief. Zunehmend wurde damit auch die soziale Verantwortung des Autors zum Thema und löste damit die „L'Art pour l'Art“-Haltung der Jahrhundertwende ab. Moses Silburgs Leitartikel in der „*Kritik*“ sind ein besonders augenfälliges Beispiel für diese engagierte Haltung.

In der Nachfolge Moses Silburgs beklagte auch Max Neugröschel die zeitgenössische Ignoranz gegenüber den modernen jiddischen Autoren, ihre Isolation. Er fand den Grund dafür in einer fehlenden „sozialen Basis“. Für Moses Silburg war die Wirkungslosigkeit des jiddischen Autors Teil einer verfehlten Übersetzungspolitik, wobei er insbesondere die „Kulturzionisten“ der Ignoranz bezichtigte. In diesem Zusammenhang ist es erhellend, die parallele Rezeption von Scholem Asch in Wien zu erwähnen, der hier in Paul Zsolnay einen aktiven Verleger fand, während die jiddischen Autoren der Stadt kaum wahrgenommen wurden. Asch hatte sich in einem internationalen Literaturbetrieb etablieren können, wie es jiddischen Autoren nur selten gelang. Eine gezielte Verlags- und Öffentlichkeitsarbeit hatte zweifellos ihren Anteil daran.⁴⁷⁵

Die moderne jiddische Literatur Wiens stand, von den revolutionären Geburtswehen bis

⁴⁷⁴ M. Gros: *Der galitsyaner dikhter* [Der galizische Dichter], in: *Kritik*, Nr. 7 (25. Jänner 1921), 27.

⁴⁷⁵ Details zu Scholem Asch und der Rolle seines Verlegers Paul Zsolnay für den Erfolg von Asch auf dem deutschen Buchmarkt bei Ernst Grabovszki: *Die Bemühungen des Paul Zsolnay Verlags um die Vermittlung jüdischer und amerikanischer Literatur in der Zwischenkriegszeit*. Diplomarbeit, Universität Wien 1993.

zum Ende des unabhängigen Österreich 1938, stets in einem Kontext von Politisierung und Radikalisierung des gesellschaftlichen Umfelds. Der Verlust von Sicherheiten und die Suche nach Zukunftsperspektiven prägten die Biographien der Autoren und finden sich auch in der Thematik der Texte wieder.

Viele Gewissheiten waren in den Jahren 1914 bis 1918 erschüttert worden. Die Wiener Juden fanden sich plötzlich anstatt in einem multinationalen, vielsprachigen Imperium als Minderheit in einem überwiegend deutschsprachigen und katholischen Kleinstaat wieder. Durch den Flüchtlingsstrom aus den osteuropäischen Kriegsgebieten hatte das Wiener Judentum zahlenmäßig beträchtlichen Zuwachs erhalten. Aber diese Zuwanderung stellte die Leistungsfähigkeit der bestehenden Strukturen der Wiener Kultusgemeinde wie der Wiener jüdischen Parteien auf eine schwere Belastungsprobe.

Widersprüchliche politische und ideologische Angebote und Antworten standen zur Auswahl. Zogen die einen sich auf die kulturellen Werte der liberalen Kultur des 19. Jahrhunderts zurück, was auch die Verteidigung der Monarchie als übernationalem Verbandes einschloss, so sahen andere nur im revolutionären Umsturz aller bisherigen Verhältnisse einen Ausweg. Die Suche nach einer eigenen jüdischen Kultur konnte, wie im Falle von Nathan Birnbaum, in die traditionelle Orthodoxie führen oder aber zur Vorstellung einer von allen traditionellen Beschränkungen freien, modernen Nationalkultur, vorzugsweise in einem eigenen Nationalstaat, wie es der Zionismus anstrebte. Andere sahen die Lösung in der Verwirklichung einer „Kulturautonomie“ dort, wo die Mehrzahl der europäischen Juden lebte, in Osteuropa.

In der Anfangsphase der Ersten Republik, als die politischen Verhältnisse noch im Fluss waren, schien eine solche „Kulturautonomie“ in irgendeiner Form auch eine Antwort für die jüdische Minderheit in Österreich zu sein, als Gegengewicht zur fortschreitenden Assimilation und Auflösung einer distinkten jüdischen Identität. Daraus ergaben sich auch thematische Überschneidungen und Gemeinsamkeiten zwischen der „proletarischen“ Richtung der Poale Zion, des Bund und den bürgerlichen Jüdischnationalen.

Die Kriege und Revolutionen in Osteuropa hatten eine tiefe und umfassende Krise in das jüdische Leben in ganz Europa gebracht. Wien war einer der Orte, an denen man die Entwicklungen in Osteuropa aus einer relativ sicheren Entfernung mit Sorge und Hoffnung betrachten konnte. In der kleinen Gruppe jiddischer Intellektueller, die in Wien eine Heimat gefunden hatten, war man der Überzeugung, dass hier und jetzt entscheidende Weichenstellungen

vorgenommen wurden, und dass man gerade auch in Wien dazu Entscheidendes beizutragen hatte.

Ab dem Jahr 1918 kann man von einer tatsächlichen Formierung eines jiddischen Schriftstellerzirkels in Wien sprechen. Dieser stand auch in Kontakt zu den Hebräisch schreibenden Kollegen. Jiddische wie hebräische Schriftsteller und Publizisten sahen sich im letzten Kriegsjahr 1918, in dem sich die völlige politische Umgestaltung Ost- und Mitteleuropas abzeichnete, als Akteure in dem ideologisch heiß umkämpften Feld jüdischer Kulturpolitik. Mit Jahresende 1918 und zu Beginn des Jahres 1919 erreichte die Bewegung für einen „Jüdischen Nationalrat in Österreich“ ihren Höhepunkt. In diesem Zusammenhang waren Themen wie die Stellung der jiddischen und der hebräischen Sprache und ihrer Literatur, das Niveau des jiddischen Theaters, die Frage einer modernen jüdischen Schule und ihrer Unterrichtssprache höchst aktuell, und engagierte Schriftsteller und Publizisten spielten eine wichtige Rolle in den Debatten über die Frage der „jüdischen Renaissance“.

Die Frage der ökonomischen Lage der jüdischen Schriftsteller und wie diese zu verbessern sei, lieferte ebenfalls Stoff für heftige, oft polemische Auseinandersetzungen. Wir sehen dabei, dass die Jiddischisten den jiddischen Schriftstellern eine besondere Rolle zuschrieben, die moderne jüdische Kultur zu definieren. Das zeigte sich etwa in der Festlegung eines Kanons „jiddischer Klassiker“. Dabei ist auffällig, dass in der Literaturkritik, die in der Zeitschrift „*Kritik*“ zu finden ist, vor allem die Namen von Mendel Moicher Sforim und Y. L. Perets auftauchen. Vor allem letzterer wurde zu einem Vorbild der links-poalezionistischen säkularen Kulturbewegung. Sowohl „*Kritik*“ (1920-21) wie „*Yidish*“ (1928) bezogen sich direkt auf ihn.⁴⁷⁶

Eine weitere zentrale Bezugsfigur war Ber Borocho. In der Zeitschrift „*Kritik*“ finden sich zwar nur zwei direkte Erwähnungen Borocho, die aber durch ihre Formulierung eindeutige Rückschlüsse auf die kulturpolitische Ausrichtung und die Forderungen der Zeitschrift zulassen. Sie zeigen, wie sehr die Persönlichkeit Borocho einen Bezugspunkt für jiddischistische Kulturpolitik bildete. Die Zeitschrift „*Kritik*“ und in weiterer Folge auch „*Yidish*“ standen in der Tradition Borocho, wenn die Fragen nach der weiteren

⁴⁷⁶ Die Zeitschrift „*Kritik*“ mit dem Abdruck eines Textes von Y. L. Perets: *Ani ma'amin*, in dem das Schicksal des jüdischen Volkes und die Hoffnung auf die Befreiung des Proletariats zusammengebracht werden. Vgl. *Kritik*, Nr. 1 (Feber 1920), 7-8. „*Yidish*“ brachte einen Aufruf mit einem Bild von Y. L. Perets, siehe dazu *Yidish*, Nr. 1, April 1928, 2. Dieses Bild erschien nochmals als ein offenbar für eine Spendenaktion intendiertes „Fonds-Blatt“ (Vorsatzblatt zu *Yidish*, Nr. 3-4, Juni-Juli 1928).

Entwicklung der jiddischen Kultur und der jiddischen Literatur gestellt wurden, insbesondere danach, wie diese organisiert werden könnte.

Wiener jiddische Literatur

Wie wir feststellen konnten, waren die Diskurse, welche den Versuch begleiteten, in Wien eine moderne jiddischen Kulturbewegung zu etablieren, von antagonistischen Begriffspaaren bestimmt. Naftali Weinig konstruiert gerade aus deren Widersprüchen die Dynamik der modernen jiddischen Kultur: Hier steht „Impressionismus“ gegen „Expressionismus, „Fortschritt“ gegen „Tradition“, „jüdische Identität“ gegen „Assimilation“.⁴⁷⁷ Man kann auch eine Liste anderer Gegensatzpaare bilden, die ebenso dieser Diskussion zugrundelagen: „Kulturwerte“ gegenüber „Schund“, Jiddisch versus Hebräisch, Zionismus versus Revolution.

Ich habe auch versucht, darzulegen, wie sich die Bemühungen, Wien zu einem „Zentrum“ des jiddischen Buchdrucks und jiddischer Literatur zu machen, die Bemühungen für eine „weltliche jiddische Kultur“ in den größeren Rahmen der jiddischistischen Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts einfügen. Diese jiddischistische Bewegung weist Aspekte eines Sprachnationalismus auf, der mit den Nationalbewegungen anderer Völker, die sich im Rahmen der späten Habsburgermonarchie entwickelten, verglichen werden kann.

Die besondere Problematik des Jiddischen als Sprache einer Diasporanation war den Akteuren wie Birnbaum und Borochow dabei durchaus bewusst. Die jiddische Sprache zum Kennzeichen einer modernen jüdischen Nation zu machen, warf eine große Zahl spezifischer Problemen auf. Das Projekt stieß sowohl auf Widerstände seitens der jüdischen Orthodoxie mit ihrer traditionell-religiösen Konzeption des Judentums, wie auch konkurrierender Modernisierungsbewegungen im jüdischen Leben.

Der Liberalismus vertrat eine bis auf die Haskalah zurückreichende Vorstellung, dass die Modernisierung des jüdischen Lebens nur durch das Ablegen des Jiddischen zu erreichen sei. Der „Jargon“ sei schädlich, könne im besten Fall eine temporäre Hilfsrolle in einem Prozess der Akkulturation spielen, an dessen Ende er verschwunden sein würde.

Eine der Haskalah-Argumentation ähnliche Auffassung lässt sich bei den Sozialisten und

⁴⁷⁷ Vgl. *Naftoli Vaynig: Oyf di shpurn fun a nayem yidishn stil*. In: *Kritik*, Nr. 4, 5-10; Nr. 5, 19-27; Nr. 7, 7-15; Nr. 9, 14-25.

den Vorkämpfern des Neuhebräischen feststellen. Auch in diesem, mit dem Jiddischismus konkurrierenden Sprachnationalismus wurde dem Jiddischen gelegentlich eine begrenzte Funktion bei der Verbreitung der Ideen des Zionismus zugestanden. Am Ende würde aber die Durchsetzung des Hebräischen stehen.

Im „Jiddischismus“ wurde das Jiddische, ganz in der Tradition eines Herderschen Nationsbegriffes, als ein genuines Produkt eines „jüdischen Volksgeistes“ angesehen, in dem „nationale Werte“ geschaffen worden waren. Nathan Birnbaum, Matthias Mieses und Ber Borochow bemühten daher sprachwissenschaftliche und soziologische Argumente zur Verbreitung ihrer Ideen. Es ging darum, mit wissenschaftlichen Argumenten zu zeigen, dass Jiddisch keineswegs als Sprache „minderwertig“ sei. Dabei zeigte sich, dass eine eigene Sprach- und Literaturwissenschaft des Jiddischen und soziologische Forschung der jiddischen Sprachgemeinschaft eigentlich erst zu schaffen war.

Eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang spielte die Professionalisierung des Schriftstellerberufs. Dazu gehörten Publikationsmöglichkeiten und Honorarfragen. Die Polemik gegen den Weltverlag zeigt deutlich, dass Silburg und Rawitsch diesen Fragen der Professionalisierung und damit der Absicherung des „geistigen Eigentums“ der Schriftsteller eine große Bedeutung zumaßen. Wenn die Auseinandersetzung anscheinend auch im Sande verlief, so war doch die Phase der Herausgabe der Zeitschrift "*Kritik*" für Rawitsch ein wichtiger Lebensabschnitt, in dem er sich erstmals als kultureller Akteur bewährte. Diese Wiener Zeit war offenbar wichtig, um sein späteres Hervortreten in der Gruppierung „*di khalyastre*“ vorzubereiten.⁴⁷⁸

Zunehmend orientierte sich Rawitsch an der jiddischen Literaturszene des neuen polnischen Staates, bis er den Entschluss fassen konnte, seine Anstellung bei der Union-Bank in Wien aufzugeben und eine Arbeit als Sekretär der „*CYShO*“ (Zentrale jiddische Schulorganisation) in Warschau anzunehmen. Später wurde er Sekretär des jiddischen Journalisten- und Schriftstellerverbands an seiner berühmten Adresse Tlomacka 13, und war maßgeblich an der Gründung eines eigenen jiddischen P.E.N.-Klubs beteiligt.⁴⁷⁹ Alles das lässt sich als eine konsequente Fortführung der Aktivitäten für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen jiddischer Schriftsteller und Publizisten verstehen, ein Thema, mit dem er

⁴⁷⁸ Zur Gründung der Gruppe vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh III*, Tel Aviv 1975, 87, 93, 109; Rachel Ertel, *Khaliastra et la modernité européenne*, in: *La bande*, 265-306.

⁴⁷⁹ Vgl. *Ravitsh: Mayse-bukh III*, 267-274.

sich schon mit seinen ersten jugendlichen Erfahrungen im „Nathan-Birnbaum-Komitee“ im Jahr 1913 auseinandergesetzt hatte.

Erst vor dem skizzierten Hintergrund werden die literaturtheoretischen Diskurse und kulturpolitischen Forderungen, die sich aus den Äußerungen jiddischer Autoren in Wien herauslesen lassen, verständlich. Es war ein hoher Anspruch an die Rolle von Literatur, Theater und Publizistik, die Rolle des jiddischen Autors, der die jiddischen Literaten in ihrem Projekt, moderner jiddischer Literatur in Wien einen Platz zu verschaffen, leitete. Die Bedeutung Wiens für die jiddische Literatur lag also nicht in erster Linie in seiner Literatur- oder gar der Buchproduktion. Es wurden keine dauerhaften Institutionen oder Kulturorganisationen geschaffen, wie es in anderen Ländern der Fall war. Immer wieder findet sich vielmehr die Klage über die fortschreitende „Assimilation“ der Wiener jüdischen Bevölkerung und die „Krise“ der jiddischen Kultur in dieser Stadt.

Wien ist eher als Ort der Begegnung und des Austausches jiddischer Intellektueller zu verstehen, die ihr Zielpublikum weniger in den ohnedies hoffnungslos „assimilierten“ Wiener Juden sahen, als vielmehr in den gleichgesinnten Aktivisten und den noch jiddischsprachigen „jüdischen Massen“ in Osteuropa und den USA. In Wien war es unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg das Milieu der (linken) Poale-Zionisten (das auch gelegentlich Bundisten und jüdische Anarchisten und Kommunisten mit einschloss), in dem die jiddische Kulturbewegung eine zumindest kleine Basis fand. Das Programm für dieses kulturelle Projekt kann man dabei auf Ber Borochow zurückführen.

Im Bemühen nach Abgrenzung vom „rechten“ Nationalismus und in der Suche nach einer „proletarischen“ Kultur bildete das Borochowsche Programm der jiddischen Kultur für die linke Poale Zion-Bewegung in Wien einen entscheidendes „Asset“. Die Entwicklung verlief über die Teilnahme an der Bewegung für eine jüdische nationale Autonomie, die man 1918 bis Frühjahr 1919 noch mit den Jüdisch-Nationalen gemeinsam anstrebte, zur strikten Abgrenzung von bürgerlichen Konzepten. In weiterer Folge begann 1919 die Suche nach einer eigenständigen „proletarischen Kultur“, um die eine intensive Diskussion in den Wiener Parteiorganisationen entstand. Diese Bewegung für eine jüdische Arbeiterkultur beflügelte von 1919 bis 1920 die kulturpolitischen Anstrengungen in der Wiener Linken Poale Zion und gab auch jiddischen Autoren ein Betätigungsfeld, das sie gerne bearbeiteten. Arbeiterheim, Arbeiterbibliothek, Arbeiterchor und Arbeiterpresse der Linke Poale Zion, das alles waren

auch Ansatzpunkte für jiddische Kulturtätigkeit.

Die Phase der eigenständigen Politik zwischen Zionismus und Kommunismus ging aber Anfang 1921 für Wien im Großen und Ganzen zu Ende. Je klarer sich der Beitritt zur KPÖ als Parteilinie abzeichnete, zumindest insofern sie sich in der „Freien Tribüne“ widerspiegelt, umso weniger wurde dort etwa auf kulturpolitische Fragen Bezug genommen.

Die Zeitschrift „*Kritik*“, deren Entstehung vom politischen Klima der Jahre 1919-20 ganz offensichtlich gefördert worden war, brachte die mit großer Heftigkeit geführten literarischen und kulturpolitischen Polemiken zu den bestimmenden Diskursen der Zeit mit einer Zeitverzögerung zum Ausdruck. Sie erschien in einem Zeitfenster, das sich Sommer 1921 schloss. Der Jiddischismus in Wien blieb nach dieser kurzen Phase, in der er sich über die Rätebewegung als mit den „Massen“ in Verbindung stehend ansehen konnte, ein relativ elitäres Phänomen einer politisch motivierten Gruppe jiddischer Intellektueller, die eine Rolle in der Entwicklung der „weltlichen jiddischen Kultur“ spielen wollten.

Wenn also von jiddischen Aktivisten wie Max Neugröschel, A. B. Cerata und Sigmund Löw festgestellt wird, dass die „jüdischen Massen“ in Wien entweder immer noch in traditioneller „Jüdischkeit“ verharren würden oder, sobald sie diese aufgaben, sofort der „Assimilation“ anheimfielen, so enthält diese Analyse auch schon die Wertung, dass dies eine bedauerliche Entwicklung sei. Gleichzeitig wird damit der Anspruch ausgedrückt, dass die jiddischen Kulturaktivisten eine andere, eine positive Möglichkeit anzubieten hätten: einen als progressiv verstandenen Sprachnationalismus, eine weltliche jiddische Kultur. Hier scheinen also die Vorgaben Borochovs immer noch durch, auch wenn man unter der Flagge von Y. L. Peretz segelte. Borochovs hatte nach einer dafür bezeichnenden und berühmte Formulierung den jiddischen Klassiker Mendele als „Kolumbus der jiddischen Sprache“ bezeichnet, Peretz aber als ihren „Napoleon“: „Ersterer entdeckte sie, und der Zweite eroberte ihr europäische Welten.“⁴⁸⁰

Was sich in Wien nach dem Ersten Weltkrieg vor allem in der Zeitschrift „*Kritik*“ vollzog, war eine Transformation der modernen jiddischen Literatur Galiziens, die sie sich mit „*Yung-galitsye*“ manifestiert hatte. Mit der Politisierung dieser Generation von Schriftstellern waren auch Veränderungen der literarischen Ausdrucksformen verbunden. Der Prozess ist am Beispiel von Melech Rawitsch sehr gut zu verfolgen. Nach seiner nationalromantischen jugendlichen Phase durchlief er eine Zeit der persönlichen Krise und Neuorientierung, die sich

⁴⁸⁰ *Borokhov: Di oygabn fun der yidisher filologye*, 71.

in seiner Hinwendung zum Spinozismus manifestierte. Der Phase der revolutionären Begeisterung folgte die eines konsequenten Jiddischismus. Er wurde in dieser Hinsicht ein „Jünger“ von Moses Silburg, der eben einen solchen konsequenten Jiddischismus gefordert hatte. Der weitere logische Schritt war für Rawitsch dann die Übersiedlung nach Warschau, um in einem tatsächlichen Zentrum der modernen jiddischen Kultur zu leben. In weiterer Folge kam auch eine Ernüchterung, die naive revolutionäre Begeisterung des jungen Erwachsenenalters wich der Skepsis gegenüber der Politik. Der abgeklärte ältere Melech Rawitsch orientierte sich an der jiddischen Klassik und forderte die Kanonisierung der dauerhaften Werte der jiddischen Literatur.

Auf die wenigen Jahren unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkriegs, die in der Literatur gelegentlich als „Blüte“ jiddischer Kultur in Wien bezeichnet wird, folgte eine lange Phase, die in der Terminologie von „Niedergang“ und „Krise“ gefasst wurde. In dieser Zeit gelingt es nicht mehr, die vorhandenen „Kräfte“ zu bündeln und organisatorische zusammenzufassen. Die Gründe dafür sind wohl einerseits politischer Natur – eine Verbindung von Zionisten und kommunistischen „Fellow travellers“ war auch in einer „Kulturorganisation“ nicht möglich, auch wenn das Schlagwort „Jiddisch“ dies überdecken sollte.

Nach Max Neugröschel und A. B. Cerata war die jüdische, jiddischsprachige Arbeiterbewegung die „Basis“ jiddischer Kultur in Wien. Die innerhalb dieser Bewegung vorkommenden Richtungskämpfe und Parteispaltungen haben, so die Einschätzung Neugröschels, diese Kultur nachhaltig beschädigt und ihr die Grundlage entzogen. Diese Einschätzung findet sich auch schon 1928 bei A. B. Cerata, und lässt sich damit klarer als in der nach dem Zweiten Weltkrieg geschriebenen Erinnerungen Neugröschels in das Gedankensystem einordnen, dem sie entspringt. Denn die Klage über den Niedergang der jiddischen Arbeiterbewegung in Wien verband objektive Befunde mit ideologischen Wertungen und kulturpolitischen Zielen, die vor allem für die Linke Poale Zion typisch waren.⁴⁸¹

Wenn diese Wiener Aktivisten vom „Kampf für Jiddisch“ sprachen, so meinten sie eine besondere Variante des Jiddischen, eine progressive, weltliche jiddische Kultur. Diese jüdische Arbeiterbewegung mit ihrem Anspruch, auf die „jüdischen Massen“ – oder das

⁴⁸¹ Siehe dazu die Darstellung von Shmuel Kassow: Left Poale Zion (Anm.100).

jüdische Volk – zu wirken, war der ständige Bezugsrahmen dieser Aktivisten, wenn sie über ihre Möglichkeiten, als Kulturschaffende aktiv zu werden und Wirkung zu erzielen, nachdachten. Das soll nicht in dem Sinn verstanden werden, dass sie sich in ihrer künstlerischen Arbeit ästhetische Vorgaben einer „proletarischen Kultur“ oder die Themenwahl von Parteiaktivisten diktieren hätten lassen.

Die Prosa, aber auch die Lyrik, die in Wien vor diesem Hintergrund entstand, thematisierte zeitbedingt oft das subproletarische Elend. Dabei war die Lyrik gerade zu Anfang der zwanziger Jahre betont radikal und revolutionär. In der Sammlung „*Nakete lider*“ von Melech Rawitsch spricht ein lyrisches Ich, das traditionelle Gewissheiten verwirft und eine radikal neue Weltsicht zu formulieren sucht. Er sprengte die traditionellen lyrischen Formen und forderte das literarische Establishment heraus. Gleichzeitig kommt aber in der Kritik auch ein zurückhaltender Lyriker wie Dovid Kenigsberg zu Wort, der sich gerade der Adaptierung der strengen poetischen Form, wie dem Sonett, für die jiddische Literatur widmete.

Wir finden in Wien also Vertreter eines Typus jiddischer Intellektueller, wie es ihn natürlich auch in anderen Ländern gab, und die sich als Teil einer größeren Kulturbewegung verstanden, die in anderen Ländern wesentlich mehr Erfolg hatte. In den 1920er Jahre konnte etwa das Modell der in der Sowjetunion praktizierten Sprachpolitik einen gewaltigen Eindruck machen. Es waren dort außerdem gerade nicht die Bolschewiki jüdischer Herkunft, welche die jiddische Kulturbewegung stützten. Vielmehr konnten viele Vertreter der jüdischen Arbeiterparteien vor der Revolution – hauptsächlich ehemalige Bundisten und Poale Zionisten, der „*Fareynikte*“ und parteilose „Fellow travellers“ sich als eine „jiddische Intelligenzija“ konstituieren und vor dem Hintergrund der sowjetischen Nationalitätenpolitik eine weitgehende kulturelle Hegemonie im sowjetisch-jüdischen Kulturleben erlangen. Diese Vertreter der „Jewsekzija“ und der jiddischen Kulturpolitik der Sowjetunion dürfen nicht als bloße Befehlsempfänger der sowjetischen Politik verstanden werden. Vielmehr waren sie in ihrem Bereich, die „*yidische gas*“ in der Sowjetunion, jene Personen, die formulieren und vorgeben konnten, was unter „sowjetisch-jiddischer Kultur“ eigentlich zu verstehen war. Sie bekleideten dabei teilweise staatliche Machtpositionen, wie sie jiddischsprachige Intellektuelle nie zuvor erreichbar waren – und auch später nie wieder erreicht werden sollten.⁴⁸²

⁴⁸²Siehe dazu die neuen Arbeiten von Estraiikh, Gennady J.: In Harness. Jewish Writers' romance with Communism. Syracuse University Press 2004, und David Shneer: Yiddish and the creation of Soviet

Eine ganz andere Situation bestand in Polen. Dort entstand aber in den zwanziger Jahren ein hauptsächlich von den jüdischen Arbeiterparteien getragenes Netzwerk kultureller Institutionen in Jiddisch. An dieser Situation maßen also die jiddischen Aktivisten in Wien ihre Tätigkeit und ihre Erfolge. Andererseits war klar, dass sich genau an der Frage, wie sehr das sowjetische Modell das Vorbild sein konnte, die jiddischistische Bewegung genauso spaltete, wie es für die Arbeiterbewegung insgesamt galt. Im „Roten Wien“ sah man die Entwicklung der Sowjetunion mit kritischer Solidarität. Andererseits war das „Rote Wien“ ein auch in der Sowjetunion rezipiertes Modell proletarischen Kulturlebens. Die Stellung der jiddischen Aktivisten ist damit nur ein kleiner Ausschnitt eines größeren Bildes.

Kurzfristig schien eine Orientierung auf das sowjetische Modell der jiddischen Kultur zu Ende der zwanziger Jahre einen Ausweg aus der Krise zu bieten, die bereits Mitte der zwanziger Jahre manifest war. Die Besonderheiten der kommunistischen Bewegung in Österreich ließen aber in Wien die Entstehung eines Milieus linker Jiddischisten, wie es sich etwa in Polen oder den USA herausbildete, nur in einem sehr beschränkten Umfang zu. Man kann daher nur von Ansätzen zu einer „proletarischen“ jiddischen Literatur Wiens sprechen, die sie sich gelegentlich, wie etwa in der Zeitschrift „*Yidish*“, manifestieren.

Allerdings schlägt sich das politische Umfeld nicht immer unmittelbar in der literarischen Produktion nieder. Wie Armin Eidherr festgehalten hat, vertrat gerade Max Neugröschel einen Ästhetizismus, der sich nur sehr schwer in die Schematik einer „proletarischen“ Literatur einordnen lässt, ganz abgesehen davon, dass Neugröschel seiner Biographie nach alles andere als ein Proletarier war. Ähnlich verhält es sich mit Mejlech Chmielnitzky.⁴⁸³ Bezeichnenderweise lebte Sigmund Löw, der am deutlichsten den Typus des jiddischen „proletarischen Schriftstellers“ verkörperte, die meiste Zeit in Lemberg und Berlin und machte in Wien nur aufgrund familiärer Verbindungen immer wieder Zwischenstation.

Die Zerschlagung der Organisationen der Arbeiterbewegung durch den Ständestaat und die Vertreibung und Ermordung der Wiener jüdischen Bevölkerung durch die Nationalsozialisten sowie die Unterdrückung der Kommunisten bedeuteten in Wien sehr bald das Ende von linkem Jiddischismus und jüdischem Kommunismus.

Yiddish Culture. Cambridge 2004.

⁴⁸³ Vgl. Armin Eidherr: Die jiddische Kultur im Wien der Zwischenkriegszeit und ihre Positionierung in Bezug auf Akkulturation, Diasporanationalismus und Zionismus. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.): Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. Wien 2009, 175-195.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten eines jiddischen Literaturlebens in Wien soll nicht vergessen werden, dass die Flucht nach 1938 und das Leben im Exil im Allgemeinen eine soziale Degradierung mit sich brachte. An den Biographien von M. Chmielnitzky, A. M. Fuchs und M. Neugröschel ist dies deutlich feststellbar.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Situation eine völlig andere. Unter den Bedingungen der Zweiten Republik konnte an die Tradition eines linken Jiddischismus nicht mehr angeknüpft werden. Es gab einen nicht mehr gutzumachenden Verlust an Wissen über das vielfältige jüdische Leben vor der Shoah, und damit verschwand auch die jiddische Literatur Wiens für lange Zeit aus dem Bewusstsein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass man sehr wohl von einer Wiener jiddischen Literatur sprechen kann, die nicht bloß eine mehr oder weniger zufällig nach Wien verschlagene galizische Literatur ist. Es ist vielmehr eine urbane Literatur, in der eine bestimmte Wiener Zeit- und Lebenserfahrung verarbeitet wird, die durch schwerwiegende Krisen geprägt war, wie auch durch ein intensives Gruppenleben. Die selten konfliktfreie Gruppenbildung erfolgte in der Suche nach einem gemeinsamen, organisierten Auftreten, nach effektiver Interessensvertretung und nach Möglichkeiten für gesellschaftliche Einflussnahme. Politische Verbindungen konnten hier, wie ich versucht habe zu zeigen, förderlich sein oder auch hemmend wirken.

Eine umfassende Darstellung der jiddischen Literaturszene Wiens der Zwischenkriegszeit wird daher dem politischen Umfeld dieser Literatur wie auch ihrem politischen Gehalt Rechnung tragen müssen. Hier sind noch zahlreiche Details von Biographien und Strukturen zu eruieren, viele persönliche und organisatorische Zusammenhänge, die in dieser Arbeit nur kurz angerissen werden konnten, harren der weiteren Klärung.

Literaturverzeichnis

Bücher und Aufsätze

- Adunka, Evelyn: Exil in der Heimat. Über die Österreicher im Exil. Innsbruck 2002.
- Adunka, Evelyn: Der Raub der Bücher. Über Verschwinden und Vernichten von Bibliotheken in der NS-Zeit und und ihre Restitution nach 1945. Wien 2002.
- Alt, Theodor Rudolf: Hundert Jahre im Dienste der österreichischen Volksvertretung. Wien 1948.
- Althaus, Hans Peter: Ansichten vom Jiddischen in Literatur und Presse. Trier 1993
- Althaus, Hans Peter: Zocker, Zoff & Zores. Jiddische Wörter im Deutschen. München 2002.
- Anilovitsh, Y.: 5 yor yidische prese (1926-1930) Statistische sakh-haklen. In: Yivo-bleter, Wilna 1931, Bd. 2, 96-120.
- Bauer, Otto: Galizische Parteitage. In: Otto Bauer Werkausgabe Band 8, Wien 1980, 582-596.
- Bechtel, Delphine: Cultural Transfers between Ostjuden and Westjuden. German-Jewish Intellectuals and Yiddish Culture 1897-1930. In: Leo Baeck Institute Year Book 1997, London [etc.], 67-83.
- Beckermann, Ruth (Hg.): Die Mazzesinsel Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918-1938. Wien ⁴1992.
- Beller, Steven: Vienna and the Jews. 1867-1938. A cultural History. Cambridge 1989.
- Bernatzik, Edmund: Über nationale Matriken. Inaugurationsrede. Wien 1910.
- Bernatzik, Edmund: Die österreichischen Verfassungsgesetze mit Erläuterungen. (= Studienausgaben österreichischer Gesetze 3). Wien ²1911.
- Bernatzik, Edmund: Die Ausgestaltung des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert. In: Die Ausgestaltung des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert. Rechtsstaat und Kulturstaat. Zwei Vorträge, gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung im Cöln im April 1912. (= Beiträge zur staats- und rechtswissenschaftlichen Fortbildung, Heft 6). Hannover 1912.
- Birnbaum, Solomon A.: Nathan Birnbaum and national autonomy. In: J. Fraenkel (ed.), The Jews of Austria, London 1970, 132-146
- Boehlich, Sabine: „Nay-gayst“. Mystische Traditionen in einer symbolischen Erzählung des jiddischen Autors „Der Nister“ (Pinkhas Kahanovitsh). Wiesbaden 2008.
- Borokhov, Ber: Di oygabn fun der yidisher filologye. In: Sprachforschung un literaturgeshikhte. Gezamlt und tsunoyfgeshtelt fun Nakhmen Mayzil. Tel Aviv 1966, 53-75.*
- Brix, Emil: Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation (=Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, Bd. 72), Wien 1982.
- Bunzl, John: Klassenkampf in der Diaspora. Wien 1975.
- Chaver, Yael: What must be forgotten: the Survival of Yiddish in Zionist Palestine. Syracuse, New York 2004.
- Dalinger, Brigitte: Verloschene Sterne. Geschichte des jüdischen Theaters in Wien. Wien 1998.
- Dalinger, Brigitte: Quellenedition zur Geschichte des jüdischen Theaters in Wien. Tübingen 2003.
- Dalinger, Brigitte: „Galizianer“ in Wien. Zur Darstellung „östlicher Juden im jiddischen Theater und Film. In: Armin A. Wallas (Hg.) Jüdische Identitäten in Mitteleuropa,

- Tübingen 2002, 38-39.
- Eidherr, Armin: Auf stillem Pfad ... Jiddische Schriftsteller in Wien. Dossier in: Literatur und Kritik, Nr. 273/274, Salzburg, April 1993, 47-55.
- Eidherr, Armin/Müller, Karl (Hrsg.): Jiddische Kultur in Österreich. Wien 2003.
- Eidherr, Armin: Die Thematisierung von Diaspora und Exil in der jiddischen Literatur aus Österreich. In: Armin Eidherr, Gerhard Langer und Karl Müller (Hrsg.): Diaspora – Exil als Krisenerfahrung: Jüdische Bilanzen und Perspektiven. Klagenfurt 2006.
- Eidherr, Armin: Die jiddische Kultur im Wien der Zwischenkriegszeit und ihre Positionierung in Bezug auf Akkulturation, Diasporanationalismus und Zionismus. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.): Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. Akkulturation-Antisemitismus-Zionismus. Wien etc. 2009, 175-195.
- Ershter alveltlekher yidisher kultur-kongres, Pariz, 17-21 sept. 1937. Stenografisher barikht.* Paris etc. (o.J.)
- Ertel, Rachel: Khaliastra et la modernité européenne. In: dies., Khaliastra -La bande, Paris 1989, 263-306.
- Estraikh, Gennady: Vilna on the Spree. Yiddish in Weimar Berlin. In: Aschkenaz 16/2006, H. 1, 103-127.
- Estraikh, Gennady J.: In Harness. Jewish Writers' romance with Communism. Syracuse University Press 2004.
- Falter, Matthias/Stachowitsch, Saskia: 'Denn für uns Juden erhebt sich keine Stimme'. Parlamentarische Praxis des Jüdischen Klubs im Abgeordnetenhaus 1907-1911. In: Dieter J. Hecht (Hg.): Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938. Chilufim, Salzburg 2009/7, 43-66.
- Färber, Meir: Publishing Houses. In: The Jews of Czechoslovakia. Historical Studies and Surveys, Vol. I, 532-538.
- Fishman, David E.: The Rise of Modern Yiddish Culture. Pittsburg 2005.
- Fishman, Joshua A. (ed.): Never Say Die! A Thousand Years of Yiddish in Jewish Life and Letters. The Hague 1981.
- Fishman, Joshua A.: Yiddish. Turning to Life. Amsterdam/Philadelphia 1991.
- Fraenkel, Joseph (ed.): The Jews of Austria. Essays on their Life, History and Destruction. London 1967.
- Fuks, Leo and Fuks, Renate: Yiddish Publishing Activities in the Weimar Republik, 1920-1933. In: Leo Baeck Institute Year Book 1988, London etc., 417-434.
- Freedman-Cohen, Carrie: *Kvutsat „tsushtayer“ ba-galitsya 1929-1931* [The Tsushtayer ('Contribution') Group in Galicia: 1929-1931]. In: Khulyot. Journal of Yiddish Research, Haifa, No. 10, Winter 2007, 159-177.
- Frei, Bruno: Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten. Wien und Berlin 1920.
- Freidenreich, Harriet Pass Jewish Politics in Vienna 1918-1938, Bloomington/Ind. 1991.
- Gaisbauer, Adolf: Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882-1918. Wien etc. 1988.
- Glau, Angelika: Jüdisches Selbstverständnis im Wandel. Jiddische Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Wiesbaden 1999.
- Goldsmith, Emanuel S.: Modern Yiddish Culture. The Story of the Yiddish Language Movement. New York 1997.
- Grabovszki, Ernst: Die Bemühungen des Paul Zsolnay Verlags um die Vermittlung jüdischer und amerikanischer Literatur in der Zwischenkriegszeit. Diplomarbeit Universität Wien 1993.

- David Grossmann: *Obraz brněnské židovské komunity v její spolkové činnosti (náboženství, sionismus, asimilace)*. Diplomová práce, Katedra historie FFMU, Brno 2002. Im Internet: <http://jab.wz.cz/brnospolky/spolky_brno_text_grafy.pdf>.
- Hall, Murray G.: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938*. Band I: *Geschichte des österreichischen Verlagswesens*; Band II: *Belletristische Verlage der Ersten Republik*. Wien-Köln-Graz 1985.
- Hautmann, Hans: *Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs*. Wien etc.,²1971.
- Hecht, Dieter: *Die Jüdische Zeitung (Wien 1907-1920): Ein nationaljüdisches Organ*. In: Lappin/Nagel (Hg.), *Deutsch-jüdische Presse und jüdische Geschichte*. Bremen 2008, Bd. 2, 57-68.
- Hecht Dieter J. (Hg.): *Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938*. Chilufim, Salzburg 2009/7.
- Hecht, Dieter J.: *Jüdischnational-Zionistische Parteizeitungen*. In: Hecht (Hg.): *Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938*, 67-82.
- Hecht, Dieter J.: *Die Jüdischnationale Partei 1918-1938*. In: Hecht (Hg.): *Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938*, 109-136.
- Hoberman, Jim: *Jenseits von Galizien, diesseits von Hollywood. Der jiddische Film aus Wien*. In: *Babylon, Frankfurt/Main*, Heft 8/1991, 116-123.
- Hödl, Klaus: *Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien*. Wien, 1994.
- Hödl, Klaus (Hrsg.): *Jüdische Identitäten. Einblicke in die Bewusstseinslandschaft des österreichischen Judentums*. Innsbruck 2000,
- Henish, Meir: *Galician Jews in Vienna*. In: Fraenkel (ed.): *The Jews of Austria*, London 1967.
- Holter, Beatrix: *Die ostjüdischen Kriegsflüchtlinge in Wien (1914-1923)*. Diplomarbeit, Salzburg 1978.
- Jacobs, Jack: *Written Out of History. Bundists in Vienna and the Varieties of Jewish Experience in the Austrian First Republik*. In: Michael Brenner and Derek J. Penslar: *In Search of Jewish Community*. Bloomington and Indianapolis 1998, 115-133.
- Jacobs, Jack: *Tempest in a Teapot? Yiddish Socialist Periodicals in the Austrian First Republic*. In: Klaus Hödl (Hrsg.): *Jüdische Identitäten. Einblicke in die Bewusstseinslandschaft des österreichischen Judentums*. Innsbruck 2000, 171-187.
- John, Michael und Lichtblau, Albert: *Schmelztiegel Wien-Einst und Jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten*. Aufsätze, Quellen, Kommentare. Wien-Köln 1990.
- Kassow, Samuel D.: *The Left Poalei Zion in Inter-War Poland*. In: Gennady Estraiikh and Mikhail Krutikov: *Yiddish and the Left*. Oxford 2001, 109-128.
- Katz Dovid: *Ber Borokhov, Pioneer of Yiddish Linguistics*, in: *Jewish Frontier*, June-July 1980, 10-20.
- King, Robert D.: *Matisyohu Mieses*. In: Dov Ber Kerler (ed.): *History of Jewish Studies. Winter Studies in Yiddish*, Vol. 3, Oxford/Chur 1991, 25-38.
- Kohlbauer-Fritz, Gabriele: *Jiddische Subkultur in Wien*. In: Peter Bettelheim/Michael Ley (Hg.): *Ist das jetzt die wahre Heimat?* Wien 1993, 89-116.
- Kuhn, Rick: *The Jewish Social Democratic Party of Galicia and the Bund*. In: Jack Jacobs (ed.): *Jewish Politics in Eastern Europe: The Bund at 100*. New York 2001, 133-154.
- Landau, Alfred und Wachstein, Bernhard: *Jüdische Privatbriefe aus dem Jahr 1619*. Wien

- 1911.
- Levine, Glenn S.: Yiddish Publishing in Berlin and the Crisis. In: Eastern European Jewish Culture 1919-1924. In: Leo Baeck Institute Year Book 1997, London etc., 85-108.
- Liptzin, Sol: A History of Yiddish Literature. New York 1972.
- Lohrmann, Klaus (Hrsg.): 2000 Jahre österreichisches Judentum. Ausstellungskatalog, Eisenstadt 1982.
- Maurer, Trude: Ostjuden in Deutschland 1918-1933. Hamburg 1986.
- McCagg, William O: A history of Habsburg Jews, 1670-1918. Bloomington [etc.] 1989.
- Mintz, *Matityahu*: *Naye tsaytn, naye lider*. Tel Aviv 1993.
- Mommsen, Hans: Die nationale Spaltung der Sozialdemokratie in Cisleithanien. In: Erich Fröschl, Maria Mesner, Helge Zoitl (Hg.): Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich. Wien 1990. 186-192.
- Naygreshl, Mendl*: *Di moderne yidische literatur in galitsye (1904-1918)*. In: *Fun noentn over*, New York 1955, 267-396.
- Neiss, Marion: Presse im Transit. Jiddische Zeitungen und Zeitschriften in Berlin von 1919 bis 1925. Berlin 2002.
- Offenberg, Mario: Kommunismus in Palästina. Nation und Klasse in der antikolonialen Revolution. Meiseheim am Glan 1975.
- Olson, Jess: A Tale of Two Photographs. Nathan Birnbaum, the Election of 1907, and the 1908 Yiddish Language Conference, in: Kalman Weiser/Joshua A. Fogel: Czernowitz at 100, Lanham (etc.) 2010, 23-44.
- Pickhan, Gertrud: „Gegen den Strom“. Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund „Bund“ in Polen 1918-1939. Stuttgart-München 2001.
- Pilovsky, Aryeh*: *Tsvishn yo un neyn. Yidish un yidish-literatur in Erets-Yiroel, 1907-1948*. Tel Aviv 1986.
- Prager, Leonard: Yiddish Literary and Linguistic Periodicals and Miscellanies: A Selective Annotated Bibliography, Darby, Penns.-Haifa 1982.
- Rechter, David: The Jews of Vienna and the First World War. London, Portland/Oregon 2001.
- Rozenblit, Marsha L.: The Assertion of Identity. Jewish Student Nationalism at the University of Vienna before the First World War. Leo Baeck Institute Year Book XXVII, London 1982, 171-186.
- Roskies, David G.: Against the Apocalypse: Responses to Catastrophe in Modern Jewish Culture. Cambridge (Mass.) 1984.
- Shneer, David: Yiddish and the creation of Soviet Yiddish Culture. Cambridge 2004.
- Society for the History of Czechoslovak Jews: The Jews of Czechoslovakia. Historical Studies and Surveys. Band I, Philadelphia, New York 1971.
- Soxberger, Thomas: Jiddische Literatur und Publizistik in Wien, Diplomarbeit, Universität Wien 1994.
- Soxberger, Thomas: Abraham Golombs ‚Integrated Judaism‘, in: Yiddish and the Left, Oxford 2001, 195-207.
- Soxberger, Thomas: Zur Geschichte der jiddischen Publizistik in Wien. Eine kommentierte Bibliographie. In: Jiddistik-Mitteilungen, Trier, Nr. 15/April 1996.
- Soxberger, Thomas: Die Jüdisch-Nationalen und das Jiddische in Wien in den Jahren 1918-1919. In: Dieter J. Hecht (Hg.): Die Jüdischnationale Partei in Österreich 1906-1938. Chilufim, Salzburg 2009/7, 83-107.
- Steiner, Herbert: Die Internationale Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (II 1/2.

- Internationale) 1921–1923. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. 1/1991, Berlin 1991, 13–24.
- Stourzh, Gerald: Galten die Juden als Nationalität im alten Österreich? In: *Studia Judaica Austriaca*, Eisenstadt 1984, Bd. 10, S. 73-98.
- Stricker, Robert: Der jüdische Nationalismus. Wien o. J. (1920).
- Szajkowski, Zosa: The Struggle for Yiddish During World War I: The Attitude of German Jewry. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 1964, 131-158.
- Taubes, Löbel und Bloch, Chajim (Hg.): *Jüdisches Jahrbuch für Österreich*, Wien 5693 [1932/33].
- Tenenboym, Yoysef: Di yidishe sprach oyf der tog-ordnung fun der sholem-konferents in Pariz 1919*, in: *YIVO-bleter* 41, 217-229.
- Trachtenberg, Barry: *The Revolutionary Roots of Modern Yiddish, 1903-1917*. Syracuse University Press 2008.
- Weinreich, Max: Geshikhte fun der yidisher sprach*. Band III, New York 1973.
- Weißberg, Meir: *Wölwel Zbarazher, der fahrende Sänger des galizisch-jüdischen Humanismus*. Leipzig 1909.
- Kalman Weiser/Joshua A. Fogel (Hrsg.): *Czernowitz at 100. The First Yiddish Language Conference in Historical Perspective*. Lanham (etc.) 2010.
- Werberger, Anette: Nur eine Muse? Die jiddische Schriftstellerin Debora Vogel und Bruno Schulz. In: *Hotz-Davies, Ingrid/Schahadat, Schamma (Hrsg.): Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt*, Bielefeld 2007, 257-286.
- Wisse, Ruth R.: *I. L. Peretz and the Making of modern Jewish Culture*. Seattle u. London 1991.
- Wissenschaft des Ostjudentums. Eine Ausstellung zum 75. Geburtstag des Yidisher Vinsshaftlekher Institut (YIVO)*, Tübingen/Vilnius 2000.
- Wistrich, Robert S.: Social Democracy and the Problem of Galician Jewry 1890-1914. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 1981, London 89-124.
- Wistrich, Robert S.: The Clash of Ideologies in Jewish Vienna (1880-1918). The Strange Odyssey of Nathan Birnbaum. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 1988, London, 201-230.
- Wistrich, Robert S.: *Die Juden Wiens im Zeitalter Franz Josephs*. Wien 1999.

Autobiographie und Belletristik

- Abeles, Otto: Zum Geleit. In: Hugo Zuckermann. *Gedichte*. Wien 1922, 7-12.
- Bikl, Shloyme (Bickel, Shlomo): A shtot mit yidn. Zikhroynes un geshtaltn*. New York 1943, New York 1943.
- Burg, Josef: *Ein Gesang über allen Gesängen*. Leipzig 1998.
- Tsharni, Doniel (Charney, Daniel): Di velt iz kaylekhdik*. Tel Aviv 1963.
- Ertel, Rachel: *Khaliastra – la bande*. *Revue littéraire*, Varsovie 1922, Paris 1924. Paris 1989.
- Fuchs, Abraham Mosche: *Unter der Brücke*. Übersetzt von Armin Eidherr, Salzburg 1997.
- Harendorf, Sh. Y.: Teater-karavanen*. London 1955.
- Hoeflich, Eugen (Moshe Ya'akov Ben-Gavriël): *Tagebücher 1915 bis 1927*. Hg. und kommentiert von Wallas, Armin A., Wien etc. 1999.
- Imber, Shmuel Yankev: INTER ARMA*. Wien 1918.
- Levi, Yoysef Hilel: Gezamlte shriftn. Bukh 2*, London 1958.

Leftwich, Joseph: Thinking of Vienna. In: The Jews of Austria. London 1967, S. 231-239.
 Nackte Lieder. Jiddische Literatur aus Wien 1915-1938. Anthologie, zusammengestellt und
 übersetzt von Thomas Soxberger. Wien 2008.
Ravitsh, Meylekh: Nakete lider. Wien 1919.
Ravitsh, Meylekh: Dos mayse-bukh fun mayn lebn. Band II, Buenos Aires 1964; Band III,
 Buenos Aires 1975.
 Rawitsch, Melech: Das Geschichtenbuch meines Lebens. Aus dem Jiddischen übersetzt und
 herausgegeben von Armin Eidherr, Salzburg 1996.
Reyzen, Avrom: Epizodn fun mayn leben. Band II, Wilna 1929.
 Silburg, Mosche: Was ich euch zu sagen habe. In: Nackte Lieder. Jiddische Literatur aus Wien
 1915-1938, zusammengestellt und übersetzt von Thomas Soxberger. Wien 2008, 104-
 124.
 Sperber, Manes: Die vergebliche Warnung. „All das Vergangene ...“, Band 2, Wien 1975.
Tenenboym, D“r Yoysef: Galitsye, mayn alte heym. Buenos Aires 1952.
Vaykhert, Mikhoel: Zikhroynes. Ershter band: Galitsye, Vin, Berlin 1890-1918. Tel Aviv 1960.
 Wachstein, Sonia: Hagenberggasse 49: Erinnerungen an eine Wiener jüdische Kindheit und
 Jugend. Wien 1996.

Periodika (eingesehene Jahrgänge)

Avangard. Wien, 1920 [jidd.].
 Der jüdische Arbeiter. (Fortsetzung von „Unsere Tribüne“) Wien, 1927-1930.
Der veker. Wien 1921[jidd.].
 Freie Tribüne. Wien, 1919-21.
 Freie Tribüne. Wien, 2. Folge, 1922.
Kritik. Wien, 1920-21 [jidd.].
 UNHOIB. Wien, 1923 [jidd.].
 Unsere Tribüne. Wien, 1924-1926.
Viner morgentsaytung/Yudische morgenpost. Wien 1915, 1918-1924 [jidd.].
 Wiener Morgenzeitung. Wien, 1919-1921.
Yidish. Wien, 1928 [jidd.].

Referenzwerke

EJ = Encyclopedia Judaica, Jerusalem 1972.
 Harkavy, Alexander: *Yidish-english-hebreisher verterbukh/ Yiddish-English-Hebrew
 Dictionary.* A Reprint of the 1928 Expanded Second Edition. YIVO Institute for
 Jewish Research / Schocken Books, New York 1988.
 Kagan, Berl: *Leksikon fun yidish shraybers* (Ergänzungsband zum
 LNYL), New York 1986.
 LNYL = *Leksikon fun der nayer yidisher literatur*, 8 Bände, New York
 1956-1981 (Band I: *Alef – Bresler*, 1956; Band II: *Giml –
 Daled*, 1958; Band III: *Hey- Khes*, 1960; Band IV: *Tes – Lavon-Lubyanker*, 1961;
 Band V: *L... - Mishkis*, 1963; Band VI: *Mem – Amiel*, 1965; Band VII: *Amit – Tsarfes*
 1968; Band VIII: *Kof – Tov*, 1981.)
Ravitsh, Meylekh: Mayn leksikon. Band II, Montreal 1953 und *Band IV, bukh I*, Tel Aviv
 1980.

Wiener Adreßbuch. Lehmanns Wohnungsanzeiger 1921/22-1938.

Yeshurin, Yefim: Meylekh Ravitsh bibliografye, tsuzamengeshelt fun - -, dergentst fun V.

Ostreger/ Melech Ravitch Bibliography. Compiled by Ephim Jeshurin, completed by W. Ostreger. In: “*Di lider fun mayne lider/ The Songs of my Songs*”, M. Ravitch Book Committee at the Jewish Public Library, Montreal 1954, 451-487.

Online-Ressourcen

Compact Memory. Internetarchiv jüdischer Periodica. <<http://www.compactmemory.de>>

National Yiddish Book Center's Spielberg Digital Yiddish Library:

<<http://www.archive.org/details/nationalyiddishbookcenter>>

wegenach ravensbrück. Erinnerungen von österreichischen Überlebenden des Frauen-Konzentrationslager <<http://www.wegenachravensbrueck.net>>

YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe <<http://www.yivoencyclopedia.org>>

Bibliotheken und Archive

Bibliothek des Jüdischen Museums Wien.

Bibliothèque Medem (Medem-bibliotek), Paris.

Hebrew National and University Library, Jerusalem.

Israelitische Kultusgemeinde Wien, Matrikelamt.

Österreichische Nationalbibliothek, Wien.

Universitätsbibliothek Wien.

Wiener Stadt- und Landesarchiv.

Anhang: Literaturbeispiele

Samuel Jakob Imber

Lange Jahre wanderte meine Seele ...

Lange Jahre wanderte meine Seele
Durchmaß die Welt in ihrem Gang
Sah freudlos viele frohe Länder –
Oh Seele, wie warst du krank!

Und es kehrte um meine Seele
Aus blühenden Ländern, zurück
Ins Land, welches arm und heilig –
Arm und heilig – wie eine Wiege!

Quelle: *S. Y. Imber: Gevandert hot yorn mayn zele*. In: „*Heymlider, 1912-1915*“, Jüdischer Literatur- und Kunstverlag Max Hicckel, Wien-Brünn, 1918, 5. Übersetzung auch in: *Nackte Lieder. Jiddische Literatur aus Wien 1915-1938*, zusammengestellt und übersetzt von Thomas Soxberger. Wien 2008,

Mosche Silburg

Die geborgten Köpfe

Wirklich nichts als ein Witz, allerdings ein wahrer, der dazu noch gewisse Punkte hatte, die fast symbolisch anmuten ...

Vor etwa einem Jahr lebte in Wien eine einfache jiddische Zeitung, die aber den stolzen Kopf „Wiener Morgen-Zeitung“ auf sich trug. Da ergibt es sich nun, dass die deutschsprachigen Zionisten anfangen, hohe Politik zu machen. Vielleicht braucht man so was ja auch. Kann man's wissen? Aber zu hoher Politik braucht man, wie bekannt, auch eine Zeitung, und eben auch eine Tageszeitung in deutscher Sprache muss es sein, überhaupt wenn man bei den „Wahlen“ die Ostjuden beeinflussen will. In dieser Zeit erlaubte man aber das Erscheinen neuer Zeitungen nicht. Verfällt man auf eine Lösung, und eine echt jüdische dazu. Man geht zum Redakteur der jiddischen Zeitung⁴⁸⁴ und redet mit ihm folgendermaßen:

„Liebenswürdiger Herr Redakteur! Es wäre eine verdienstvolle Sache und eine heilige Pflicht, wenn Sie uns Ihren Kopf borgen würden, denn, Sie verstehen ja selbst, dass für die lateinisch-gothische Schrift der stolze Kopf „Wiener Morgenzeitung“ besser passt.“ Der jiddische Redakteur, der mit großem Respekt zugehört hatte, erfasste sofort, dass das Opfer eines jiddischen Kopfes auf dem Altar des zionistischen Nationalismus kein so großes ist, vor allem, wenn es abgegolten wird ... und war einverstanden.

Seit damals erscheint in Wien eine zionistisch-deutsche Zeitung mit dem ausgeborgten jiddischen Kopf: „Wiener Morgenzeitung“.⁴⁸⁵

Welche Überlegungen in ausgeborgten Köpfen durchgeführt werden, ist psychologisch nicht

⁴⁸⁴ „Redakteur der jiddischen Zeitung“: gemeint ist Naftaly Mayer Racker. Er gründete 1915 die „Yudische Morgensaytung/Jüdische Morgen-Zeitung“, die erste und einzige jiddische Tageszeitung in der Pressegeschichte Wiens. Ab Jänner 1919 erschien sie als „Yudische Morgenpost/Jüdische Morgenpost“, wurde später in eine Wochenzeitung umgewandelt und erschien in dieser Form bis 1926. Laut Neugröschel wurde sie von den Jiddischisten Wiens als „Jiddische Morgenpest“ bezeichnet. Wie Silburgs Polemik erkennen lässt, galt den Jiddischisten der Verkauf des Zeitungstitels als schwerwiegende kulturpolitische Fehlentscheidung der jüdisch-nationalen Bewegung. Racker war aber offensichtlich der zionistischen Idee mehr verpflichtet als den Interessen der jiddischen Kultur in Wien.

⁴⁸⁵ Die jiddischsprachige Tageszeitung trug von Anfang an parallel zum Titel in hebräischer Schrift auch den lateinschriftlichen Titel „Wiener Morgen-Zeitung“ mit einem Bindestrich, den der Titel der deutschsprachigen Zeitung nicht aufweist. Der Titel der Zeitung wurde von Racker als Kapital als Teil seiner Beteiligung in die neugegründete Jüdische Zeitungsgesellschaft eingebracht.

schwer zu ergründen. Es versteht sich auch von selbst, dass dieser Kopf sich sehr schnell an der jiddischen Kultur anlehnen muss – ansonsten könnte er sich nicht gerade halten ...

Es sitzt dort also ein gewisser S. S., ein Kulturmakler (sein Name ist für uns nicht interessant).⁴⁸⁶ Was, meint Ihr, macht er? Er sitzt Tag und Nacht und wartet, lechzend, schmachtend, geradezu vor Sehnsucht vergehend, sich die Augen danach ausblickend, ob nicht irgendwo aus heiterem Himmel eine jiddische Zeitschrift erscheint. (Gott bewahre uns vor einer jiddischen Tageszeitung!) Stellt Euch also die Freude von so jemand vor, wenn ihm die „Kritik“ vor Augen kommt. Es war sicher überzeugt, dass der dort seinen Verwandten, den Makler Menachen Mendel aus Jehupetz sehen wird.⁴⁸⁷ Wie groß war aber seine Enttäuschung!

Charakteristisch für solche Leute ist, dass sie alle sitzen und auf ein jiddisches Wort warten. Da sitzt, zum Beispiel, ein jüdischer Pole Bienenstock in der Lemberger „Chwila“ und wartet auch. Und nachdem er von der „Kritik“ gekostet hat, musste er ein saures Gesicht machen. Alle die Chwila-Leute, die Verdränger des jiddischen Wortes, dass, so lange sie auf der „jüdischen Gasse“ da sind, das jiddische Wort überhaupt nicht zur rechten Entfaltung kommen kann. Und wäre es denn möglich, dass die „Kritik“, die mit allen Spitzen gegen sie gewandt ist, und die mit der Idee gegründet wurde, jene Lüge, welche alle diese Groß-Intellektuellen in unser Leben gebracht haben, aufzudecken, ihnen gefallen könnte?

Derselbe S. S. der „Wiener Morgenzeitung“, sobald es ihm nur scheint, dass jemand von „jener Seite“ ihm zuhört – hat er eine grenzenlos hohe Meinung vom hohen Niveau der jiddischen Kultur, wenn er aber zu uns redet, dann wird er frech. Er ist etwa der Meinung, dass unsere Kultur „labil“ sei, d. h. sie schwanke hin und her, und das der Grund für unseren Niedergang der „Verweltlichungsprozess“ sei usw. Der ausgeborgte Kopf kann aber nicht verstehen, dass wir, die junge Generation, überhaupt nicht gegen „Verweltlichung“ sind; wir finden, dass wir auch ein Teil der Welt sind und unseren Anteil an der Verweltlichung haben. Wir wollen aber, dass dieser Prozess direkt zu uns kommt, durch und für uns und nicht durch allerlei Makler und Vermittler.

⁴⁸⁶ ein gewisser S. S.: Gemeint ist Siegfried Schmitz (Neutitschein 1886 – Jerusalem 1941), Redakteur der deutschsprachigen zionistischen Tageszeitung „Wiener Morgenzeitung“ von 1919 bis 1927. Schmitz war auch ein sehr produktiver Übersetzer aus dem Jiddischen und jiddischer Theaterkritiker und beschäftigte sich mit der Geschichte des jiddischen Theaters allgemein und in Wien im Besonderen. Vgl. Dalinger, Quellenedition, 200 und Index; Adunka, Exil, 157.

⁴⁸⁷ Ab 18. Jänner 1920 brachte die WMZ in Fortsetzungen: „Menachem Mendel. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Scholem-Alejchem. Aus dem Jüdischen übertragen von Siegfried Schmitz.“

Dass ein Reporter eine Meinung zu allem hat und auch zu Literatur – das ist ein trauriges Faktum. Aber die Frechheit, die so ein Außenstehender hat, der gerade erst aufgestanden ist und noch immer bei Mendels „Schindmähre“ ist – sie ist grenzenlos. Die Art, wie man Rawicz’s plastisches Gedicht „Gewissen“ zitiert, zeigt deutlich, dass es ihnen an Geschmack auch an etwas Gewissen fehlt. Hoffentlich werden noch Kindes-Kinder dieser Außenstehenden, die auf dem armen Rücken unserer Schindmähren-Literatur machen, auch jemand von uns übersetzen. Es kommt bald soweit. Was wollen sie denn machen? ⁴⁸⁸

Einstweilen rufen wir ihnen aber zu: Respekt! Respekt vor jedem unserer Worte, die in Armut und Einsamkeit geschaffen werden, obwohl wir sehr gut wissen, dass für jeden von uns hundert von diesen Leuten aufkommen. Für uns ist, ob gut oder schlecht, die Meinung von Warschau-Wilna, Amerika wichtig. Dort wartet man nicht, dort ist es eine Lebensnotwendigkeit. Und gerade von dort hören wir ganz andere Meinungen. Das gibt uns

⁴⁸⁸ „auch jemand von uns übersetzen“: Die WMZ brachte 1919/20 u. a. Erzählungen von J. L. Perez, H. Nomberg, A. Weißenberg in der Übersetzung von Siegfried Schmitz.

Der konkrete Anlass von Silburgs Polemik gegen Schmitz lässt sich nicht feststellen. Bei Durchsicht der Nummern der „Wiener Morgenzeitung“ von Februar bis April 1920 konnte nur ein Artikel von Siegfried Schmitz festgestellt werden, dessen letzter Absatz einen Satz über die „weltliche Kultur des Judentums“ enthält, auf den Silburg sich hier zu beziehen scheint. Anzumerken ist dazu, dass sich diese Polemik von Schmitz ausschließlich gegen einen Theaterkritiker der Neuen Freien Presse, Paul Goldmann, richtet, der zu einer Aufführung von Arnold Zweigs „Die Sendung Semaels“ eine negative Kritik verfasst hatte:

„Verdrehung, Täuschung im höchsten menschlichen Sinne, im seelischen, das ist das Bild des jüdisch-deutschen Journalistik, diesmal an einem kleinen Kommistypus [gemeint ist Paul Goldmann, T.S.] abgenommen. Ueberwunden kann diese grauenhafte Krankheit nur werden, wenn die Kultur der Völker, unter denen dieser Typus aufwächst, durch ihre eigene seelische Vertiefung ihm den Boden entzieht, und wenn die weltliche Kultur des Judentums, welche durch krisenhaft überstürzte Entwicklung die labilen Uebergänge und damit auch die seelisch labilen Menschen geschaffen hat, harmonisch und stabil in die jüdische Kulturkontinuität hineinwächst. Sursum corda! Und die „Journalistik“ muß in ihrer Lüge ersticken!“ (s. s. [=Siegfried Schmitz], Kulturschwindel. In: WMZ Nr. 376, 8. Februar 1920, 7.)

Die „Kritik“ wird in den von mir durchgesehenen Ausgaben der WMZ von Februar bis April 1920 nirgendwo erwähnt, es bleibt daher unklar, auf welchen Artikel sich Silburg hier bezieht. Auch die von Silburg erwähnte Zitierung von Rawicz’ Gedicht konnte bisher nicht eruiert werden, sie finden sich jedenfalls nicht im oben erwähnten Artikel von Siegfried Schmitz. Auf derselben Seite wird in der WMZ in einem kurzen Beitrag das Wiedererscheinen der hebräischen Zeitschrift „Hazefirah“ in Warschau als Tageszeitung begrüßt. Darin ist zu lesen:

„Heute ist die „Hazefirah“ berufen, die *Hebräisierung* [Hervorhebung im Original, T.S.] der Juden Polens und überhaupt des Ostens zu festigen und zur dauernden Erscheinung zu machen.“ (Ch. T. [=Chaim Tartakower?], Die „Hazefirah“ als Tageblatt. In: WMZ, Nr. 376, 8. Februar 1920, 7.)

Kraft. S-g

Quelle: Z-g [=Zilburg]: *Di oysgeborgte kep*, in: Kritik, Nr. 2 (März/April 1920), 30-31.

Übersetzung aus dem Jiddischen: Thomas Soxberger.

Melech Rawitsch

Herzl

Es war in einer
deiner Seele hellen Nächte
die aufflammen ließ in deinen Adern Helligkeit,
und neunzehnhundert Jahre durchsichtiger Zeit,
und nahe zwölf Millionen Herzen.
Es war der Traum in der Finsternis klar,
und flammte auf mit seinen Farben
wie das Land
das im vierzigsten Jahr
der Wüstenwanderung vor Moses Augen lag.

Und aufgestanden bist du in der Nacht
die Tiefe des Hauses atmete noch tief,
und hast beim Schein eines einsamen Lichts,
geschrieben, und schriebst leuchtend Brief um Brief –
traurig wie Jahrzeitkerzen und flackernd wie sie,
an Bekannte und Unbekannte,
und an völlig Fremde,
an die Getreuen, und an die, die nicht mehr treu,
und an die Freien, und an die, die noch nicht frei,
Es vergingen ein Monat, zwei und drei
Und der Traum der so klar,
wurde wahr –
wie die Scharen von Schwalben in der Mitte des März.
Bald kamen sie zu dir, dunkle, von der südlichen Sonne verbrannte,
und schlossen dich halb verlegen in die Arme:

Bruder! –
Und die vom Norwind ausgebleichten,
erreichten voller Schrecken dein Haus:
Ist es schon an der Zeit?
Und die, welche das östliche Schwert verwundet,
kamen und litten Hunger,
und warteten an der Schwelle deines Hauses
und gingen schon nicht mehr nachhause.
Und nahmen ein Brot
und einen Brief
aus deiner Hand, und eine Karte für das Schiff,
und haben dem Meer sich anvertraut.
Und es haben die Brüder aus Westen das Gold
gebracht, und warfen es auf deinen Tisch,
Mark und Kronen und Franken
und mit klaren und blankem
Gold glänzte das britische Pfund.
Und oft war darunter ein goldenes Herz ---
So wurde der Traum Wirklichkeit,
und die Wirklichkeit ist ein siebenfarbiger Traum
geblieben.-
Und der Engel, der vor Gott die Chronik schreibt,
verzeichnete in seinem Buch noch einen Namen
und hat ihn mit goldenem Zierrat umgeben.

Quelle: *Melekh Ravitsh: Hertsl*, in; „*Viner morgentsaytung/Wiener Morgen-Zeitung*“, (Wien, 29. Juni 1918), 1. Übersetzung aus dem Jiddischen: Thomas Soxberger.

Jüdische Kultur in deutschen Städten

Disposition zu einer Auseinandersetzung

Wieder eine Völkerwanderung. Jüdische Massen gehen auf dem Weg nach Osten nach fünfhundert Jahren in die deutschen Städte zurück. Ihr Kulturproblem wird auch hier aktuell.

Volk. Was meint Volk in Europa, Volk bei der weißen Rasse? Sprache! Einst war Volk: Tracht, Sprache und Religion, heute ist Volk nur Sprache. Tracht ist ein dünnes Gewebe und Religion hat in der materialistischen Welt ihre Existenzberechtigung verloren.

Und da ist der wunde Punkt. Da kommt so ein Jude in eine deutsche Stadt. Bart und Schläfenlocken hat er im Osten gelassen, und den letzten Rest seines Judentums lässt er in einem Bekleidungsgeschäft zurück. Und jetzt beginnt der Vermischungsprozess. In die slawischen Länder haben wir eine germanische Sprache getragen, und ins germanische Land – bringen wir sie germanisch zurück, wie ehemals. Ein Wort und noch ein Wort, und die Wörter gleichen sich an, kommen zu ihrer Gestalt, die sie vor fünfhundert Jahren hatten, zurück. Der Jude spricht halb Deutsch, halb Jiddisch, aber ein Oskar oder eine Erna reden Deutsch, Deutsch und nur Deutsch. Volkskultur [ist] eine spontane Angelegenheit, und kommt sie nicht von selber, dann kann auch ein Regiment Universitätsprofessoren nichts helfen.

Könnt ihr euch tatsächlich eine jiddische Volksschule in Wien oder in Berlin vorstellen? Aber ein jiddisches Theater und jiddische Bibliotheken und jiddische Volkshochschulen und jiddische Bücher kann ich mir in diesen Städten vorstellen.

Der Assimilationsprozess ist hier nicht aufzuhalten, er hat den einzigen Volkserhaltungsfaktor: Sprache – für sich.

Aber Arbeit kann getan werden: für jene Hartnäckigen, in denen der Volksgenius nicht absterben kann, nicht in der ersten und nicht in der zweiten Generation, für die, welche wandern und die nur ein paar Jahre da sein werden. Keine aufbauende, aber erhaltende Arbeit kann getan werden.

Aus Osten kommt der Lichtstrahl. Öffnen wir weit die Fenster der westlichen, noch sehnsüchtigen Seelen... Lassen wir die Sonne herein!

M. Rawitsch

Quelle: *M. Ravitsch: Yudishe kultur in daytshe shtet*. In: „*Kritik*“, Nr. 1 (Wien, Februar 1920), 30-31. Übersetzung aus dem Jiddischen: Thomas Soxberger.

Melech Rawitsch

Fahnenlied

Wenn die roten Fahnen flattern
flattert im Herzen mir das Blut,
im stolzen Gang der
der barfüßigen roten Bataillone
zieht hin mein Blut.

Volk mit uns,
und bewahre Gott
dich vor dem Eisernen auf unseren Wegen
dass mit deinen Prozessionen du ihm kämst entgegen,
mit deinen Schächtern und Rabbinern,
mit deinen Geldsäcken, Volkes-Totengräbern,
Mit deinen Verwandten-Anverwandten
Kaisern,
mit ihren lächelnden Narrengesichtern;
und mit deinem ganzen Rummel
goldener Kreuze und pergamentener Bücher.
Man versteht keinen Spaß, Sturm ist Sturm,
da ist das Leben, es hasst die Gräber!
Ach, heiliges Pergament heiliger Bücher –
wir werden es in Stücke zerreißen, die flattern,
selbstverständlich, selbstverständlich, wir werden es nicht verschwenden
wir werden es färben im Feuer
unseres Morgenrots,
wir werden es spannen auf die Stangen der Kreuze,
wir werden es einem von uns zu tragen geben, einem der Unsern, einem Schlichten,
das Pergament muss flattern, muss flattern,

denn wir brauchen Fahnen, rote Fahnen.

Fahnen sind wilder Magnet,
in den brausenden, schwarzen Wolken des Volkes,
Fahnen ziehen den Sturm an! –
Donner muss sein, und Blitz muss sein, ehe der Wolkenbruch
peitschend, kühlen wird, schwarz machen wird,
unsere Erde,
die zerspringen wird, schwarz wie sie ist
und zu unseren Füßen hervorbringen wird,
vor uns, dem Volk,
das grüne Korn der neuen Welt.

Wenn rote Fahnen flattern,
flattert in meinem Herz das Blut;
mit dem stolzen Gang
der barfüßigen und roten Bataillone
zieht mein Blut.

(entnommen aus dem Buch „Nackte Gedichte“, das in Kürze in der Kooperativen Abteilung
„Kritik“, Wien, erscheinen wird.)

Quelle: *M. Ravitsh: Fohnenlid*. In: „*Der veker*“. Dritter Jahrgang, Nummer 7, (Sonntag, 1. Mai
1921), 3. Übersetzung aus dem Jiddischen: Thomas Soxberger.

Ber Horowitz

Der Gesang der Zuversicht

Ihr Brüder, deren Lebenskraft ausspeien die hohen
Kamine der Fabriken,
ihr Brüder, die ihr in Büros Hämorrhiden bekommt
und runde Rücken,
ihr Brüder, Schneider, Schuster, Tischler, Drucker,
die bleich und lungenkrank werden in finsternen,
staubigen Werkstätten,
ihr Brüder, bebrillte Studenten, Idealisten mit
Hühnerbrüsten, mit Bäuchen voll Karotten aus
schlechten Mensen, mit Köpfen voller Wissen, mit Herzen
voll Glauben an die messianischen Zeiten,
ihr Brüder Kellner, plattfüßig, O-beinig, mit
lächerlich fleckigen Fracks, die ihr euch bückt
ohne Würde vor jeder Schieberfresse,
ihr Brüder, Professoren mit abgewetzten Hosen,
Doktoren mit schiefen Absätzen, gelbsüchtige
Chemiker, anämische Gehilfen, Dichter, geübte
Sänger aus der Tiefe, Friseure, Bader, Träger und
ihr schwerarbeitenden Massen überall,
und ihr Schwestern, Mütter heilige, millionenfache
Madonnen, Heldinnen, Deborahs, stille Opfer von
schwerer Pflicht und unbegrenzter heiliger Liebe,
Modistinnen, Stenotypistinnen und einfach Arbeiterinnen,
Kursistinnen mit kurzen Haaren, mit tintenfleckigen
unmanikürten Fingern, die davon träumen eine
Rosa Luxemburg zu sein und die von Arbeit
aufgerieben werden,

und ihr alle, liebe Schwestern, die keine
Zeit haben für Glück und für Liebe
und ihr alle, liebe Brüder, die keine
Zeit haben für Glück und für Liebe,
da komme ich, euer Bruder, Sohn der Arbeit, zum
tausendsten Mal zu euch zurück
und trage euch entgegen meinen Glaube, die Liebe und die
frohe Botschaft,
das Einigkeit und Zuversicht die größte Macht sind,
und dass die Welt sich erneuern wird, und kommen wird der
Menschen-Mai
durch unsere Hände und Herzen, die Welt wird frei!

Quelle: *Ber Horovits: Der gezang fun bitokhn*. In: „*Der veker*“. Dritter Jahrgang, Nummer 7,
(Sonntag, 1. Mai 1921), 4. Übersetzung aus dem Jiddischen: Thomas Soxberger.

Abraham Mosche Fuchs

Die kleine Manje

(Die Schneiderin Manje lebt mit einer alternden Schicksalsgenossin Sore-Bine in einer Kellerwohnung. Sie macht sich Hoffnungen auf die Ehe mit dem Rabbinatskandidaten Max Leberherz, der sie aber nur sexuell ausnützt. Trotzdem träumt Manje von einer Familiengründung, fühlt aber gleichzeitig, dass ihr die Zeit davonläuft.)

Einmal aber, es ist an einem sonnenhellen Sonntagvormittag, marschieren Manje und Sore-Bine, feiertäglich herausgeputzt, in den Frauenreihen einer Arbeiterdemonstration über die Ringstraße. Wie ein Wald von Flammen flattern die roten Fahnen, über dem Meer von Köpfen, den vorwärts schreitenden Reihen der Menschen mit ihren froh leuchtenden Gesichtern. Vorne spielt eine Musikkapelle, fröhlich schallen die Messingtrompeten, die wie große goldene Brezel um Männernacken hängen. Pauken ertönen mit hallenden Schlägen, große Messingschinnellen, wie feurig blitzende Sonnen, machen lautes Getöse. Väter lassen Kinder auf ihren Schultern reiten und mit begeisterter Stimme singen die marschierenden Menschen immer wieder dieselben Arbeiterlieder, die Marseillaise, die Internationale, die im Geräusch der Musikkapelle ertrinken. Die Männer heben die geballten Fäuste in die Luft, die Frauen, in ihren eigenen Reihen, tragen rote Kopftücher und schwenken die roten Tücher, die sie in Händen halten, und alle marschieren sie mit gemessenen, festen Schritten und rufen mit begeisterten Stimmen: „Freiheit! Freundschaft! – Hoch die Arbeiterklasse! Nieder mit der faschistischen Reaktion! - Es lebe der Sozialismus! – Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! – Rot, rot! Hurra! Hurr-ra!“

Manje und Sore-Bine, ebenfalls mit roten Tüchern auf den Köpfen, die sie im Nacken verknotet haben, und mit roten Tuchfächern in den Händen, gehen in der Frauenreihen des besonderen Abschnitts jüdischer Arbeiter, der am Ende der Demonstration marschiert. Man trägt rote Fahnen, man ruft Freiheit und Freundschaft und man singt feierlich dieselben Arbeiterlieder, aber in der vertrauten jiddischen Sprache.

Wie immer bei Demonstrationen ist Manje in freudig gehobener Stimmung. Sie marschiert mit Schwung, singt mit Begeisterung alle Lieder mit, schwenkt das rote Tuch und skandiert

mit Inbrunst alle Parolen mit. Der Weg führt vorbei am Rathaus mit seinem Turm, am Parlament mit den griechischen Säulen, an den Denkmälern, dem alten steinernen Burgtor und den prächtigen Bauten. Aber plötzlich greift ihr etwas eiskalt ans Herz. Sie fühlt, wie sich Sore-Bine, die neben ihr marschiert, das verstohlene Spottlächeln auf dem eingefallenen Mund verbeißt. Ihr lebendes Auge hält sie mit scheinbarer Verschämtheit gesenkt, aber das andere, das gläserne Auge, blickt nach vorne, offen, mit dem Blick toter Gleichgültigkeit. Und Manje wendet sich mit konfusem Blick in dieselbe Richtung und sieht, dass drüben, aus dem noblen Imperial-Café, mit seinen breiten, klaren Fensterscheiben, ein hochgewachsener Mann mit einen hohen, glänzenden Zylinder auf dem Kopf heraustritt. Er hält sich steif aufrecht in seinem fest zugeknöpften schwarzen Anzug, als ob er einen Stock verschluckt hätte, die dicken Lippen sind von einem frischen, fleischigen Rot, und das braune, gestutzte Bärtchen über dem weißen Kragen ist glänzend fett gesalbt. An seinem Arm tänzelt eine vornehme, kleine und dicke junge Frau, die mit einem weiten Pelzmantel ausgestattet ist. Weiches, rundes Mondgesicht, mit schmierig-rosigem Puder, ein fettes Doppelkinn, das wie ein kleines umgebundenes Fässchen auf der herausgestreckten Brust liegt. Sie trägt einen gelben Samthut, über dem ein großer grüner Vogel schwebt, und funkelt vor Schmuck, mit einer dicken Goldkette am Hals, Brillantringen an den Fingern und vielen Goldbracelets an beiden Handgelenken.

„Ha, schau nur“, sagt Manje blass und verwundert. „Das ist doch er, der Herr Leberherz, mit seiner reichen Braut, ach, soll der Teufel seinen krepiereten Vater ... so wahr ich lebe.“

Das Paar ist am Straßenrand stehengeblieben und wartet, bis die Demonstration vorübergezogen sein würde, um dann die Straße zu überqueren und den Weg in Richtung Stadtpark fortzusetzen. Jetzt ist Manje bereits wieder übermütig geworden. Als sie an dem Paar vorbeigeht, das Arm in Arm am Straßenrand steht, fächelt sie hitzig mit dem Tüchlein und mit der fröhlich-frechen Stimme der Kinder der Armut schreit sie ihm direkt ins Gesicht:

„Herr Doktor Rabbiner Leberherz, Freiheit, hoch die Arbeiterklasse, nieder mit der Bourgeoisie, es lebe der Sozialismus, Freiheit, rot, rot!“

Er verzog merklich die feine Nase, als ob ihm vor irgendeinem Gewürm ekeln würde, und sagte mit würdevollem Zorn:

„So was. Eine Schande. Wirklich wahr.“

Die Braut wiederum hat mit weiblichem Sachverständigenblick Manjes magere Gestalt mit

den roten Hitzeflecken im blassen Gesicht von oben nach unten abgemessen und lächelt verächtlich, böse mit dem ganzen Doppelkinn und sagt zu ihrem Bräutigam:

„So eine freche polnische Judenschickse ... Komm mit nach Hause, mein lieber Max!“

Quelle: A. M. Fuks: *Di kleyne Manye*. In: *Di nakht un der tog*. Verlag „Der kval“, New York 1961, 35-35. Übersetzung auch in: *Nackte Lieder. Jiddische Literatur aus Wien 1915-1938*, zusammengestellt und übersetzt von Thomas Soxberger. Wien 2008, 75-83.

Max Neugröschel

Der Arbeiter

Was kann ich dir mir geben, als einen warmen Händedruck
und einen freundlichen Blick unter der alten, verschossenen Schirmmütze?
Was kann ich dir geben, als ein Trostwort von mir, der tröstet,
und gelegentlich, gelegentlich das Feuer einer gefundenen Zigarette?

Was kann ich dir mehr geben, als dir die Straße zu zeigen,
nach der du mich fragst,
und dir die Gleise der schnellen Straßenbahnen zu zeigen, die dorthin fahren
und dir ein herzliches, leises, liebevolles Wort zuflüstern
mitten im städtischen Getriebe, mitten im schreienden Lärmen?

Ich habe nicht mehr, als vier nackte Wände, eine traurige
Frau mit zwei blassen Kindern,
und stille Träume bei Nacht, die mir ein wunderbares Leben malen.

Sag:

Was kann ich dir geben?

Quelle: *Mendl Naygreshl: Der arbeter*. In: *Kaylekhdikey teg*. Verlag „Tsushtayer“, Wien-Lemberg 1935, 27. Übersetzung auch in: *Nackte Lieder. Jiddische Literatur aus Wien 1915-1938*, zusammengestellt und übersetzt von Thomas Soxberger. Wien 2008, 179.

Siegmond Löw:

Halbe Menschen

(Der ehemalige Soldat Hans Grabsteiner kommt als Invaliden und Epileptiker im Herbst 1919 aus italienischer Kriegsgefangenschaft nach Wien zurück. Früher hat er in einer Schneiderei gearbeitet, das ist ihm aufgrund seiner Behinderung nicht mehr möglich.

Grabsteiner trifft seine Frau nicht mehr an der früheren Adresse an. Er erfährt, dass sie im Vorortviertel "Auf der Schmelz" leben soll – als er sie tatsächlich dort findet, stellt sich heraus, dass sie eine Prostituierte geworden ist.

Hans trifft andere obdachlose Invalide, übernachtet auf dem Müllplatz "Auf der Schmelz", und wird Kudelka, dem Vorsitzenden des Invalidenvereins "Die Schmelz" vorgestellt. Dieser macht ihm klar, dass er, um betteln zu dürfen, erst Mitglied des Invalidenvereins werden müsse. Kudelkas Losung lautet: „Disziplin muss sein“. Grabsteiners Aufnahme in den Verein erfolgt im Extrazimmer des Wirtshauses "Zum sanften Heinrich" auf der Schmelz. Diese Neuaufnahme wird mit Schnaps begossen):

„Kudelka stellte ihn noch in der Tür vor:

Nummer zweihundertundsechzig, unser neues Mitglied, Hans Grabsteiner.

Alle schlugen mit den Fäusten auf die Tische. Eine ganze Menagerie, dachte Hans, lächelte. Vor seinen Augen liefen schnelle Zirkusbilder ab.

– Ta – ta – ta – ta! Setz dich neben mich, sagte der, dem Hans den Namen „der Frosch“ gegeben hatte. Er hieß Ksaban. Man hatte ihn in ein flaches Kistchen auf Rädern hineingesetzt, wie eine Pflanze in einen hölzernen Blumentopf, und hatte ihn mitsamt diesem Kistchen auf die Bank gestellt. Hans ging hin und setzte sich neben ihn, stellte die Schnapsflasche auf den Tisch.

Den Vorsitz hatte der Präsident, Kudelka. An der Wand hinter ihm hing ein großes, viereckiges Schild:

Sozialdemokratischer Invalidenverein

„Die Schmelz“

Die Wände entlang standen lange Bänke. Dort saßen die kleinen Menschlein, still und schweigsam, vorsichtig in jeder Bewegung, um den anderen nicht zu stören, so saßen sie da, wie zufällig zusammengewürfelte Restposten. So ein Menschlein, das krümmt sich, das wird ganz dünn und flach, die kleinen Augen zeigen Dankbarkeit für jedes kleine Bisschen Licht, jeden Atemzug. Sie saßen da, wie gekrümmte, niedergebeugte Pflanzen – andere, mächtigere, hatten sie zerdrückt.

Hans wusste bereits, dass die sozialdemokratischen Invaliden in allen Bezirken organisiert waren, sie hatten die wichtigsten Stellen in allen Straßen besetzt, und für einen Außenstehenden war es nicht leicht, da hineinzukommen. Ihn hatte man schon einige Male vertrieben, man musste sich an die Gesetze halten, das wusste er jetzt.

Ihm genau gegenüber, in der anderen Ecke, saß Kocmata, der Kleine mit dem roten Bart. Am ersten Abend, als Kudelka Hans ins Wirthaus gebracht hatte, hatte Kocmata ihm die Müllberge gezeigt, wo man schlafen konnte. Er döste dort in der Ecke, schwieg einen ganzen Tag im Halbschlaf.

[...]

Und die Gläser schlugen aneinander, schlugen hart auf den Tisch, wurden umgedreht und diese Töne vermischten sich mit heiserem Gebrummel. Im Zimmer entstand Bewegung, wie in einem Schaff, in das man Fische geworfen hat. Füße stampften, Hände patschten, es wurde lebhaft. Einer redete mit dem anderen, und alle redeten gleichzeitig. Man berichtete einander die Erlebnisse des vergangenen Tages. Niemand sah, dass Kocmata jetzt erst aus dem Schlaf erwachte, den tauben Kopf schüttelte, als wollte er etwas aus den verstopften Ohren herausschütteln. Seine Augen starrten weit aufgerissen auf das volle Schnapsglas, er schnaufte tief mit der verschrumpelten Nase, und nieste zweimal hintereinander ausgiebig. Dann beugte Kocmata den Kopf vor, nahm das Gläschen in den offenen Mund, ohne die Hände zu benützen, und so stürzte er es hinunter. Dann schlief er wieder ein.

Jemand warf einen Groschen in die Spieltruhe, im Zimmer begann ein Schmettern, dass man taub werden konnte davon. Auf der Spieltruhe stand ein hölzerner Clown, ein Krüppel mit schiefem Mund und einem abgehackten Bein. Während die Musik spielte, drehte sich der Verkrüppelte die ganz Zeit um sich selbst und tanzte. Ksaban hüpfte mit dem Hintern im Kasten und klopfte mit den harten Händen dazu.

Auch Hans war fröhlich. Er dachte:

– Schlaf, Kocmata, lach, Ksaban – – –

Er hörte nichts von dem, was Ksaban die ganze Zeit auf ihn einredete. Die Spieltruhe schmetterte einen alten Militärmarsch in seine Ohren.

– Ta–ta–ta–ta! – sagte Ksaban, – bei uns ist es lustig, was?

– Ja, sagte Hans. Ksaban hörte nicht auf zu reden, weich, wie zerkautes Brot. Er krümmte seinen zerschlagenen Körper, sprang mit dem Gesäß in seiner flachen Kiste, wie ein Frosch im grünen Moos.

Diesen Ksaban kannte Hans schon ein wenig besser als die anderen. In den letzten drei Tagen, die er durch die Straßen gestreift war, war er ihm einige Male begegnet: er saß auf der Brücke des Heiligen Antonius, knapp am eisernen Geländer, wie ein zusammengekrümmtes Tier. Man sah nur den kahlen Kopf, einen kleinen runden Rücken und unten ragte, wie aus einem schwarzen Bündel, ein mageres, verdrehtes Ärmchen. Jeden Tag saß er da auf der Brücke des „Heiligen Antonius“ und jeden Abend saß er im Wirtshaus „Zum sanften Heinrich“.

– Ta–ta–ta–ta! sagte er zu Hans. Der Krieg hat mir eine Hälfte abgeschossen, und die andere Hälfte ist so geblieben, wie sie ist. Ta–ta–ta–ta!

Die Spieltruhe schmetterte einen alten Militärmarsch – – –

Kudelka schlug auf den Tisch, es wurde still, er sprang auf und hielt eine Rede:

– Schluss mit der alten Zeit! Die Monarchie, der Kaiser sind verschwunden, die Macht gehört uns, der Sozialdemokratischen Partei! Ohne Demokratie wird es gar nichts geben. Und für uns, die im Krieg am meisten gelitten haben, sorgt die Regierung, sorgt die Sozialdemokratische Partei, ihr könnt euch drauf verlassen, Genossen. Niemand wird zurückgesetzt werden, jeder erhält seinen Platz. Dazu leben wir in unserem Vaterland, in unserer Stadt Wien. Hoch!

Kudelka setzte sich. Die Gläschen schlugen auf.

Hans hob den Kopf und lacht mit zusammengebissenen Zähnen. Alle blickten sich um.

Kudelka fragte ihn:

– Na, warum lachst du so narrisch?

– Ich? – sagte Hans. – Weil du gesagt hast: Vaterland. Was ist das?

Kudelka hob einen Finger:

– Was das ist? Wien! Österreich! Das ist dein Vaterland.

– Mich hat Wien betrogen – sagte Hans leise, aber deutlich. Ksaban klatschte mit dem Gesäß in der kleinen Kiste auf:

– Ta–ta–ta–ta! Wien betrügt einen nicht.

Hans schlug mit der Faust auf den Tisch.

– Mich hat Wien betrogen.

Kudelka stand wieder von seinem Sessel auf, streng, wie ein Präsident eben:

– Wien? Du gehörst zu uns, nicht zu Wien. Als red nicht!

Es wurde still, Kudelka setzte sich wieder hin. In dieser Stille zeichneten sich die Gesichter ab: Grün, gelb, fleckig, schmal, ausgezehrt, zerfurcht. Unterdrückte Furcht sprach aus den Gesichtern. Der rote Kocmata wachte wieder auf. Er schnaubte wieder mit der verschrumpelten Nase, und seine stumpfen Augen blieben an den leeren Gläsern hängen, wie zwei festgefrorene Tropfen. Eine Minute blieben sie so hängen – dann schlief er wieder.

In diesem Moment kam der blinde Max ins Wirtshaus, tappte mit den Händen durch die Luft, kam ins zweite Zimmer, blieb in der Tür stehen, und rief aus:

– Zur Demonstration! Invaliden, hinaus auf die Straße!

Sofort sprang Kudelka auf und rief:

– Du roter Gauner, kommst du schon wieder, willst unsere Leute zum Narren halten?

Kocmata erwachte aus seinem tiefen Schlaf, schüttelte den roten Bart, schlug mit der Faust auf den Tisch:

– Warum zum Narren halten? Es geht uns an, es ist unsere Demonstration!

Kudelka ging sofort zu ihm, wie ein erboster Orang-Utan, fasste ihn am Bart:

– Was? Du agitierst auch für die Roten?

– Genossen, auf die Demonstration! – rief der blinde Max noch lauter, und ging wieder.

Kudelka hatte Kocmatas Bart mit beiden Händen gepackt und schrie die anderen an:

– Keiner rührt sich von der Stelle, keiner geht zu den Roten! – und er schlug mit der Faust Kocmata auf die Wange, dass er umfiel. – Also, red nicht! Disziplin muss sein! – sagte Kudelka.

Hans sprang auf, in seinem Kopf entstand ein Durcheinander, und plötzlich schrie er:

Der Kri – i – ieg!

Hans Grabsteiner erhält nun einen Platz an einer Wiener Straßenecke zugewiesen, wo es ihm

erlaubt ist zu betteln. Der Winter kommt, und es fällt Hans zunehmend schwerer, sich vor den gleichgültigen Menschen in seinem Elend zu zeigen. Die Erzählung endet damit, dass Hans Grabsteiner in seiner Verzweiflung einen Stein in die Fensterscheibe eines erleuchteten Caféhauses in der Innenstadt wirft. Er wird verhaftet und in eine Nervenheilanstalt gebracht. Als er als gesund entlassen werden soll, weigert er sich, in den so genannten „normalen Alltag“ zurückzukehren.

Auszug aus der Erzählung von *Ziskind Lyeve* [Sigmund Löw]: *Halbe mentshn*. In: „*Fun velt tsu velt*“, Moskau 1936. 40-69. Übersetzung aus dem Jiddischen: Thomas Soxberger.

Kurzfassung

Literatur und Politik – Moderne jiddische Literatur und „Jiddischismus“ in Wien (1904 bis 1938)

Die Entstehung einer, dem eigenen Selbstverständnis nach modernen, jiddischen Literaturszene in Wien ist vor dem Hintergrund politischer Bewegungen vor dem Ersten Weltkrieg zu sehen.

Im Kontext der Nationalitätenkonflikte der Habsburger Monarchie wurde die Anerkennung des Jiddischen sowohl bei den jüdischen Diasporanationalisten wie in der jüdischen Arbeiterbewegung zu einem politischen Ziel. Dieses wurde teilweise gemeinsam verfolgt, etwa bei den Kampagnen, die vor den Volkszählungen für das Recht, Jiddisch als "Umgangssprache" anzugeben, geführt wurden.

Vor diesem Hintergrund entstand in Galizien eine nationalromantische literarische Bewegung, bekannt als „*Yung-Galtisye*“ (Jung-Galizien), die auf eine Modernisierung der jiddischen Literatur ausgerichtet war und geprägt wurde von ihrem Wortführer S. J. Imber.

Die kulturpolitischen Ideen des „Jiddischismus“ wurden nach dem Ersten Weltkrieg zum bestimmenden Bestandteil der Ideologie des Linken Poale Zionismus. Die Linke Poale Zion, die eine kommunistische Bewegung darstellte, berief sich dabei ebenso wie die sozialdemokratische (rechte) Poale Zion auf das Erbe von Ber Borochow. Jiddisch sollte Träger einer modernen, weltlichen jiddischen Kultur sein. Darin kam auch eine Abgrenzung von den bürgerlichen Zionisten zum Ausdruck. Diese standen dem Jiddischen entweder distanziert gegenüberstanden oder akzeptierten es nur aus pragmatischen Gründen als Kommunikationsmittel der jüdischen Diaspora.

Die besonderen ökonomischen und politischen Bedingungen zu Anfang der 1920er Jahre brachten eine kurze „Blüte“ jiddischen literarischen Lebens in Wien hervor. Einige Autoren, wie Melech Rawitsch oder Moses Liwshitz, wandten sich ganz bewusst den Strömungen der literarischen Moderne und auch der revolutionären Bewegung zu, was ihren weiteren Lebensweg entscheidend beeinflusste. Der Zustrom galizischer Kriegsflüchtlinge

erweckte Hoffnungen für eine stabile soziale Basis für jiddische Kultur in Wien. Um Moses Silburg und seine Zeitschrift „*Kritik*“ sammelten sich Schriftsteller, die Wien in einer Brückenfunktion zwischen den Zentren der jiddischen Literatur in Amerika und Osteuropa sahen. Die verlegerischen Ambitionen der Gruppe kamen durch die Hyperinflation und die Währungsreform an ein Ende.

Nach Mitte der 1920er Jahre blieb in Wien nur mehr eine kleine jiddische Literaturszene bestehen. Weiterhin hielt man Kontakte mit der jiddischen Kulturbewegung in anderen Ländern aufrecht. Dabei fällt eine starke Nähe zur jiddischsprachigen Linken auf, was sich auch in den Themen der jiddischen Literatur aus Wien widerspiegelt. Proletarische Szenen und das Leben der Unterschichten werden oft behandelt. Das Gefühl der „Krise“ der jiddischen Kultur in Wien und der vergebliche Versuch, aus der Isolation des engen jiddischistischen Milieus auszubrechen, prägte die Stimmung dieser Jahre.

Neben der bewusst modernen jiddischen Literatur mit linker Tendenz gab es in Wien auch eine Reihe von politisch konservativen Autoren, deren literarische Produktion eine gesonderte Untersuchung erfordern würde und die in dieser Arbeit nur am Rande behandelt werden. Oft waren diese Autoren journalistisch tätig und schrieben Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur.

Bereits mit der Errichtung des Ständestaats kam es zur Beschränkung der Aktivitäten der jiddischen Kulturszene in Österreich. Nach dem Anschluss 1938 wurden auch die noch verbliebenen Aktivisten der jiddischen Kultur in Wien in die Emigration getrieben oder wurden Opfer der Shoah.

Ein abschließendes Kapitel behandelt die komplexen Beziehungen zwischen Politik, Wissenschaft und Literatur der Wissenschaft der „jiddischen Philologie“, deren Grundsätze Ber Borochow aufgestellt hatte.

Eine kleine Textauswahl im Anhang soll die Behandlung politischer Themen in der jiddischen Literatur im Wien der Zwischenkriegszeit verdeutlichen.

Abstract

Literature and Politics – Modern Yiddish Literature and “Yiddishism” in Vienna (1904-1938)

The development of modern Yiddish literature in Vienna between the Wars has to be seen in the context of political movements, which had an impact on Jewish life in Austria and Vienna before WWI, especially Jewish nationalism and the Jewish Workers Movement.

The nationality conflicts of the late Habsburg monarchy were the background for the aim of both “diaspora nationalists” and the Jewish Workers Movement to gain official recognition for the Yiddish language in Austria. At the same time, a nationalist-romantic Yiddish literary movement was born, Yung-Galitsye (Young Galicia), led by S. J. Imber.

After WWI, the Zionist Workers movement, Poale Zion, and especially its radical left wing, adopted the agenda of Yiddishism for its cultural politics. Both the Left Poale Zion (which was basically a Jewish Communist Party) and the Social Democrat (“right”) Poale Zion claimed the ideological heritage of Ber Borokhov for themselves. Yiddish was to be the foundation of a modern, secular Jewish Culture. This was also a statement against the bourgeois Zionist movements, which saw Yiddish at best in terms of its usefulness as a means of communication but had no special regard for it.

The political and economic conditions of Vienna just after WWI and at the beginning of the 1920s allowed for a short flourishing of Yiddish cultural activity in Vienna. Several writers of the Yung-Galitsye joined the modernist and revolutionary camp. The influx of Galician Jews during the War provided for a local audience for Yiddish theatre and Yiddish popular culture. The writers, involved in the Viennese Yiddishist scene, also wanted to see Vienna as a bridge between the Yiddish literary centres of the Old and the New World. The most remarkable achievement of this literary group, whose central figure was Moses Silburg, was the literary journal *Kritik*. Inflation and the following austerity measures ended the ambitious plans to make Vienna into a centre of Yiddish publishing.

From the mid-1920s onwards, only a small literary scene was able to survive in Vienna. However, it remained in contact with other Yiddish literary centres and links to the Yiddish left movements still existed. This political background is also obvious in the Yiddish

literature produced in Vienna in the 1920s and 1930s. Quite often it treats themes of proletarian life and describes the lives of the lower classes of society. In general, the mood of the Yiddishists in Vienna was one of isolation in a largely assimilated Jewish community. Besides the leftist Yiddish writers, it should not be forgotten that there was also a group of writers with a more conservative outlook. They often worked as journalists and produced popular forms of literature.

The last chapter explores the complexities of politics, science, and literature in “Yiddish Philology”. The foundations for this scientific discipline had been laid by Ber Borokhov.

A few examples of Yiddish writing from Vienna have been given in German translation at the end to illustrate the political aspects of Viennese Yiddish literature.

Lebenslauf Thomas Soxberger

Ich wurde am 17. 12. 1965 in Steyr geboren und wuchs in Biberbach, Bezirk Amstetten, am Bauernhof meiner Eltern Karl und Leopoldine Soxberger auf. Ich besuchte die Volksschule St. Georgen/Klaus, die Hauptschule in Seitenstetten und wechselte dann ans Realgymnasium Waidhofen/Ybbs, wo ich 1985 maturierte.

Nach der Ableistung des Zivildienstes begann ich im Wintersemester 1986 mit dem Studium der Judaistik, Nebenfach Geschichte an der Universität Wien. 1992 und 1994 besuchte ich das Yiddish Summer Programme in Oxford. Ich absolvierte außerdem Studienaufenthalte in Oxford, Jerusalem und Paris für Bibliotheksrecherchen zur jiddischen Literatur. 1994 erhielt ich meinen Abschluss als Mag. phil. im Studienfach Judaistik (Nebenfach Geschichte) an der Universität Wien. Schon während des Studiums war ich in verschiedenen Brotjobs (u.a. als Arbeiter bei wissenschaftlichen Ausgrabungen), in Forschungsprojekten sowie als Übersetzer jiddischer Literatur tätig.

Im Herbst 1998 begann ich den Postgraduate Lehrgang in "Yiddish Studies" an der School of Oriental and African Studies (SOAS) der University of London und schloss diesen 1999 als MA ab.

Ich bin Verfasser einer Reihe von Fachartikeln zur älteren und neueren jiddischen Literatur, zu Aspekten der Wiener jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert und habe selbständig mehrere Forschungsprojekte zu diesen Themen durchgeführt. Außerdem habe ich ich belletristische Übersetzungen aus dem Jiddischen publiziert (zuletzt: "Nackte Lieder", Anthologie jiddischer Literatur aus Wien 1915-1938, Mandelbaum Verlag 2008), sowie eigene Lyrik, Kurzprosa und Artikel in jiddischer Sprache in verschiedenen jiddischen Zeitschriften (u.a. *Di Pen*, Oxford, *Naye Vegn*, Tel Aviv, *Forverts*, New York, *Gilgulim*, Paris).

In den letzten Jahren war ich mehrmals als Gastlektor für Jiddisch an der Universität Wien tätig. Derzeit arbeite ich in Wien als Redakteur der Parlamentskorrespondenz. Von Juli 2008 bis Mai 2010 arbeitete ich, im Rahmen eines Projekts zur Literatur der Zwischenkriegszeit (Germanistik der Universität Klagenfurt in Kooperation mit Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte in Salzburg) an der Übersetzung und Kommentierung der 10 Nummern der Wiener jiddischen Literaturzeitschrift "*Kritik*".

Im Sommersemester 2007 nahm ich das Doktoratsstudium Judaistik wieder auf, das ich mit der vorliegenden Arbeit zum Abschluss bringe.